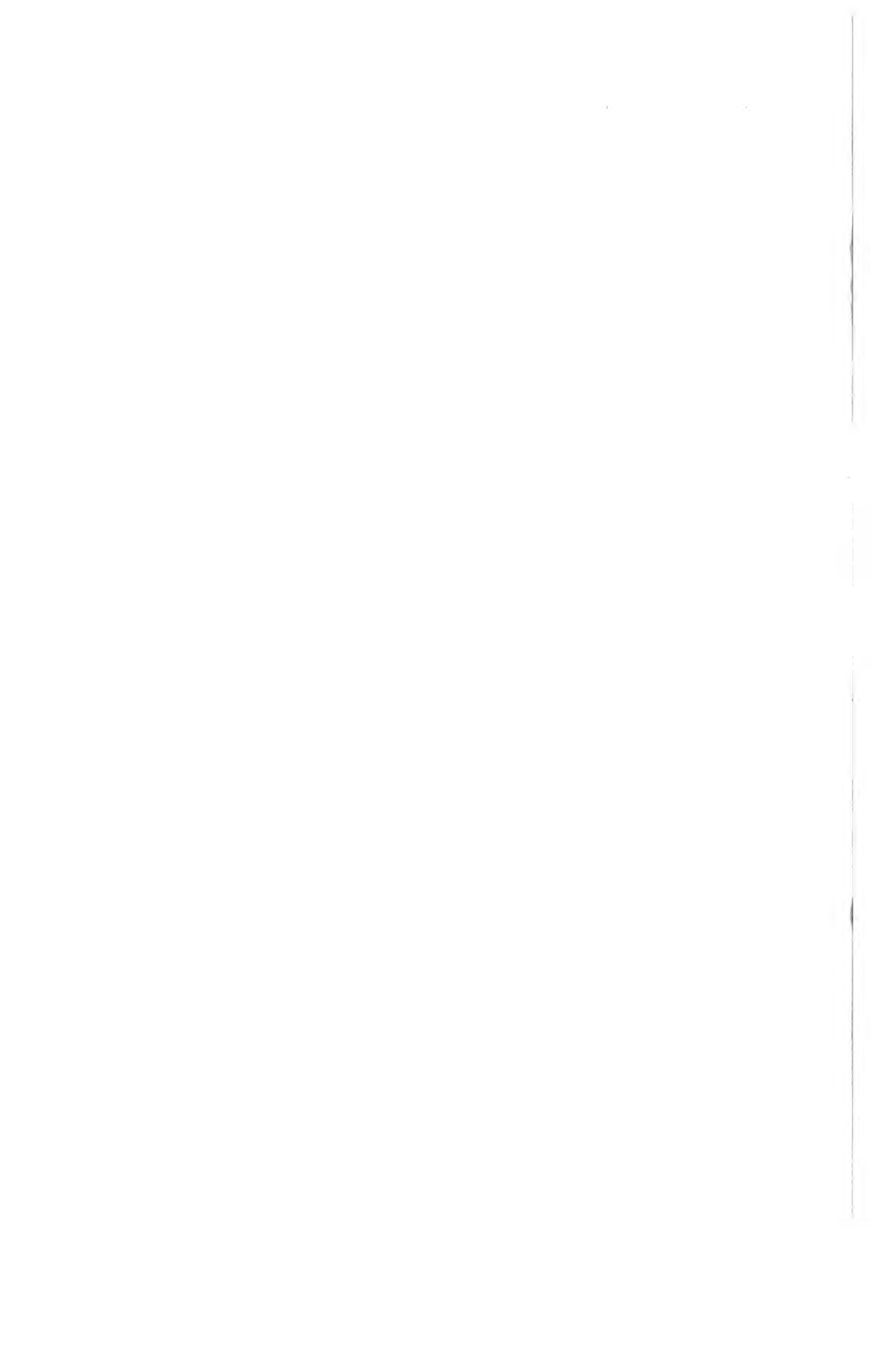
Max Kretzer

Drei Weiber



Drei Weiber.

Urteile über Max Kretzers Roman „Drei Weiber".

„In diesem Buche loht etwas, was in anderen Büchern fehlt: die Erbitterung eines empörten, verwundeten, verachtenden Herzens ... In Kretzers Werk ist Kraft und Mark. Jedenfalls hat er unübertrefflich wahr geschildert."
Züricher Post.

„Es ist uns, als sähen wir einen gewaltigen Wildbach durch sorgsam gepflegte Fluren rauschen, und sein Anblick ist ein so großartiger, daß wir uns nicht von ihm wenden können, wenn wir auch wissen, wie viele Hoffnungen und Träume er uns zerstört."
Literarischer Merkur.

„Ein unsterbliches Geschichtsdokument."
Magazin für die Literatur des In- und Auslandes.

„Beschreibungen wie die des Gastmahls, der Vereinssitzung mit dem sich daran anschließenden Festessen sind riesige Satiren-Freskos: Die einzelnen werden ebenso dem Gelächter preisgegeben wie die Völlerei, die Trunksucht, die Wohltätigkeitsheuchelei. Hier begegnet man einem Juvenalischen Zuge, einer kräftigen, originellen Farbengebung usw."
Karl Frenzel in der National-Zeitung.

„Manche Vorzüge, die den deutschen Autoren bis dahin in dem Grade versagt schienen, vor allem die packende Schilderung des alltäglichen Lebens, treten bei Max Kretzer so überzeugend und siegreich hervor, daß man hier einer ungewöhnlichen Erscheinung gegenübersteht."
Schlesische Zeitung.

„Eine große Kunst, in Worten zu malen."
Berliner Börsen-Courier.

„Kretzer scheint offenbar das ihm beigelegte Prädikat „Berliner Zola" nach jeder Richtung hin haben voll und ganz ausfüllen zu wollen, denn das Maß des in diesem Roman entwickelten Naturalismus ist nicht nur wirklich „Zola", sondern diesem vielfach noch über."
Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

„Das lokale Kolorit Berlins ist unübertrefflich wiedergegeben ... Die Typen der Gesellschaft gibt er meisterhaft wieder, wodurch er sich in die Reihe der schärfsten Menschenbeobachter erhebt."
Breslauer Zeitung.

„Eine ganz hervorragende literarische Erscheinung ... Szenen von ganz großartiger Wirkung und meisterhafter Schilderung."
Kieler Volkszeitung.

„Der Verfasser schildert, was er gesehen, was er beobachtet hat, so sehr, daß der Leser manchmal in seinen Erinnerungen oder in seinem Umgange die Personen suchen wird, welche der Autor im Auge gehabt hat."
Die Post.

„Kretzer hat mit nur wenigen Strichen Skizzen entworfen, die den Blättern eines Menzel auf dem Gebiete der bildenden Kunst verglichen werden können."
„Kauz" (Beilage zum Schalk).

„Das nächtliche Treiben der Roués von Berlin beim Spiel, in den Wiener Cafés und unter der Demimonde ist mit sehr lebhaften Farben geschildert."
Die Neue Zeit.

Drei Weiber

Berliner Sittenroman

von

Max Kretzer

Sechste Auflage

Es ärgert die Menschen, daß die Wahrheit
so einfach ist. **Goethe.**



Leipzig
Verlag von Paul List

Druck: Josef Hirsch, Leipzig-R



Vorwort.

Als „Drei Weiber“ im Jahre 1886 zuerst erschien, erregte das Buch einen Sturm der Entrüstung, der sich besonders im lieben deutschen Blätterwald bis zu persönlichen Beleidigungen gegen mich austobte, obwohl ich nur insofern schuldig an diesem Orkan war, als ich den Mut gezeigt hatte, als Erster auch in Deutschland der gesellschaftlichen Verlogenheit den Schleier abzustreifen, wie es vor mir in Frankreich bereits der große Zola getan hatte. Verschiedene Kritiker, die vielleicht selbst etwas an sich von den Gebrechen der geschilderten Personen verspürten, haben das Buch einen „Schlüsselroman“ genannt, wodurch sie es künstlerisch herabzusetzen versuchten. Ich will gar kein Hehl daraus machen, daß ich Menschen porträtiert habe, die zum Teil das Zeitliche gesegnet haben (ich will nicht hoffen infolge der Lektüre meines Romans), zum Teil sich noch ihres Daseins erfreuen; aber ich habe die Modelle nur insoweit benutzt, als sie mir wert erschienen, das Typische an ihnen festzuhalten, unbekümmert darum, ob sich dadurch jemand getroffen fühle oder nicht. Ich darf mich dabei auf große Vorgänger berufen.

Als z. B. Dickens, einer der liebenswürdigsten und friedfertigsten Menschen, auf den Einfall gekommen war, in Mr. Micawber in „David Copperfield“ seinen eigenen Vater zu zeichnen, nur um seiner Kunst zu genügen, hatte er die schärfsten Angriffe zu erleiden, trotzdem ihm niemand den Vorwurf machen konnte, das Andenken seines Vaters gemißbraucht zu haben. Dasselbe war bei Mrs. Nickleby, der er die Züge seiner

Mutter gegeben hatte, der Fall. Noch schlimmer erging es ihm, als er in „Oliver Twist" in der Figur des Mr. Fang einen wegen seiner Unverschämtheit und Ungerechtigkeit allgemein mißachteten Polizeirichter namens Laing derartig porträtiert hatte, daß dessen Entfernung vom Amte notwendig wurde. Während die human Denkenden das wie eine Genugtuung betrachteten und Dickens für seine „literarische Tat" Dank wußten, hatte er andererseits von den Anhängern des entthronten Richters mancherlei Schmähungen zu erdulden. Selbst berühmte Kollegen schonte Dickens nicht. Sein Zeitgenosse Leight Hunt (der eine vortreffliche Geschichte der englischen Presse geschrieben hat), glaubte in einem der Geschilderten sich wiederzuerkennen. Es kam zu einer peinlichen Auseinandersetzung, so daß Dickens sich zu einer Erklärung genötigt sah. „Trennen Sie", sagte er zu Hunt, „in Ihrem eigenen Geiste das, was Sie selbst von sich sehen, von dem, was die Leute sehen wollen ... Der Charakter ist nicht der Ihrige, denn es sind Züge darin, welche auch fünfzigtausend anderen Leuten gemeinsam sind, und ich dachte nicht, daß Sie ihn je erkennen würden."

Was hier Dickens sagt, möchte ich auch als Recht für mich in Anspruch nehmen. Ich müßte einen dicken Band schreiben, wollte ich als Kommentare zu meinen Werken alle die „Unglaubwürdigkeiten" feststellen, die mir lebensunkundige Kritiker zur Beherzigung auf meinen späteren Schaffensweg mitgegeben haben. Als ich vor etwa achtzehn Jahren in meinem Roman „Die Buchhalterin" das nach Selbständigkeit ringende wohlerzogene Mädchen als Kontoristin in ein großes Handelshaus setzte, fanden das verschiedene Rezensenten allen Ernstes „märchenhaft" und gaben mir den Rat, mich in guten Häusern umzusehen, damit mir nicht wieder das Versehen passiere, die Tochter eines Hauptmanns zu einem derartigen Berufe greifen zu lassen. Heute sitzen die Offizierstöchter zu Hunderten in Bureaus und arbeiten sich selbst als Schreibmaschinenfräuleins den Schweiß von der Stirn, und es fällt niemandem ein, nach dem Stande ihrer Eltern oder gar ihrer Brüder zu fragen, die zum Teil aktive Offiziere sind. Es sind sogar die

schönsten adligen Namen darunter. Viel schlimmer erging es mir schon vorher mit „Drei Weiber". Gab es doch einen weit berühmten Kritiker und Ästhetiker (Gott lasse ihn sanft ruhen, damit er nicht mehr ähnliche Dummheiten begehe), der es einfach unerhört fand, daß ich Herren der besseren Gesellschaft, darunter Offiziere a. D., in ein verrufenes Café gehen ließ, was ihrem Standesbewußtsein doch ganz und gar nicht entspreche! Und das im Roman gezeichnete Verhältnis eines verlobten Bräutigams zu seiner schönen Schwiegermutter fand er so sehr der Wahrheit widersprechend, daß er mich direkt einen „Lebensfälscher" nannte, der die Vorgänge in dieser vortrefflichen Welt nur immer in seiner Phantasie sehe! Als dann später Sudermann ein ähnliches dreieckiges Verhältnis unter ganz denselben Voraussetzungen in „Sodoms Ende" zum Ausgangspunkt der Handlung nahm (Maximilian Harden wies in seiner Kritik in der „Gegenwart" auf „Drei Weiber" hin), dachte der große Ästhetiker schon viel milder über derartige gesellschaftliche Entgleisungen. Wahrscheinlich weil sie Schule gemacht hatten. Auch die Aufklärungstheorie, die Wedekind in seinem „Frühlingserwachen" verficht, wird in meinem viel früher entstandenen Roman bereits berührt. Man lese nur, was Frau von Lambert zu Frau von Setzen ausführlich darüber sagt, um ihre Erziehungsmethode zu entschuldigen. Es ist eben vieles schon dagewesen, was von den Heroldsrufern und Tamtamschlägern der neuliterarischen Zeit bewußt oder unbewußt vergessen worden ist; oder doch zum mindesten aus Unkenntnis unerwähnt bleibt, was bei der Fülle der an jedem Tage entdeckten Talente und Genies nicht verwunderlich erscheint. Zum Glück vergißt die Welt bald ihre Namen, und ein Buch, das sich nach fünfundzwanzig Jahren noch seine Frische erhalten hat, ist in der neueren Literatur so selten wie ein Dichter, der nicht an seine Unsterblichkeit glaubt.

Eine große, weit verbreitete Zeitung nannte „Drei Weiber" mit dürren Worten einen „Skandal", besonders um deswegen, weil ich den moralisch angefressenen Helden Neukirch einen Regierungsassessor sein ließ. Tempora mutantur. Wie viele

ähnliche „Skandale" hat unsere Gesellschaft inzwischen erlebt, bis zu den Stufen der Throne hinauf; und was für eine Fülle von sozialer, gesellschaftlicher und religiöser Verlogenheit hat in unzähligen Prozessen das Licht der Öffentlichkeit erblickt! Und die Salondirne und der Salonlouis, die ich gezeichnet habe, tummeln sich heute dutzendweise auf dem Parkett, beseidet und belackschuht, und obwohl der liebe Nächste weiß, wie angefault sie innerlich sind, macht er ihnen doch seine Verbeugung und läßt sie ruhig weiter wachsen wie das Blümlein „Rührmichnichtan".

Ich glaube, man wird heute in „Drei Weiber" nicht mehr, wie ehemals, die Porträts sehen, sondern nur die frischgebliebenen Typen, in denen der Leser bestimmte Züge seiner Mitmenschen erkennt. Die Verhältnisse können sich ändern, die Menschen mit ihren unbezähmbaren Leidenschaften, mit ihren Tugenden und Lastern, vor allem mit ihrer ungewollten Komik bleiben dieselben.

Charlottenburg, im März 1910.

Max Kretzer.



Erstes Kapitel.

Frieda von Setzen war die zweite Frau des verstorbenen Geheimen Regierungsrats im Ministerium des Innern Lothar von Setzen gewesen.

Als der Geheimrat sie heiratete, war sie zweiundzwanzig Jahre alt, er nahe den Sechzigern. Seine Tochter Fanny, deren Erziehung wegen er eine zweite Ehe einging, zählte neun Jahre. Nach einer zweijährigen, höchst unglücklichen Ehe starb der Geheimrat und hinterließ ein Vermögen von hunderttausend Talern, das er seiner ersten Frau, die einer altangesessenen mecklenburgischen Adelsfamilie entstammte, zu verdanken hatte. Alleinige Erbin wurde seine Tochter mit der Einschränkung, daß bis zu ihrer Verheiratung der Nießbrauch des Vermögens der Stiefmutter gehören solle unter der Bedingung, daß die Hälfte davon auf die Erziehung Fannys verwendet werde. Eine zweite Klausel nahm aber der Stiefmutter diesen Nießbrauch wieder, indem bestimmt wurde, daß, falls die Erbin sich bis zu ihrem zwanzigsten Jahr nicht verheiratet habe, die Hälfte des Vermögens der einzig lebenden Schwester des Erblassers oder deren Kindern zufallen solle, bei dem Tode Fannys vor ihrer Verheiratung aber das ganze Vermögen diesen Erben. „Denn", hieß es in dem letzten Willen, „nach den mir offenbarten Charaktereigenschaften meiner zweiten Frau setze ich wenig Hoffnungen darauf, daß sie meiner Tochter die Liebe ihrer wirklichen Mutter ersetzen wird." Nach dieser Enthüllung hatte Frau von Setzen dem Dahingeschiedenen wenig Tränen nachgeweint, sich aber mit dem Trost begnügt, daß ihre Stieftochter ein völlig gesundes

Kind sei, und daß sie selbst sich zu den glücklichen Witwen zählen dürfe, denen der Tod ihres um Jahrzehnte älteren Gatten gerade zur rechten Zeit kam, um ihre schönsten Jahre noch gehörig genießen zu können.

Vor allem begann sie die geheimrätliche Würde abzustreifen. Die verzogene Tochter einer durch Vermögensverhältnisse zerrütteten Offiziersfamilie erinnerte sich wieder daran, daß ihre Schönheit die einzige Mitgift gewesen war, durch die sie den reichen Geheimrat auf seine alten Tage noch zum Narren gemacht hatte. Schon gleich nach Ablauf des Trauerjahres zeigte sich der Umschwung. Sie begann einen zügellosen Haushalt zu führen. Eine nicht wählerisch zusammengesetzte Gesellschaft wurde besonders von ihr bevorzugt. Anfangs gehörten zu dieser Gesellschaft auch noch die soliden Beamtenfamilien, die dem Geheimrat nahe gestanden hatten; dann zogen sich auch diese allmählich zurück, denn der mehr als freie Ton, der in den Salons der jungen Witwe zu herrschen begann, genierte sie auf die Dauer.

Frau von Setzen lachte dazu. „Ich will mich amüsieren, ich will sprechen, wie ich denke. Mein Gott, ich fange jetzt erst an, das Leben zu genießen," sagte sie, glücklich darüber, daß die steife Gesellschaft von selbst auf das Vergnügen ihres Umganges verzichtete. „Wer nicht kommen will, mag wegbleiben."

Es war natürlich, daß zahlreiche, mehr oder minder ehrliche Bewerber sich die größte Mühe gaben, die Hand der schönen Witwe zu gewinnen, denn man glaubte allgemein, daß das ganze hinterlassene Vermögen ihres verstorbenen Mannes zu ihrer Verfügung stehe. Sie wies aber alle ernsten Anträge mit dem Bemerken zurück, daß sie sich niemals mehr binden werde. Jedoch verschmähte sie es nicht, hin und wieder einen dieser ihr besonders sympathischen Anbeter mit all der Gunst zu beschenken, die ein hübsches, leichtlebiges Weib zu vergeben hat. Man flüsterte sich in dieser Beziehung ganz interessante Dinge zu. Sie gehörte eben zu den Frauen, von denen man am meisten spricht und denen man alle Extravaganzen verzeiht, weil sie schön und liebenswürdig sind. Die Männerwelt

drängte sich um sie herum, küßte ihr die Hände, sagte ihr Schmeicheleien, wie sie die Tugend nie zu hören bekommt, kostete ihre Gastfreundschaft gehörig aus, stellte sie hoch über die schlichte anständige Frau und erzählte sich nachher ganz offen allerlei Zoten über sie, die von Mund zu Munde gingen. Während des Trauerjahres ließ sich Frau von Setzen von einem jungen Musiker so auffallend den Hof machen, bedachte ihn mit so viel Liebenswürdigkeiten, daß man allgemein daraus seine Schlüsse ziehen konnte. Als der Künstler in seinem Berufe nach St. Petersburg ging, hatte ein Dragonerleutnant das Glück, ihn zu ersetzen. Nach und nach kam Frau Frieda in den allerübelsten Ruf. Die wenigen Bewohner des geschlossenen Hauses bedauerten lebhaft, die Bezeichnung „gemein" nicht noch mehr steigern zu können. Die Portierfrau hatte sie des Nachts in Begleitung eines Herrn gesehen, der ihr die Treppe hinauf leuchtete. Das genügte.

Eines Tages fühlte Frau von Setzen das Bedürfnis, die Zeit ihres Nichtstuns durch wohltätige Bestrebungen auszufüllen. Sie wurde Mitglied des Vereins zur Besserung entlassener Strafgefangener und bekundete eine eifrige Tätigkeit, sich ganz besonders für junge, gefallene Mädchen zu interessieren, die sie auf die Bahn der Tugend und des ehrlichen Erwerbes zurückzuleiten versuchte. Die kleine dicke Lustspieldichterin Frau von Schimmel, Gattin des Majors a. D. von Schimmel, die sie vom Hause ihrer Eltern aus kannte und welche sich mit Vorliebe der glücklichsten Stunde ihres Lebens erinnerte, als sie eines Vormittags in Graz von ihrem Lieblingsschriftsteller und berühmten Kollegen Mocher Schmierach im tiefen Negligé empfangen wurde, hatte sie darauf gebracht. Man müsse etwas zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit beitragen, hatte das kleine Ungeheuer gemeint. Nun bekam die junge Witwe Gelegenheit, den bösen Zungen durch ihre Aufopferung im Dienste der Menschenpflicht den Mund zu stopfen und sich neue Bewunderer zu Freunden zu erwerben. Man hatte sich also doch in dieser Frau geirrt.

Frau von Setzen lebte schließlich in der Einbildung, wirklich in sich die Mission zu fühlen, an der Rettung der Mensch-

heit aus dem immer mehr Ausdehnung gewinnenden Sumpf des Tages teil zu nehmen. Sie bekam mystische Anwandlungen; eine gewisse dozierende Frömmigkeit sprach aus ihren Worten, wenn sie von den Zielen ihrer Bestrebungen sprach, und eine offene Prüderie kam zum Vorschein.

In dieser Periode erinnerte sie sich, daß sie eine Stieftochter zu erziehen habe. Und es reizte sie plötzlich, dieses Werk der Erziehung nach ihrer eigenen Methode zu vollbringen. Sie beschäftigte sich also eingehend mit der geistigen und körperlichen Entwicklung Fannys. Sie hatte, seitdem sie sich für das Schicksal gefallener und gesunkener Mädchen interessierte, in einen Abgrund geblickt, an dem Tausende täglich vorüber gingen, ohne seine Tiefe zu kennen. Sie bekam mütterliche Gewissensbisse, die ihr der verstorbene Geheimrat niemals zugetraut haben würde. Oh, es wäre doch entsetzlich, wenn sie plötzlich sterben sollte und Fanny, das unerfahrene Kind, fremden Händen überlassen bliebe.

Sie „erzog" also. An Stelle eines minder gefährlichen offenen Wortes trat die gefährliche Prüderie. Das „es schickt sich nicht" stand an der Spitze der neuen Erziehungsmethode.

Fanny war zwölf Jahre alt, als ihre Stiefmutter sich ihrer so lebhaft annahm. Einmal war eine Dame in sehr intimen Angelegenheiten anwesend. Als der Besuch fort war, fragte die Kleine plötzlich: „Weshalb hast du mich denn hinausgeschickt, Mama? Ihr habt euch wohl etwas erzählt, was junge Mädchen nicht hören dürfen?"

Die Geheimrätin war zwar überrascht, aber sie erwiderte doch gefaßt: „Du mußt nie so neugierig sein, das schickt sich nicht. Es gibt nichts in der Welt, was junge Mädchen nicht hören dürfen. Sie sollen nur immer so tun, als achteten sie nicht darauf, was Erwachsene zueinander sagen. Sie sollen immer hübsch bescheiden sein und niemals mitreden. Geh nur jetzt, mein Wildfang, und vergiß nie die Lehren, die ich dir gebe."

Diese „Belehrungen" hatten den einen großen Erfolg, ein verderbliches Grübeln in dem altklugen Kinde zu erwecken und es innerlich früh reif zu machen, während es äußerlich

eine auffallende Zurückhaltung und unnatürliche Bescheidenheit zur Schau trug. Sie eignete sich ein Augenniederschlagen an, das stets den Eindruck einer üblen Angewohnheit machte. So glich sie einer verschmitzten Schülerin, die aus Furcht vor Strafe alle Belehrungen ruhig hinnimmt, um dann im geheimen dagegen zu handeln. Weil sie nie die Wahrheit zu hören bekam, suchte sie dieselbe auf Umwegen zu erforschen. Und hier, aus gemeinem Munde, erfuhr sie nun das, was ihre Neugierde noch mehr reizte und ihren Spürsinn erweiterte.

Manchmal vergaß Frau von Setzen ihrer hochaufgeschossenen Stieftochter das Zuhören bei ziemlich offenen Geprächen zu verbieten. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß Fanny anscheinend nicht die geringste Teilnahme an der Unteraltung betätigte, sondern wie eine geistig Abwesende, die andelförmigen Augen halb geschlossen, am Fenster saß und ch eifrig mit irgendetwas beschäftigte, was ihre ganze Auferksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Nur hin und wieder ickten die Lider, zeugte ein blitzschneller Augenaufschlag im rchsichtigen, ewig beweglich erscheinenden Gesicht dafür, daß in Wort, das gesprochen wurde, ihr entging. Eine während r Unterhaltung von ihr plötzlich getane Frage nötigte dann e Mutter, sich ihrer Anwesenheit zu entsinnen.

„Oh, sie denkt sich nichts dabei, sie ist naiv durch und durch", ß es dann zur Entschuldigung. Gleich darauf folgte das liche: „Du weißt doch, Fanny, es schickt sich nicht, derartige agen zu stellen. Geh zur Strafe hinaus."

Eines Tages bestand ein derartiger Besuch aus der Frau n Lambert, die mit ihrer Familie das kleine Gartenhaus ten bewohnte. Frau von Lambert war ebenfalls Witwe. r Mann war Landgerichtsrat gewesen und im besten Manneser gestorben. Ihr größter Stolz waren ihre Kinder, mit en sie bescheiden und zurückgezogen lebte, wie es ihre Vertnisse nicht anders gestatteten. Sie war eine solide, schlicht tretende Frau von überaus großer Herzensgüte und Wahrsliebe, die Tochter eines Universitätsprofessors, von dem ungekünstelte Natürlichkeit und Bildung des Geistes geerbt e. Ihre Tochter Margarete stand in Fannys Alter und

besuchte mit ihr dieselbe Schule. Ihr Sohn Otto studierte an der Universität die Rechte. Das glückliche Zusammenleben von Mutter und Kindern, die Ehrfurcht der letzteren vor der ersteren war bei den wohlgesinnten Bewohnern des Hauses bereits sprichwörtlich geworden. Frau von Lambert war ebenfalls Mitglied des Vereins, der sich um die Ziele der Sittlichkeit verdient zu machen begann.

Die beiden Damen unterhielten sich über Vereinsangelegenheiten, als das Wort „Prostitution" fiel. Im Augenblick klang es vom Fenster her: „Mama, was heißt das, — Prostitution?" Die Geheimrätin geriet in Verlegenheit. Sie wußte im Augenblick nichts anderes zu tun, als ihrer Stieftochter einen zornesglühenden Blick zuzuwerfen und streng und kurz zu sagen: „Geh hinaus und sei nicht wieder so naseweis." In einem Atem fuhr sie zu Frau von Lambert gewendet fort: „Sie ist wirklich zu naiv, sie weiß nicht, was sie spricht."

Die lang aufgeschossene Fanny aber warf ihre losen, blonden Locken in den Nacken und sagte in weinerlichem Tone beim Verlassen des Zimmers: „Immer, wenn ich etwas wissen will, wirst du böse und schickst mich hinaus. Wenn es nicht gefährlich wäre, würdest du es mir gewiß sagen."

In einer derartigen wütenden Stimmung ging sie in die Küche, um bei den Domestiken mitfühlende Seelen zu finden. Minna, die Köchin, hatte bereits zu Lebzeiten des Geheimrats in dieser Familie gedient. Sie war ein rundes, wohlgenährtes Geschöpf, das sein Mundwerk zu gebrauchen verstand. Mit ihrer Herrin lebte sie auf nicht besonders gutem Fuße der Grobheiten wegen, die sie einzustecken hatte; aber sie ertrug es geduldig des sonst ungezwungenen Lebens wegen, das hier herrschte. Und die Geheimrätin ließ sich ihr resolutes Wesen gefallen, weil sie Minna gleichsam wie ein altes Stück Inventar betrachtete, von dem man sich schwer zu trennen vermag.

Fanny war Minna besonders ans Herz gewachsen. Sie durfte also viel von ihr verlangen. Zu den beiden gesellte sich dann Hedwig, die Zofe, eine schlanke Brünette von zwan-

zig Jahren, die in Abwesenheit ihrer Herrin mit Vorliebe alle Geheimnisse der vorderen Salons ergründete und den Papierkorb einer mehr als oberflächlichen Besichtigung unterwarf. Sie kannte die Korrespondenz der Gnädigen bereits aus der Aufschrift der ankommenden Briefe. Waren in einer Abendgesellschaft junge Herren zum Besuch anwesend, so sah sie mit Vergnügen die Stunde herannahen, wo es ihr vergönnt war, den Besuch die Treppen hinunter zu leuchten und neben dem Trinkgeld ein paar Zudringlichkeiten einzustecken. In der Küche oben machte sie sich dann zu Minna über diese Herren lustig. Das nenne sich nun vornehm! Kaum hätten sie der Gnädigen beim Abschied die Hand geküßt, so versuchten sie im Dunkel der Treppe die Dienstboten zu poussieren. Die ganze Männerwelt könne ihr gestohlen bleiben.

Wenn Fanny ihre Hände von hinten auf Minnas entblößte fleischige Arme legte und ihren Kopf über der Köchin Schulter beugte, dann wußte diese sofort, daß irgend ein Wunsch erfüllt werden sollte, der geheim bleiben mußte. Die dicke Minna drehte sich vorerst um, um ihre alleinige Anwesenheit mit dem jungen Fräulein festzustellen; dann erging sie sich sofort in einem Ton, der zwar immer den Respekt vor der Tochter der Gebieterin zeigte, aber doch zu erkennen gab, daß sie den lang aufgeschossenen Backfisch bereits als kleines Kind gekannt hatte. Und Fanny begann unter Schmeichelworten, die Fräulein Minna tief rührten, ihre Bitte vorzubringen. Halb verschämt flüsterte sie der dicken Köchin ins Ohr: „Liebe Minna, wirst du mir auch nicht böse sein? Du bist doch die einzige im Hause, die mich wirklich lieb hat. Mama ist immer so garstig zu mir und möchte am liebsten, daß ich ein recht dummes Kind bleibe. Und ich bin doch schon vierzehn Jahre alt. Nicht wahr, du wirst mir das alles sagen?“

Minnas Vollmondgesicht nahm dann einen halb wehmütigen Ausdruck an, der von tiefer Ergriffenheit zeugte. Die linke Hand mit Mehlteig beschmiert, in der rechten eine Kelle haltend, konnte sie sich nur mit beiden Unterarmen abwechselnd über die Augen fahren.

„Ja Fanny, Sie sind ein verständiges Mädchen, Ihnen

kann ich's schon sagen. Proschtitution ist, — na. — Nein, ich kann's doch nicht!"

„Wenn du mir das nicht sagst, Minna, so erzähle ich Mama, daß dein Bräutigam, der Soldat, letzten Sonntag nach zehn Uhr noch zu dir in die Küche gekommen ist. Hast du verstanden? Ich will das wissen, und was ich will, das will ich!"

Minna geriet in Verlegenheit. „Ach, liebes Fräulein, er hatte nur etwas vergessen, ganz gewiß. Also Proschtitution heißt, — na, Sie kennen doch die Dämchen von der Straße — —. Sie sind wirklich schon ein verständiges Mädchen, und Sie werden mich für ein schlechtes Frauenzimmer halten, aber ich kann doch nicht dafür, Sie wollen es mit Gewalt wissen. Aber es muß wohl nicht so gefährlich sein, denn die gnädige Frau bekümmert sich ja auch so viel darum."

„Jetzt sage ich auch nichts, aber Mama soll sich wundern, ich bin nicht so dumm, wie sie glaubt."

Triumphierend verließ sie die Küche.

Als auffallend eilig die Zofe hereintrat, glaubte sich Minna überrascht. Sofort schlug sie einen anderen Ton an. Oh, meinte sie, man glaube kaum, was das gnädige Fräulein für ein harmloses, unschuldiges Geschöpflein sei; man müsse annehmen, daß sie immer noch darauf schwöre, der Klapperstorch bringe die Kinder. Oh, das sei doch ein ganz anderes Kind, als Frau von Lamberts Tochter da hinten im Gartenhause, von der sich alle Welt erzähle, ihre Mutter hätte sie bereits in gewissen Dingen so klug gemacht, daß gar nichts mehr übrig bleibe. „Ja, ja, — das kommt daher, wenn die Mütter sich vor ihren Töchtern nicht mehr schämen," schloß sie ihre Moralphilosophie der Küche.

Vorn im blauen Salon unterhielten sich Frau von Setzen und Frau von Lambert über denselben Gegenstand.

„Ich muß Sie immer bewundern, meine liebe Frau von Lambert," sagte die Geheimrätin, „wenn ich daran denke, daß Sie es fertig bekommen, mit Ihrer Tochter über Dinge zu sprechen, von denen doch eigentlich ein Mädchen, das noch ein halbes Kind ist, nichts erfahren sollte. Ich denke, daß sich das später noch einmal sehr rächen wird."

„Oh, glauben Sie das nicht," erwiderte Frau von Lambert.
‚Ich halte es für die höchste Aufgabe jeder Mutter, ihre Tochter,
obald sie zu begreifen imstande ist, auf die Gefahren, die ihr
ls Weib drohen, in liebevollster Weise aufmerksam zu machen.
Nein Vater hat darüber ein umfassendes Werk, „Das Weib
nd die Moral", hinterlassen. Er sagt darin, daß die größte
euschheit beim Weibe nur dadurch zu erreichen sei, wenn
an die Lehre von den Zufälligkeiten seines Geschlechts gleich
etrachte der Lehre von der Religion, die an der Spitze des
rsten Lehrplanes steht. Wenn ich nach Ihrer Meinung in
einer Erziehungsmethode vielleicht einen Fehler begangen
iben sollte, so könnte es nur der sein: meine Tochter früh-
itig gelehrt zu haben, die Männer zu fürchten, indem ich sie
höchst vernünftiger Weise auf das Abschreckende aufmerk-
m machte, das jedem unerfahrenen Mädchen droht, wenn es
h seiner geschlechtlichen Bestimmung nicht ganz und voll be-
ißt ist. Und ich sage Ihnen, sie ist dabei keusch und mädchen-
ft geblieben, sie hat eine Achtung vor mir, wie es keine
utter von einer Tochter besser verlangen kann. Haben Sie
nals ein unzartes Wort aus ihrem Munde gehört? Haben
e jemals bemerkt, daß sie über die Grenzen der Schicklich-
: hinausgegangen wäre? Sie wird mit der Zeit an Kennt-
'en einer jungen, sittsamen Frau gleichen, nur daß sie die
ahrungen derselben noch nicht hinter sich hat. Wenn der
nsch zum erstenmal in seinem Leben strauchelt, dann
d er das seiner Unwissenheit zu verdanken haben. Hören
, wie ich mit meiner Erziehung angefangen habe. Ich
Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie wissen, daß man
unserer Wohnung hinten im Gartenhause aus über die
uer hinweg in den Hof nebenan blicken kann. Direkt an
Mauer stößt ein kleines Quergebäude. Unten befinden sich
iisen oder so etwas, oben wohnen ein paar Familien, auf
einen Seite auch unser halbblinder Klavierstimmer mit
r Mutter. Sie wissen ja, wen ich meine.
Eines Abends spät, vor drei Jahren, hören wir nun jämmer-
s Weinen und Schreien eines Mannes. Es war da oben
Schwergeburt im Gange. Man hatte die Frau chloro-

formieren müssen. Zwei Ärzte waren zur Stelle, keiner von ihnen konnte den Ausgang bestimmen. Der Mann, ein Arbeiter, war eben erst von seiner Beschäftigung heimgekehrt. Es ist der Vater von dem hübschen blondköpfigen Mädchen, das immer so mutwillig ist, über die Mauer zu springen, und die im letzten Sommer auch ein paar Tage unten im Garten beschäftigt war, die Beete von dem Unkraut zu säubern. Sie bekam dafür Essen und Trinken und ein Paar neue Schuhe. Die Familie bewohnt nur ein Zimmer. Der Mann mußte hinausgehen, die Tochter blieb in der Küche, um Hilfeleistungen zu tun. Der Vater, der seine Frau schon tot glaubte, ging bei eisiger Kälte hinunter auf den Hof und schrie fortwährend: „Meine Frau, meine arme Frau!" Mein Sohn war gerade gekommen und hatte mir berichtet, was da vorgefallen sei. Ich saß am Tisch mit einer Handarbeit beschäftigt und konnte jeden Laut der Jammertöne des Mannes hören. Es schnitt mir ins Herz, so daß mir plötzlich heiße Tränen in die Augen traten und ich leise zu weinen anfing, denn ich hatte meinen Blick auf das Bild meines verstorbenen Mannes an der Wand gerichtet und dachte dabei an eine ähnliche Nacht vor vielen Jahren, wo mein Leben wie das der armen Frau dort drüben in Gottes Hand stand. Meine Tochter umschlang mich mit beiden Armen und fragte erschrocken: „Weshalb weinst du, Mutter?" Statt der Antwort zog ich ihren Kopf fest an meine Brust und küßte sie hintereinander so heftig, wie ich es lange nicht getan hatte. „Ich denke an die Schwergeburt da drüben," fuhr es mir heraus. Sie sah mich groß an und sagte dann ebenso neugierig, wie es Ihre Tochter vorhin tat: „Was heißt das, Schwergeburt?"

Sie saß auf einer Fußbank an meiner Seite und blickte zu mir empor. Mein Sohn war auf sein Zimmer gegangen. Es zwang mich mit Macht, dem Kinde meiner Schmerzen mein Herz auszuschütten. Ich erzählte ihr also, daß ich mich einmal ebenso, wie die Frau des Arbeiters dort, unter fürchterlichen Schmerzen gekrümmt und Gott um Erlösung von meinen Leiden gefleht hätte, dann in dieselbe Leichenstarre verwandelt wurde, und daß ihr Vater ebenso händeringend und

weinend im Nebenzimmer gestanden hätte, wie dort der arme Mann auf dem Hof bei bitterer Kälte. Und das sei bei ihrer Geburt gewesen, die sie nun jetzt so gesund und munter an meiner Seite sitze und auch keine Ahnung von jener entsetzlichen Nacht gehabt hätte, wenn ich nimmermehr erwacht wäre. Und wie ich ihr das erzählt hatte, umschlang mich mein Kind wie zuvor, preßte ihre heiße Wange an die meinige und flüsterte mir zu: „O Mutter, das hast du alles um mich ertragen müssen? Ich will dich nun doppelt lieb haben und dir ewig gehorsam sein, was du mir auch sagen willst.“ Seit dieser Zeit hat mich meine Tochter immer wie etwas Heiliges betrachtet und nie Veranlassung zum Verdruß gegeben, denn sie hat in mir nicht nur ihre Mutter, sondern das leidende Weib erblickt. Und seit der Zeit, wo die erste Scheidewand zwischen Weib und Weib gebrochen war, habe ich nie anders als offen zu ihr gesprochen. Ich wurde gewissermaßen zu ihrer Vertrauten, der ich nichts zu verheimlichen hatte. So bin ich bisher beflissen gewesen, Margarete frühzeitig zu einem starken Charakter zu entwickeln, der nur zwei Dinge kennt: Pflicht und Willen.“

Frau von Setzen hatte stumm zugehört; sie schwieg auch noch, als ihre Nachbarin geendet hatte. Endlich sagte sie: „Was haben Sie leiden müssen, meine liebe Frau von Lambert! Und was für ein weiches Gemüt Sie haben! Die Erinnerung hat Ihnen die Tränen nahe gebracht. O gewiß, Ihre Tochter ist ein so bescheidenes, liebevolles Ding, daß ich mich immer freue, wenn ich sie sehe. Aber finden Sie denn neine Fanny anders? Doch lassen wir das lieber. Ich glaube,)aß sämtliche Methoden ihren Zweck erfüllen, wenn sie auf in und dasselbe Ziel hinauslaufen. Hoffen wir, daß Ihr 3retchen sowohl als meine Fanny recht brave Hausfrauen 'erden.“

In ihrem Innern ärgerte sie sich aber darüber, daß sie sich)n den offenen Worten ihres Besuches wirklich getroffen gehlt hatte. Eigentlich hätte sie nach ihrer Überzeugung dieser utter ganz andere Dinge ins Gesicht sagen müssen. Aber du ber Himmel, man konnte doch nicht verletzend sein. Mit

einem jungen Mädchen sich über solche geheime Angelegenheiten zu unterhalten!

Es kam der Geheimrätin ganz gelegen, daß Frau von Lambert sich nicht länger aufhalten wollte. Dafür wurde aber nach wenigen Minuten ein anderer Besuch gemeldet, zu dem Frau von Setzen mit ihrer Meinung nicht zurückzuhalten brauchte. Es war Frau Major von Schimmel, die kleine, korpulente Dichterin, die hereingerauscht kam. Da es Winter war, trug sie einen mächtigen, pelzverbrämten Dolman und lange, weit den Arm hinauflaufende Fechthandschuhe, an deren Schlitz sich ebenfalls der ominöse Pelzbesatz zeigte, ganz nach ihrem Ideal Mocher Schmierach, der bei seinen Heldinnen den Pelzhandel literaturfähig gemacht hatte; auch die Peitsche.

Ein Blick der Geheimrätin auf eine gewisse Ledermappe in den Händen der Majorin genügte, um zu wissen, daß das kleine Ungeheuer eigentlich nur gekommen war, um einen Akt ihres bereits längst angekündigten neuesten Lustspiels vorzulesen.

„Was ich jetzt für Laufereien habe, meine liebe Frau Geheimrätin, können Sie sich kaum denken. Sonnabend über acht Tage soll mein Stück zum erstenmal aufgeführt werden. Es soll eine Wohltätigkeitsvorstellung werden. Du mein Gott, man muß sein möglichstes tun. Da heißt es, von einer Redaktion zur anderen laufen, um für Notizen in den Zeitungen zu sorgen. Die Redakteure sind manchmal nicht zu sprechen, man muß zwei-, dreimal wiederkommen. Gewöhnlich befinden sich die Redaktionszimmer im Hintergebäude, drei oder vier Treppen hoch. Und was für Treppen! Ich sage Ihnen, meine Füße ... Ich bin ganz kaput. Was gibt's neues?"

„Frau von Lambert war soeben hier. Ich glaube, sie ist doch etwas verrückt," erwiderte Frau von Setzen.

„Hat sie Ihnen wieder von dem Segen ihrer Erziehungsmethode geschwatzt? Sie sollte sich doch lieber an Ihrer Fanny ein Beispiel nehmen. Wie keusch und sittsam und wie lebensklug ist I h r e Kleine! Man muß wirklich staunen," sagte die Majorin, die unter allen Umständen die Geheimrätin günstig

für den Vortrag aus ihrem Manuskript stimmen wollte. Sie machte auch schon Anstalten, ein blaues Heft aus der Ledertasche hervor zu ziehen, und war zu einer Attacke bereit, als es klopfte und die Zofe hereintrat.

„Was gibt es?"

„Das junge Mädchen von nebenan ist draußen, gnädige Frau, Sie hatten es um diese Zeit herbestellt."

„Es ist gut, laß sie in der Küche warten, bis ich komme."

„Ich halte Sie doch von nichts ab, Frau Rätin?" fragte die dicke Lustspieldichterin und klappte ihr Heft auf in der Voraussetzung, daß die Antwort für sie günstig ausfallen würde.

„Oh, durchaus nicht, das Mädchen hat nichts zu versäumen. Es ist die Tochter eines Arbeiters im Hinterhause nebenan, die mir durch meinen Hausarzt empfohlen worden ist. Ein kräftiges, stark entwickeltes Mädchen von vierzehn Jahren, das nicht gerade schlecht, aber halb verwildert aufgewachsen ist. Sie hat mehr Zeit auf der Straße zugebracht als in der Schule. Wie sollte das auch anders sein. Ihr Vater ist den ganzen Tag über nicht zu Hause, und die Mutter geht waschen. Da ist es doch an uns, so viel als möglich beizuspringen und unser Bestes zu tun. Frau von Lambert sagt, daß sie äußerst anstellig sein soll. Ich werde sie des Nachmittags zu kleinen Hilfeleistungen in der Küche verwenden, vorausgesetzt, daß sie sich ruhig und anständig benimmt und meiner Fanny nicht zu nahe tritt; denn sie gebraucht manchmal Worte, na ... Es gehört wirklich Überwindung dazu für uns Gebildete, mit dieser Rasse in Verkehr zu treten. Aber wenn man ein Herz hat und an das Wort Menschenpflicht denkt ..."

Die Majorin nickte als Zeichen ihrer Zustimmung und suchte dann nach einer Seite in ihrem Heft.

In der Küche saß unterdessen Olga Braun auf einem weißgescheuerten Schemel und wartete auf die Geheimrätin. In ihrem Äußeren sah sie etwas verwildert aus, wenn auch die Kleidung weder Löcher noch Risse zeigte. Ihr merkwürdig kindliches Gesicht zeigte regelmäßige Linien, ohne gerade schön genannt zu werden. Es trug ganz den Typus einer stets zum Übermut geneigten Berlinerin der unteren Klassen,

deren fadenscheinige Kleidung das Graziöse der Bewegung nicht verbergen kann, und die für alle Dinge, die um sie her vorgehen, ein aufmerksames Ohr hat. Sofort wandte sie ihre ganze Teilnahme dem Gespräche zu, welches Minna, die Köchin, mit der Waschfrau, die zum Frühstück aus dem Keller heraufgekommen war, begonnen hatte. Minna sprach von ihrem Schatz und erging sich dabei zu Frau Brause in allerlei Vertraulichkeiten, wie man sie sich einer Person gegenüber, die seit zehn Jahren bereits die Stickereien der Wäsche aus der geheimrätlichen Familie genau kannte, wohl erlauben darf. Dabei trug sie wohlweislich dem Umstande Rechnung, daß die ehrenwerte Frau Brause von diesen Enthüllungen zum Neide verschiedener Kolleginnen der Nachbarschaft gewissenhaft Gebrauch machen würde.

„Sie wissen doch, er ist bereits Unteroffizier. Er will durchaus noch weiter dienen, damit er später eine Anstellung bekommt, aber ich mag es nicht. Ihnen kann ich's ja sagen: Beim letzten Quartal habe ich die fünfhundert Taler auf der Sparkasse vollgemacht. Damit kann man doch schon etwas anfangen, nicht wahr? Wir machen einen Budikerkeller auf, oder schaffen uns eine Drehrolle an und eröffnen irgend einen kleinen Handel, der etwas einbringt. Wir werden schon unser gutes Auskommen haben."

Minna war gerade beim Kartoffelschälen. Nun ließ sie das Messer einen Augenblick sinken und blickte vor sich auf den Schoß. Der Anflug zu einem breiten Lächeln zeigte sich in ihrem runden, fetten Gesicht, als sollte es Zeugnis von der wonnigen Zukunft ablegen, in der sie jedesmal schwelgte, wenn sie von ihrem Sparkassenbuch sprach und an einen Budikerkeller dachte.

Frau Brause pflegte zu derartigen Vertraulichkeiten heimlich ein verschmitztes Gesicht zu machen. Sie wußte, daß das Küchenpersonal des ganzen Hauses derartige Hoffnungen der dicken Minna nicht zu teilen vermochte. Dieser Unteroffizier hatte bereits drei ähnliche Vorgänger gehabt, die alle unter den süßesten Liebesbeteuerungen Kenntnis von der geheimrätlichen Speisekammer und der Opferfreudigkeit der Spar-

kassenbuchbesitzerin zu nehmen Gelegenheit fanden. Und die würdige Wäscherin war fest überzeugt, daß auch dieser vierte Adonis im Waffenrock eines Tages seine Zärtlichkeiten einstellen und den bereits seit fünfzehn Jahren gehegten Traum von der Erhebung des Sparkassengeldes und der Würde einer Budikerfrau grausam vernichten werde.

„Na gewiß doch," meinte die Wäscherin, „ich glaube schon, daß er es aufrichtig mit Ihnen meint. Weshalb sollte er es auch nicht! Sie sind 'ne stattliche Person und fürs Rejelle wie geschaffen. Und dazu 'ne perfekte Köchin, und 's Geld halten Sie fest, 'ne zweite soll man sich suchen."

Fräulein Minna lächelte verschämt und fühlte sich allem Anschein nach durch das gespendete Lob tief gerührt. Sie war eine leicht zu Tränen geneigte Person, die in gewissen Augenblicken eingedenk der vielen Arbeit und geringen Freiheit ihres Lebens gern nach dem Zipfel der Küchenschürze griff, um damit über die Augen zu fahren. Plötzlich wandte sie sich zu Olga Braun, die stumm aber aufmerksam dem Gespräche gelauscht hatte.

„Herrje", sagte sie, „da hätt ich ja beinahe vergessen, daß du 'nen Magen wie andere Menschen hast. Nu wirst du wohl 'ne Stulle essen wollen."

Während sie nach dem Küchenschrank schritt, um dem Arbeiterkinde zu einem Frühstück zu verhelfen, fuhr sie fort: „Es wird auch die höchste Zeit, daß du dir selbst dein Brot verdienst und deinen Eltern nicht mehr zur Last liegst. Wie alt bist du denn? Vierzehneinhalb Jahr? Das sollte man kaum glauben! Wie breit du in den Schultern bist, und was für starke Arme du hast! Da ist es wohl das beste, daß du frühzeitig in einen Dienst gehst, trotzdem man eigentlich dazu nicht raten sollte. Denn viel zu holen ist dabei auch nicht. Und dann, was muß man sich alles gefallen lassen, und wie wenig freie Zeit hat man. Man freut sich schon, wenn man einmal für die Herrschaft einen Gang machen kann, um sich die Straßen anzusehen. Es ist ja wahr, ich habe mir ein nettes Sümmchen dabei gespart," fügte sie mit großem Behagen hinzu, „und wenn ich nicht wüßte, daß nun endlich die Zeit da ist, wo ich mir

einen Sorgenstuhl anschaffen werde, dann würde ich es auch bald dick bekommen, immer und ewig den Leuten gewisse Dinge nachzutragen. Na," schloß sie, „du bist noch ein ganz junges Ding, du kannst vorläufig einmal mit ansehen, wie es dir hier des Nachmittags bei den Kochtöpfen gefällt. Die gnädige Frau interessiert sich ja sehr für dich und möchte gern etwas Vernünftiges aus dir machen. Darin übt sie wirklich eine Christenpflicht, die dem Geheimrat — Gott laß ihn selig ruhen — wenn er noch am Leben wäre, eine ganz andere Meinung von seiner Frau beibringen würde. Aber das geht dich eigentlich nichts an, und man verbrennt sich nicht gern den Mund. Hier, nimm nur und iß. Und wenn du wirklich im Dienst bleiben solltest und hast die Jahre dazu, dann laß dich nicht gleich mit einem Schatz in zweierlei Tuch ein. Die haben es manchmal hinter den Ohren. Nicht etwa, daß i ch zu klagen hätte, Gott bewahre! —" sie heuchelte eine rührende Unschuldsmiene bei diesen Worten, „man erfährt aber doch so verschiedenes von dieser und jener. Das ist das Unglück für uns arme Mädchen, daß wir das vertrackte zweierlei Tuch so gerne haben! Ach ja," beendete sie mit einem Seufzer ihre langatmige Rede.

Frau Brause lachte, und Olga, die sich offenbar an den Frühstücksstullen zu delektieren begann, wurde nun ebenfalls munter.

„Haben Sie keine Angst, ich schaffe mir gewiß keinen Soldaten an, darauf können Sie sich verlassen," sagte sie mit der ganzen Weisheit eines früh aufgeweckten Mädchens, das in seinem Denken und Empfinden über die Jahre hinaus ist. Sie fühlte sich bereits in diesem Raume heimisch. Die Wärme, die vom Herde zu ihr herüberzog, die feinen Dampfwolken, die von den Kochtöpfen aufstiegen und wie schwerheiße zarte Luftgebilde in der Höhe verflogen; der Bratengeruch, der für an Entbehrung gewöhnte Gemüter verheißungsvoll in die Nase zog, die ringsum herrschende blitzende und glänzende Sauberkeit, dazu die Empfindung, einmal ungestört wie im süßen Nichtstun die Glieder strecken und Finger lecken zu dürfen, — alles dies versetzte sie in eine behagliche Stimmung,

die vorläufig etwas wie einen geheimen Neid gegen Minna, die diese Herrlichkeiten tagtäglich genießen konnte, in ihr wachrief. Denn sie dachte dabei an die beiden unheimlichen Räume der Hinterwohnung: an die ewig schmutzig aussehende, dumpf und übelriechende Küche mit dem einzigen Waschfaß und dem halbzerbrochenen Kochgeschirr, das man für viel zu gering erachtete, um es des erneuten äußeren Glanzes für würdig zu halten, und an das nicht minder abschreckende Wohnzimmer, in dem sie am Tage, in Abwesenheit ihrer Eltern, Alleinherrscherin war.

„Wissen Sie, Fräulein Minna," sagte sie jetzt, „ich möchte eigentlich hier gar nicht mehr fortgehen, wenn Sie auch das Köchinnenleben so schwarz gemalt haben. Sie haben doch immer Ihr gutes Essen, und dann sitzen Sie am warmen Ofen und brauchen nur nach der Speisekammer zu gehen, wenn Sie die Töpfe voll haben wollen. Und bei uns muß alles dreierweise zusammengeholt werden. Vater will durchaus, daß ich nach der Fabrik gehe. Denn zum Nähen habe ich nun einmal keine Lust, denn ich kann nicht lange auf einen Punkt hinsehen. Es ist auch wahr: wenn ich mir nicht selbst irgend etwas verdiene, dann komm' ich in meinem ganzen Leben nicht zu einem Paar Stiefeletten oder einem feinen Kleide. Aber wenn die Frau Geheimrätin mich vielleicht zu sich nehmen wollte, dann würde ich tüchtig scheuern und mir mein Essen redlich verdienen. Und wissen Sie, wenn das Essen so reichlich ist, daß ich es nicht mehr herunterbekomme, dann laß ich es nicht verderben. Ich trage es des Abends nach drüben, und da wird es gewiß noch seinen Mann finden."

„Was du für ein gutes Herz hast," fiel die weichgestimmte Minna ein. „Das sagt aber auch die ganze Nachbarschaft, daß du dein Butterbrot mit jedem dummen Jungen teilst. Ich war gerade so in meiner Jugend. Eigentlich tut das ja nie gut, daß man das Letzte hingibt, aber du lieber Gott, wer kann dafür, wenn's einmal im Blute liegt. Manchmal wird die gute Tat doch noch am Ende belohnt. Warte, da fällt mir was ein," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort. „Hier, mein Kind, da sind ein paar derbe Stullen, dick geschmiert, und dazu

ein Stück Braten. Das nimmst du dir mit, verstehst du? Hier ist Papier, wickle dir das ein und stecke es in die Tasche oder nimm es unter die Schürze."

Und den neidischen Blick der Frau Brause bemerkend, wandte sie sich an diese: „Und Sie, meine liebe Frau Brause, nehmen hier das halbe Huhn. Es steht bereits seit vorgestern und ist so gut wie vergessen. Was du für wunderschönes volles Haar hast," fuhr sie in einem Atem zu Olga Braun fort. „Es ist viel stärker als bei unserem jungen Fräulein, der du nachher ganz gehörig parieren mußt. Denn die hat es in sich, das kann ich dir sagen. Die hat ihre Launen, und wer da nicht nachgibt, der hat verspielt bei ihr, den ärgert sie bis aufs Blut, so hinterm Rücken, durch kleine Niederträchtigkeiten. Gewöhne dich vor allem daran, alles zu tun, was sie haben will, auch wenn es etwas sein sollte, das dir gegen den Strich geht. Dann wirst du es aber ganz besonders gut bei ihr haben, denn sie lobt dich dann bei ihrer Mama in einer Art, daß du darauf rechnen kannst, zeitlebens liebes Kind bei der gnädigen Frau zu sein. Ja, ja," fügte die gute Minna mit erprobter Weltweisheit hinzu. „Wenn man fünfzehn Jahre bei einer Herrschaft ist, dann lernt man etwas."

Das Trio wurde dann durch die hereintretende Zofe vermehrt. Fräulein Hedwig pflegte sich in sehr ungenierten Redensarten zu ergehen, wenn sie sich außer der Hörweite ihrer Herrin befand. Die dicke Majorin sei wieder vorn, meinte sie; die gehe sobald nicht weg, wenn sie sich einmal breit gemacht habe. Handschuhe trage sie jetzt, die wie die abgeschnittenen Schäfte von Kanonenstiefeln aussähen, und ihr Kinn mache nun schon den Eindruck eines richtigen Kropfes. Wie so eine dicke, häßliche Dame sich noch so herausputzen könne. Das müsse ihr doch tagtäglich schon der Spiegel zeigen, daß sie zum Verlieben nicht mehr geschaffen sei. Im selben Augenblick ertönte wieder das Klingelzeichen, das der Zofe galt. Mit einem ärgerlichen „Schon wieder?" verschwand sie.

„Da warne ich dich auch gleich vor der, liebes Kind," sagte die wohlwollende Minna, auf die geschlossene Tür deutend; „mit der stellst du dich auf guten Tag und guten Weg und läßt

dich vor allem nicht aushorchen oder in irgend eine Klatscherei ein, denn die lügt das Blaue vom Himmel herunter, um es der Gnädigen des Morgens beim Ankleiden brühwarm ins Ohr zu tuscheln. Na, das kann ich dir sagen: mit mir hat sie noch keine Geschichten machen dürfen, denn ich sage jedem so meine Meinung, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Sei nur nicht so dumm und laß dich von der mit du anreden. Dazu bist du denn doch schon zu groß, und sie ist dir zu wenig im Alter voraus."

Die Zofe kam wieder zurück. Die gnädige Frau wünsche „das Mädchen von nebenan" zu sprechen. Mit einer herablassenden Handbewegung und einem stolzen Werfen des Kopfes schritt Fräulein Hedwig Olga voran, einen schmalen Korridor entlang, und führte sie dann durch das Speisezimmer und mehrere andere elegante Räume nach einem kleinen Ecksalon, in dem die Geheimrätin mit Vorliebe verweilte, wenn die Tätigkeit ihrer Mission sie ganz besonders in Anspruch nahm. Dieser Wechsel der Atmosphäre, aus dem Wasserdampf und Bratengeruch der Küche in die von Parfüm durchschwängerte Luft dieser Räume hinein, wirkte schwer auf die schwülen Sinne Olgas. Und die Teppiche unter ihren Füßen, auf denen sich ihre Tritte unhörbar verloren, erschienen ihr wie weiches Moos, auf dem man sich behaglich wälzen könne. Das bisherige Straßenmädchen war durch einen Schritt über die Schwelle des Korridors in die glänzende, bisher von ihr noch nie geschaute innere Welt der von den Fenstern ihres Stallgebäudes aus so oft bewunderten Vordergebäude getreten und kam sich nun vor wie in einem Märchen, in dem auch die armen Kinder gleich den Prinzen und Prinzessinnen in den herrlichen Schlössern eine Rolle zu spielen pflegen. Sie sah eigentlich gar nichts, was als Gegenstand sie interessiert hätte, nur eine Fülle von Damast, Seide, künstlichen Blumenbuketts, blinkenden, von den Wänden sich abhebenden merkwürdig geformten Tellern und Vasen und prächtige, mit Goldfäden durchzogene tiefdunkle Tapeten. Dies alles zog wie ein prächtiges Wandelpanorama an ihr vorbei, in dem eine fremde Erscheinung die andere verdrängt. Einmal war es ihr, als

hätte sie in einem dieser fürstlichen Räume die Prinzessin, die hierher gehörte, wirklich vor sich, denn auf einem Ruhebette, lang hingestreckt mit aufgelöstem Haar, erblickte sie Fräulein Fanny von Setzen, die ihr von der Seite einen gleichgültigen Blick zuwarf und dann ruhig weiter auf den vergoldeten Stuck der Decke starrte.

Dann stand Olga mit klopfendem Herzen vor der Geheimrätin, die an einem kleinen, aus schwarzem Holz geschnitzten Schreibtisch saß, eifrig schrieb und während der ersten Minute nicht aufblickte.

„Hedwig", sagte sie beim Schreiben, „dieser Brief muß gleich besorgt werden." Als die Zofe verschwunden war, wandte sie sich zu Olga und warf einen prüfenden Blick auf sie von oben bis unten. „Na, mein Kind, da bist du ja. Frau von Lambert, die Dame, welche hinten das Gartenhaus bewohnt und die du ja auch kennst, hat dich mir sehr empfohlen. Du sollst den Sommer sehr fleißig bei ihr gearbeitet haben und auch sonst ein anstelliges Mädchen sein. Wie ich gehört habe, sind deine Eltern den ganzen Tag über aus dem Hause, und du bist ganz auf dich selbst angewiesen. Es tut mir nun immer leid, wenn ich sehe, wie so ein junges Mädchen anfängt, auf der Straße zu verwildern. Ich gehöre zu einem Verein, der sich der aus der Schule entlassenen Kinder der unbemittelten Leute annimmt. Ich möchte nicht gern, daß du verwahrlosest. Wenn du willst und es deinen Eltern recht ist, dann will ich dich bei mir zu leichten Hausarbeiten verwenden. Du bekommst dafür dein gutes Essen und Trinken, und wenn du dich als braves gehorsames Mädchen zeigst, dann werde ich auch für deine Kleidung sorgen. Wir wollen dann auch mal sehen, wie es mit deinen Handarbeiten steht. Wenn es damit nicht geht, werde ich schon dafür sorgen, daß du es gründlich lernst. Nun geh und sage mir morgen Bescheid, was Vater und Mutter dazu sagen."

Sie hielt ihr bedeutungsvoll die Hand hin, auf die das junge Mädchen, einer plötzlichen Eingebung folgend, einen Kuß drückte. Dann klingelte sie aufs neue. „Hedwig, führe das Mädchen wieder durch die Küche." Die Zofe hatte, ihrer

alten Gewohnheit gemäß, an der Tür gelauscht. Sie wußte also, als was sie die Kleine in der nächsten Zeit zu betrachten haben werde. Voraussichtlich fand sie bald Gelegenheit, einen großen Teil ihrer Beschäftigung auf Olga abzuwälzen. Sie wollte sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, jetzt schon diese Person darauf aufmerksam zu machen, daß sie für die Zukunft alles das zu tun habe, was sie, die Zofe, ihr befehle.

„Wir kommen jetzt wieder beim gnädigen Fräulein vorüber," sagte sie; „sie hat Besuch von Fräulein von Lambert. Die kennst du ja auch." Plötzlich wurde sie von Olga, die sich Minnas Lehren erinnerte, unterbrochen. „Ich bin schon eingesegnet, kann also wohl verlangen, daß Sie mich mit Sie anreden," sagte sie schnippisch.

Der hochmütigen Zofe kam das völlig überrascht. Sie warf einen zornigen Blick auf Olgas Gestalt, die in gleicher Größe mit der ihrigen war, und verbesserte sich mit der diplomatischen Schlauheit einer verschmitzten Dienerin: „Entschuldigen Sie nur, ich wollte sagen, die Sie ja auch kennen. Wenn Sie vorübergehen, verbeugen Sie sich tief vor dem Fräulein. Und wenn man Sie anreden sollte, so vergessen Sie nicht, daß Sie ‚gnädiges Fräulein' zu sagen haben. Haben Sie verstanden?" Sie betonte die letzten Worte so nachdrücklich, daß sie sich weidlich dadurch für die ihr angetane Zurechtweisung entschädigt fühlte.

Fanny hatte ihre Lage verändert und saß nun neben Margarete von Lambert, die als Nachbarin ohne Hut erschienen war. In ihrem Äußeren bildete diese gerade das Gegenteil von ihrer Schulfreundin. Sie hatte nichts von deren hastigen Bewegungen, nichts vom ewigen Zwinkern der Augen und auch nichts von dem unerwarteten, kurz abgebrochenen lauten Lachen, das in seiner Wiederholung so häßlich klang. Wenn sie sprach, so machte es den Eindruck, als hätte man da eine kleine, kluge Hausfrau vor sich, die voraussetzt, daß man alles, was sie spricht, ganz natürlich finde. Ihr brünettes Haar war in der Mitte gescheitelt und in sanften Wellenlinien hinter das Ohr gekämmt. Dadurch erhielt ihr zartes Gesicht, in dem die großen braunen Augen wie zwei vollsaftige Kirschen leuchteten, ein

gereifteres Aussehen, das beim ersten Anblick jedermann über ihr kindliches Alter hinwegtäuschte. Und wenn sie sprach, so hatte man die Empfindung, als wäre jedes Wort wohlüberlegt. Ihre Stimme kam aus voller Brust und hörte sich an, als klänge eine wohlabgestimmte helle Glocke, deren Tonschwingungen man immer aufs neue gerne lauscht. Selbst in der Haltung ihres Oberkörpers, in der Art und Weise, wie sie beim Gespräch die Bewegung der Hände nur auf das Allernotwendigste beschränkte, lag der Ausdruck ihres starken Selbstbewußtseins gleichalterigen Genossinnen gegenüber. Im Gegensatz zu ihr zeigte Fanny die stets gekrümmte Haltung eines rasch in die Höhe geschossenen Persönchens, das beim Sitzen eine Behaglichkeit darin findet, wie eine buckelnde Katze mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinzuschnurren, um dann plötzlich empor zu schnellen und die schlanken Glieder zu recken.

Fanny erwies sich zu Margarete stets als eine besonders liebenswürdige Freundin, obwohl ihr süßliches Lächeln bei jeder Umarmung eine Portion sauren Beigeschmackes zeigte, so daß das Lächeln mehr einem Verziehen des Gesichts glich. Hinter dem Herzen und Küssen, hinter der geflöteten Begrüßungsanrede: „Das ist recht, daß du gekommen bist, ich bin immer so glücklich, wenn ich dich bei uns sehe," verbarg sich etwas von der verhaltenen ohnmächtigen Wut eines sich stets zurückgesetzt fühlenden, an nagender Selbstsucht leidenden Mädchens, das seiner intimsten Busenfreundin mit Tränen der Freude im Auge zur bevorstehenden Hochzeit gratuliert, und sie doch am liebsten aus Neid mit der ersten besten Hutnadel ums Leben bringen möchte. Fanny haßte Margarete instinktiv, diese so bescheiden auftredende Margarete, die einen so ungemein hausbacken-bürgerlichen Eindruck machte und deren Herrschaft sie sich doch nicht entziehen konnte; vor deren großer Lebensklugheit die Mütter im geheimen ihre Töchter warnten, sie aber offen wie eine Person behandelten, mit der man ganz ernste Dinge erörtern könne.

Sie glaubte sich dann für all das, was sie verschweigen mußte, dadurch glänzend Revanche zu geben, indem sie von Huldigungen zu sprechen begann, die ihr die Herrenwelt als

der einzigen Tochter einer reichen Mutter bereits entgegenbrachte.

„Mama wird nächstens einen Hausball geben," sagte sie mit großer Lebhaftigkeit. „Und denke nur, sie erlaubt mir, bis zwölf Uhr aufzubleiben, wenn ich mich bis dahin recht artig zeige. Mach ich doch, nicht wahr? Du, ich freue mich schon riesig darauf. Der kleine Leutnant, von dem ich dir erzählte, derselbe übrigens, der uns gestern auf der Straße grüßte, wird ebenfalls kommen. Ich weiß es ganz genau," flüsterte sie jetzt, ihr Gesicht tief zu Margarete hinüber gesenkt. „Ich habe seinen Namen auf der Einladungsliste stehen sehen, die auf Mamas Schreibtisch lag. Ich werde ihn übrigens gehörig abfallen lassen, wenn er mir zu nahe kommen sollte," fuhr sie laut fort, den Kopf in den Nacken werfend, daß die Locken flogen, „schon deswegen, weil er sich so erhaben vorkommt. Man muß doch diesen jungen Herren, die uns noch für Kinder halten, beizeiten den gehörigen Respekt beibringen, meinst du nicht auch?"

An die Tür links wurde geklopft. Es war die Zofe, die, gefolgt von Olga, hereintrat und um Verzeihung bat, daß sie störe. Die gnädige Frau Mama aber habe befohlen, das junge Mädchen wieder durch die Küche zu führen. Fräulein Fanny war ärgerlich über diese Störung. Und dieser Ärger mußte durch irgend eine ihrer kleinen Bosheiten gedämpft werden. Als Olga mit der ihr vorgeschriebenen Verbeugung vorübergehen wollte, rief ihr Fräulein von Setzen zu: „Warten Sie doch einen Augenblick. Wie heißen Sie denn?"

Margarete von Lambert fiel ihr sofort ins Wort: „Ach, das ist ja das junge Mädchen von nebenan, das im letzten Sommer bei uns im Garten beschäftigt war. Weißt du noch, Fanny? Meine Mama hat sie deiner empfohlen. Wie geht es Ihnen, was machen Ihre Eltern?" wandte sie sich dann an Olga. „Ihre Mutter soll ja fortwährend kränkeln. Mama hat sich schon gewundert, daß Sie sich nicht wieder einmal bei uns sehen ließen. Es ist doch nur ein Katzensprung. Übrigens finde ich, daß Sie sehr wohl aussehen."

Bevor Olga antworten konnte, fuhr Fanny dazwischen:

„Was wollte denn Mama von Ihnen?“ Die Zofe fühlte sich veranlaßt, für das unbeholfene Ding an ihrer Seite, das jedenfalls keine vernünftige Antwort geben würde, zu erwidern.

Die gnädige Frau Mama habe wieder einmal bewiesen, was für ein großes, mildtätiges Herz sie besitze. Es sei jedenfalls kein Bedarf an neuen Kräften in der Wirtschaft, das werde das gnädige Fräulein wohl auch wissen; aber trotzdem habe sich die Frau Geheimrat veranlaßt gefühlt, dieses junge Mädchen für kleine Hilfeleistungen in der Küche des Nachmittags anzustellen. „Sie könnte sonst am Ende auch noch ganz auf der Straße verwildern. Sehen Sie doch nur, gnädiges Fräulein, wie verwahrlost sie schon aussieht.“

Eine Pause trat ein. Olga Braun stand mit rotem Gesicht vor ihrer jungen Herrin und hatte nur die Empfindung einer ihr plötzlich zugefügten unverdienten Kränkung, die sie über sich ergehen lassen müsse, ohne darauf erwidern zu dürfen. Während einer Minute fühlte sie das Drängen, ihre gewöhnliche Sprechweise hervorzukehren und diese Bediente da, vor der sie die dicke Minna gewarnt hatte, gehörig darauf aufmerksam zu machen, daß sie immer noch anständig gekleidet gehe, aber sie preßte die Lippen fest aufeinander und blickte zu Boden.

Margarete von Lambert betrachtete sie von der Seite. Sie sah, wie die Nasenflügel des Mädchens sich blähten, und wie die Brust heftig arbeitete. Und sie empfand das Bedürfnis, mit ein paar Worten die Zofe abzuführen.

„Ich glaube, es kann kein Kind dafür, wenn es arme Eltern hat, die wenig für sein Äußeres tun können. Fräulein Olga hat bei uns sehr fleißig gearbeitet, Mama war sehr zufrieden mit ihr, und sie wird sich gewiß auch hier willig zeigen, so daß sie sich bald wird besser kleiden können.“

Ein Augenaufschlag war der stumme Dank Olgas. Im Augenblick wußte sie, daß sie diesem Fräulein sehr zugetan sein werde.

Die Zofe glaubte entlassen zu sein und wollte mit dem heißen Verlangen gehen, in der Küche ihrem Unmut über dieses

„superkluge" Fräulein von Lambert gründlich Ausdruck zu geben. Aber Fräulein Fanny von Setzen hatte noch Sehnsucht nach dem Gehorsam Olgas.

„Ach, knien Sie mal nieder und lösen Sie mir die Schnüre des linken Schuhes, er drückt mich," befahl sie in Erinnerung an die „Waise von Lowood", die sie erst jüngst gelesen hatte.

Olga entsann sich im Augenblick wieder der Lehre Minnas. Sie ließ sich tief auf den Teppich nieder und begann das Schuhband aufzunesteln. Während dessen herrschte Schweigen, nur einmal von dem unwilligen Ausruf Fannys unterbrochen: „Nicht so ungeschickt, lassen Sie sich doch Zeit." Die Zofe amüsierte sich über diese Szene. Sie lächelte verstohlen und genoß den Anblick des knienden Mädchens, dessen Gesicht sich immer dunkler färbte, mit heimlichem Behagen. Als sie endlich mit Olga das Zimmer verlassen hatte, sagte Fanny zu Margarete gewandt: „Es war nur eine Ausrede, der Schuh drückte mich gar nicht. Ich wollte sie nur darauf aufmerksam machen, wie sie mir zu gehorchen habe."

Margarete, die diese kleinen Bosheiten ihrer Freundin kannte, sie aber gern übersah, lächelte und erwiderte: „Was hast du nun damit erreicht? Nichts weiter, als daß du dir den Schuh wieder allein anziehen mußt. Übrigens, ich will gehen. Adieu." Sie gab ihr einen kräftigen Kuß und entfernte sich.

Kaum war sie fort, als Fanny wütend nach der Klingelschnur griff. Hedwig erschien wieder. Ob Olga noch in der Küche sei? Die Zofe bejahte. „Führen Sie das Mädchen sofort hierher zurück, sie soll mir den Schuh wieder anziehen. Ich will es, verstehen Sie?" Eigentlich hätte Margarete von Lambert diesen Anblick noch genießen müssen, denn wegen ihrer Bemerkung hätte sie es verdient. Da das aber nicht zu ändern war, so wollte Fanny ihre schlechte Laune doppelt an Olga auslassen. Diese erschien abermals.

„Bücken Sie sich und ziehen Sie mir den Schuh wieder an. Aber beeilen Sie sich etwas." Sie hielt den Fuß ganz tief auf den Teppich, so daß die vor ihr Kniende sich noch tiefer als zuvor beugen mußte. Dabei hatte sich das braune Haar der jugendlichen Bediensteten gelöst und fiel nun in einer

langen, dicken Flechte auf den Teppich. „Sie werden sich Ihr Haar nächstens besser aufstecken müssen, damit es Ihnen nicht hinderlich wird," sagte die gereizte Fanny bei diesem Anblick. „Zu was tragen Sie überhaupt einen solchen dicken Zopf! Schneiden Sie sich das Haar kurz und bergen Sie es in ein Netz, das paßt eher für Mädchen Ihres Standes."

Jener plötzliche Ingrimm, der oft wie ein krankhafter Zustand bei ihr ausartete, hatte sich ihrer bemächtigt und drängte sie diabolisch dazu, ihre unausstehlichste Seite zu zeigen. Am liebsten hätte sie dem Mädchen da vor sich den anderen Fuß auf den Nacken setzen mögen, um es wie eine kleine Despotin zu malträtieren. Schon die Unterwürfigkeit Olgas, der Umstand, daß sie sich ruhig diese Unarten gefallen ließ, ärgerte sie, hätte ihr Veranlassung zu einem erneuten Ausbruch ihrer schlechten Laune geben können. Und doch freute sie sich außerordentlich bei dem Gedanken, von nun ab ein lebendes Spielzeug zu besitzen, an dem sie sich werde ergötzen können. Olga war fertig mit ihrer Arbeit und erhob sich. Einen Augenblick begegneten sich beider Blicke, in denen es zu gleicher Zeit flammte; erwartungsvoll stand die kleine Braun noch einige Sekunden, dann wurde sie mit einer stummen, aber hastigen Handbewegung abgefertigt. Außer Hörweite sagte die Zofe bedeutungsvoll zu ihr: „Bei dem gnädigen Fräulein werden Sie es gut haben, das sehe ich schon. Es ist mein völliger Ernst. Allerdings verstehen Sie es auch, die Nase auf die Diele zu drücken. Sie werden Glück bei den Herrschaften haben. Nun geht's da gerade aus zu Ihrer dicken Freundin, Sie wissen ja schon Bescheid." — —

Drei Jahre bereits war Olga Braun im Hause der Geheimrätin tätig, als Bruno Neukirch zu den bevorzugten Freunden Friedas zählte. Er war der einzige Sohn eines ostpreußischen Großgrundbesitzers, dessen Güter bei seinem Tode so über die Maßen verschuldet waren, daß er seinem Erben nur einen geringen Bruchteil seines einstigen großen Vermögens hinterlassen konnte. Zum Teil Neigung, zum Teil der gleiche Beruf seiner Freunde, vor allem aber der brennende Ehrgeiz eines Strebers hatten Bruno Neukirch das

Rechtsstudium ergreifen lassen. Hinter ihm lag weniger eine Zeit des Lernens und des Fleißes, als ein an aufregenden Genüssen reiches, tolles Leben. Das hatte natürlich Geld gekostet, viel Geld. Das hinterlassene Vermögen seines Vaters nahm ein Ende, und er sah sich eines Tages als gehaltloser Referendarius vis-à-vis de rien, als er auf einem der großen, alljährlich wiederkehrenden Juristenbälle die Bekanntschaft der Frau von Setzen machte. Zu dieser Zeit war er ein Mann von sechsundzwanzig Jahren. Die Damen seiner intimen Bekanntschaft, die Frauen der Familien, in denen er verkehrte, erklärten ihn für eine Männerschönheit ersten Ranges. Mit der Zeit hatte man ihn verwöhnt, ihn abgestumpft für jede höhere Achtung vor dem Weibe in seinem Innern, wenn er auch äußerlich das Dekorum des gesellschaftlichen Anstandes zu wahren wußte. Er durfte sich rühmen, und tat dies auch zu seinen Bekannten mit dem gehörigen Nachdruck, seltenes Glück bei dem weiblichen Geschlechte zu haben. Seine Gewissenlosigkeit erleichterte ihm die Siege. Obgleich ein arger Wüstling, hatte er sich vortrefflich zu halten gewußt, denn er besaß die Beherrschung, sich körperlich nie ganz aufzureiben. Dafür sprach das noch üppige Kopfhaar, das er nach der Mode des Tages in der Mitte gescheitelt trug und durch zwei Taschenbürsten in tadelloser Glätte zu erhalten wußte. Wenn er diese Beschäftigung mit der Sorgfalt oberflächlicher Naturen verrichtet hatte, kam der blonde Schnurrbart an die Reihe. Jedes Weib, das ihm gefiel, pflegte er entgegen jeder Schicklichkeit brutal zu fixieren. Die sinnliche Gier seiner dunklen Augen zeugte dafür, daß er über diese Zudringlichkeit niemals hinweg konnte. Dann kräuselten sich die üppigen roten Lippen zu einem überlegenen Lächeln, die weißen Zähne zeigten sich, und er war sicher, keinen unangenehmen Eindruck zu machen.

Der Umstand, daß Neukirchs Vater einst in Beziehungen zu den Eltern der Geheimrätin gestanden hatte, beschleunigte die Annäherung zwischen Bruno und Frieda. Als er am Tage nach der Ballnacht seine Visite bei ihr machte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, war der Anfang zu einem jener intimen Verhältnisse gemacht, die unter dem Firnis

der Gesellschaft vortrefflich gedeihen und unter dem äußeren Anstand die innere Gemeinheit verbergen. Selbst die Nächststehenden wurden durch den freien, offenen Verkehr zwischen beiden, der den Anschein eines Freundschaftsbündnisses trug, getäuscht und hatten nicht die geringste Ahnung davon, daß Bruno Neukirch sein splendides Auftreten der Geheimrätin zu verdanken hatte, daß seine elegante Wohnung in der Magdeburgerstraße von ihr bezahlt wurde, daß Frau von Setzen mit einem Worte ihn vollständig aushielt. Frieda liebte ihn wahnsinnig, ihre Handlungsweise war also erklärlich. Es lag nicht an ihr, daß er die wirkliche Neigung, die sie ihm entgegenbrachte, in einer paradiesischen Nacht durch ein zaghaftes Geständnis, das wie von den Lippen eines Lebensüberdrüssigen klang, ausbeutete und Brust an Brust seine Schamlosigkeit mit ihrem Opfermut vermählte. Sie traten also mit trunkenen Lippen in eine Beziehung zueinander, in der man sich gegenseitig nichts vorzuwerfen hat, und wo das Bewußtsein, aus gleichem Holze geschnitzt zu sein, zu einem vortrefflichen Kitt für moralische Bedenken wird.

Fanny ging nun bereits dem achtzehnten Lebensjahre entgegen. Vor kurzem erst war sie aus der rheinischen Pension zurückgekehrt, in die sie die Geheimrätin vor zwei Jahren zur Vollendung ihrer Ausbildung geschickt hatte. Sie hatte sich während dieser Zeit sehr zu ihren Gunsten verändert. Ihr spitzes, schmales Gesicht hatte sich gerundet, ihre Gestalt Formen bekommen. Nur der Grundzug ihres Wesens war derselbe geblieben: die schläfrige Gleichgültigkeit, hinter der die lüsternen Gedanken lauerten. Sonst hatte sie vortrefflich den Schliff gelernt, sich in langen Kleidern auf die Rolle einer angehenden Weltdame vorzubereiten. Der Aufenthalt in der Pension bei Madame Surène hatte gerade lange genug gedauert, um ihr einen Begriff von dem zu geben, was man von der Bildung einer jungen Dame der besseren Gesellschaft heute verlange. Der Übergang von Hause zur Pension in Bonn hatte nicht einmal den von ihrer Stiefmutter erhofften Eindruck auf sie gemacht. Es war für sie nur die Fortsetzung von etwas bereits Genossenem. Denn diese hagere, eckige Madame Surène, née

Schmidt, welche, seitdem sie den Namen eines verstorbenen französischen Sprachlehrers trug, die alte deutsche Erzieherin völlig abgestreift hatte und nur noch ihren dreijährigen Aufenthalt in Paris gegen schweres Geld zu verwerten suchte, glich in ihrer dozierenden Prüderie und der Verleugnung jeder offenen Wahrheit ganz der Geheimrätin. Und wenn sie ihr langgezogenes: „Meine Damen, das schickt sich nicht", stets als moralische Warnungstafel für das zukünftige Leben pries, so glaubte Fräulein von Setzen im Geiste die bedeutungsvollen Worte ihrer Stiefmama zu vernehmen: „Kind, das verstehst du nicht."

Als eines Tages ganz unerwartet die Geheimrätin in Bonn eintraf, um Madame Surène die Mitteilung zu machen, daß sie ihre Stieftochter am anderen Tage bereits nach Berlin mitzunehmen gedenke, war die Überraschung für Pensionatsvorsteherin sowohl als für Pensionärin gleich groß, denn man befand sich mitten im Quartal. Bei Fanny begann sich aber doch plötzlich die Sehnsucht nach jenen Genüssen zu regen, die ihr als angehende Weltdame nunmehr bevorstanden; von denen sie im Elternhause so oft mit offenen Augen geträumt hatte, wenn sie als Schulmädchen das Schlafzimmer aufsuchen mußte, während man sich in den Salons ihrer Mama so vortrefflich amüsierte, daß das laute Lachen und die Klänge des Pianos bis hinüber zu ihrem Bette drangen. Dann hatte sie niemals zu schlafen vermocht. Minna die Köchin, Hedwig die Zofe, oder in letzter Zeit auch Olga mußten solange ihre Gesellschaft teilen, bis die Müdigkeit sie übermannte und sie im Schlafe weiter träumte.

Die Geheimrätin tat nichts ohne tieferen Grund; die Anwesenheit Fannys in Berlin mußte ihr also ganz besonders erwünscht sein. Sie konnte sich jetzt in Gesellschaft ihrer Stieftochter ungenierter an der Seite Neukirchs zeigen, ohne, wenigstens in der Öffentlichkeit, Veranlassung zu unzarten Bemerkungen zu geben. In den Logen der Theater, der Konzertsäle, — überall, wo Mutter und Tochter auftauchten, zeigte sich der unentbehrliche Kavalier in Gestalt des Geliebten Friedas. Mit der Zeit mußte dies Näherstehenden natürlich

auffallen. „Es ist die alte Geschichte," hieß es, „er macht der schönen Mutter den Hof, um die Tochter zu erlangen." Schließlich wurde es als ausgemachte Sache betrachtet, daß Neukirch und Fanny ein Paar abgeben würden. Auf diese schien Bruno auch einen gewissen Eindruck zu machen. Seine Aufmerksamkeiten, die er ihr zu gleichen Teilen mit ihrer Stiefmama erwies, erregten ihre Eitelkeit und entfachten in ihrem Innern die erste Neigung zu einem Manne, von dem sie nicht wußte, in welchen Beziehungen er zu ihrer Stiefmutter stand, und dessen Huldigungen sie glaubte ganz für sich allein in Anspruch nehmen zu dürfen.

Wenn die Geheimrätin von befreundeten Personen zarte Anspielungen über eine demnächst zu erwartende Verbindung zwischen Bruno und Fanny vernahm, so fiel ihr das nicht besonders auf. Sie enthielt sich jeder direkten Antwort, machte nur lose Zugeständnisse und war in ihrem Innern glücklich, sich nun auch öffentlich des Umganges mit ihrem Geliebten erfreuen zu dürfen, ohne den bösen Zungen Stoff zu pikanten Erörterungen zu geben.

Dann aber, als Fanny sich unbelauscht glaubte und wie gewöhnlich ihre Augen mit verhaltener Glut auf Neukirch gerichtet hatte, kam der Mutter wie der Blitz die Erkenntnis, daß die Stieftochter Bruno liebe. An Stelle der zärtlich besorgten Stiefmutter trat das Weib, erfüllt von unbezähmbarer Leidenschaft und einer instinktiven, ihr ganzes Sein beherrschenden Eifersucht. Seit diesem Augenblick betrachtete sie Fanny als eine völlig andere, beobachtete sie sie mit scharfen Augen, um aus jedem Blick, aus jedem mit Neukirch gesprochenen Worte eine Bestätigung ihres Verdachtes zu erlangen. Und diese im geheimen glühende Eifersucht übertrug sie auf Neukirch in dem Wahne, er könne die Liebe zu ihr erkalten lassen und sie ausschließlich dem jüngeren Mädchen zuwenden. Und wenn sie auch an ihm nichts bemerkte, was diesen Wahn zur Wirklichkeit hätte machen können, so um so mehr an Fanny, deren völlig verändertes Wesen seit der Bekanntschaft mit Neukirch der welterfahrenen Frau eine stumme, aber nur zu deutliche Sprache redete. Nunmehr versuchte die Geheimrätin in harmlosen Gesprächen über ihren Geliebten, das Herz ihrer Stief-

tochter zu erforschen. In ihrem Innern stürmte es, äußerlich blieb sie ruhig. Dann wußte sie, woran sie war: ein vorschnelles Wort Fannys hatte ihr alles gesagt. Und als sie nun die für sie schreckliche Gewißheit hatte, überkam sie ein merkwürdiges Gefühl, das die Wallungen des Blutes beschwichtigte und an Stelle des laut geäußerten Grolles ein stummes Mitleid setzte, das sich in liebevollen Worten äußerte. Wie alle schwachen Charaktere kam sie aus einem Gefühl in das andere. Sie erinnerte sich wieder, daß es ihre Lebensaufgabe sei, das ihrer Erziehung anvertraute Kind ihres verstorbenen Gatten glücklich zu machen. Dieses Glückes wegen wollte sie ein Opfer bringen.

Am Abend desselben Tages hatte sie einen kurzen Gang zu machen. Sie ging die wenigen Schritte von der Potsdamer- nach der Magdeburgerstraße, um, tief verschleiert, ihren Geliebten zu besuchen. Sie hatte ihn vorher benachrichtigt, daß sie ihn ungestört allein sprechen müsse. Ihn hatte das nicht überrascht, denn derartige Billetts kamen, seitdem Fanny wieder im Hause war, fast täglich an.

Nach der Begrüßung war er doch einigermaßen erstaunt, sie in einer gewissen feierlichen Stimmung Platz nehmen zu sehen. Aber ihre Erregung vermochte sie doch nicht zu verbergen. Sie war in der Stimmung aller jener Frauen, die gegen ihren Geliebten den Verdacht der Eifersucht hegen, eine Szene provozieren wollen, um die Gefühle für die andere herauszulocken. Aber schon nach den ersten Worten kam sie davon ab.

„Ich habe dir eine merkwürdige Entdeckung zu machen, Liebster,“ begann sie, während ihr Blick scharf auf seinem Antlitz haftete. „Fanny hat mir ihre Liebe zu dir gestanden. Ich weiß nicht, ob dir die Veränderung in ihrem Wesen ebenso aufgefallen ist, wie mir. Die Sache ist sehr ernst. Hattest du eine Ahnung von ihrer Neigung? Aber wir Frauen blicken ja in derlei Dingen schließlich schärfer, als ihr Männer.“

Er stand vor dem Spiegel und beschäftigte sich mit seiner Krawatte. Im Glas konnte sie seine Züge genau beobachten.

„Du irrst dich, meine Liebe,“ erwiderte er völlig ruhig, ohne seine Beschäftigung zu unterbrechen. „Ich habe diese Beobachtung schon lange gemacht; zu meinem Leidwesen aber

muß ich gestehen, daß ich diese Liebe nicht erwidern kann. Das wirst du wohl am besten fühlen."

Frieda konnte einen leichten Aufschrei des Entzückens nicht unterdrücken.

„Mein Lieber, Guter!"

Er hatte sich an ihre Seite gesetzt. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, und er drückte sie fest an sich. Am ganzen Körper zitterte sie, — so freudig hatte sie sein Geständnis gemacht.

„Aber die Sache ist doch ernst," meinte er dann mit dem heuchlerischen Gleichmut eines Mannes, der innerlich einen Triumph empfindet.

Die Sache wurde in der Tat sehr ernst. Je zurückhaltender und bestimmter sich Neukirch jetzt gegen Fanny zeigte, je mehr mußte Frieda die Beobachtung machen, daß die Neigung der Tochter zu ihm wuchs.

Dieses Verhältnis zwischen Frieda, Bruno und Fanny währte bereits ein halbes Jahr, ohne daß die Außenwelt ihre Ansicht darüber geändert hatte. Die Geheimrätin hatte ihr gastliches Haus während der Wintermonate einigemal größeren Gesellschaften erschlossen. Mit Grauen dachte sie an die Klausel im Testament ihres verstorbenen Gatten. Wenn sie also nicht der ungewissen, ihr wie ein Schreckgespenst erscheinenden Zukunft entgegengehen wollte: dereinst von einem Gelegenheitsschwiegersohn abhängig zu sein, dessen Charaktereigenschaften man vor der Ehe nicht taxieren konnte, so mußte alles aufgeboten werden, um nach wie vor über das Vermögen verfügen zu können. Vor allem mußte Fanny dem Manne ihre Hand reichen, ohne den sie nicht leben zu können glaubte. Und dieser Mann mußte ein so vortrefflicher Schwiegersohn sein, daß er eine Änderung in den bisherigen Verhältnissen nicht duldete. Beides war von Bruno Neukirch zu erwarten. Nach schlaflosen Nächten, in denen sie entsetzlich litt, und nach einem Geständnis ihrem Geliebten gegenüber, das ihr die Überwindung höllischer Qualen kostete, während er sie sorglos beruhigte und ihr erneute Schwüre seiner Liebe gab, war Fannys Schicksal beschlossen. Und so war Frieda die Aussicht auf Weiterführung ihres bisherigen verschwenderischen Wohllebens gegeben. — —



Zweites Kapitel.

Der Speisesalon bei Frau von Setzen, in dem sich die Gesellschaft nach vier Wochen befand, war ein geräumiges, nach dem Garten hinaus gelegenes Balkonzimmer. Vor fünf Minuten hatte man endlich an der langen Tafel, die sich rechtwinklig durch das Zimmer zog, Platz genommen. Es war Mitte Juni, bereits lange nach acht Uhr. Die Abendtafel hatte sich verzögert. Frau von Setzen verzichtete nicht gern auf Gäste, die ihr lieb und wert waren. Als aber die Türklingel noch immer nicht ertönte, die einzelnen Gruppen in den Vorderräumen keine Neigung mehr zu lebhafter Unterhaltung zeigten, und der an ewigem Hunger leidende, klein und rund gebaute Hauptmann a. D. Schwitzer, die Hände auf dem Rücken, wiederholt den Weg bis zur Tür des Eßzimmers machte, um aus seinen grauen Augen kampfeslustige Blicke auf das weiße Gedeck zu senden, vermochte Frau von Setzen nicht länger zu widerstehen. Übrigens ließ man die Kuverts frei, im Falle noch Fräulein Margarete von Lambert, Herr Otto von Lambert und Frau Island die Ehre ihres Erscheinens geben sollten.

Während des Herumreichens der ersten Schüsseln wurde wenig gesprochen, klang nur das verbindliche „bitte" und „danke" und das erneute Geräusch von Messern und Gabeln, unterbrochen von den abwechselnden Fragen der Herren: „Trinken Sie roten oder weißen Wein, meine Gnädige?"

Hauptmann a. D. Schwitzer, der einstige Regimentskamerad des Vaters Friedas, jetzt Versicherungsbeamter, war wie immer bis zur Aufhebung der Tafel der schweigsamste von allen. Die

Serviette um den Hals gewürgt, blickte er nur beim Herannahen der Schüssel auf, um mit einem schnellen Ruck das hornberänderte Monokel ans Auge zu führen und zitternd vor Aufregung seinen Kopf nach links zu wenden. Nach ein paar Minuten senkte sich das Haupt wieder, das Monokel fiel und Stirn und Glatze bildeten den Brennpunkt seines Gegenübers.

Dieses Gegenüber war der lange hagere Major a. D. von Schimmel, der die Angewohnheit, seine wohlgepflegten Hände beim Streichen des grauen Schnurrbartes ins beste Licht zu bringen, selbst beim Essen nicht lassen konnte, während er bewundernde Blicke nach dem oberen Teile der Tafel sandte, wo seine Gattin, die Frau Major Lilia von Schimmel, einige aufmerksame Zuhörer für ihr neuestes Lustspiel zu interessieren suchte.

„Es hat einen sehr moralischen Hintergrund, denn es tritt energisch für die züchtige Kleidung bei uns Frauen ein," sagte soeben das kleine vierzigjährige Ungeheuer, dessen dicke Arme in einem durchsichtigen Flor steckten, während der tiefe Busenausschnitt die alternden Reize in ihrer ganzen Üppigkeit zeigte, so daß ihr Visavis, der bekannte Kritiker und Journalist, Herr Doktor Isidor Gerechter, zu seinem Nachbar bereits dreimal den Witz angebracht hatte, den einladenden Kleiderausschnitt mit einem Gegenstand, welcher der Reinlichkeit halber seinen Platz im Winkel des Zimmers behauptet, zu vergleichen. Ein leises, halb unterdrücktes Lachen ertönte, und als die beiden zu gleicher Zeit ihre Augen auf den wogenden Busen der Frau Major richteten, neigte sich diese zu ihrem Nachbar zur Linken, einem jungen „Kollegen", der sich einer ganz besonderen Fürsorge seitens der Frau von Schimmel zu erfreuen hatte. Er gehörte dem niederen polnischen Adel, der sogenannten Schlachta an, mußte Schulden halber seinen Abschied als Offizier nehmen, nachdem er sein kleines Vermögen beim Spiele gelassen hatte, und trug einen jener halb unaussprechlichen Namen, die mit vier Konsonanten beginnen. Jetzt bekleidete er die Stelle eines Redakteurs dritten Ranges bei einer großen politischen Tageszeitung, deren Leitartikel abwechselnd stark konservativ und sozialistisch angehaucht waren, deren Feuilleton von demo-

kratischer Überzeugung sprach, während der lokale Teil zwischen Unglücksfällen, Einbrüchen und Reklamen die persönliche Neigung seines Redakteurs: mit Nachdruck für die Privilegien eines hohen Adels einzutreten, ganz besonders hervorleuchten ließ; und der umfangreiche Börsenteil durch stets neue Emissionen die fortschrittliche Gesinnung zeigte, den Inhalt der Leitartikel auf der ersten Seite, die mit Berserkerwut die Macht des Börsenkapitals gebrochen sehen wollten, durch endlose Zahlen zu dementieren.

Die Majorin redete ihn jetzt leise an:

„Eine Frage, mein lieber Herr von Schichlinsky. Sie wissen doch in der Presse Bescheid. Wovon lebt eigentlich dieser Doktor Isidor Gerechter? Was ist das für ein Mensch?"

„Irgend ein ungarischer Jude," antwortete er achselzuckend, indem er sich den Mund mit der Serviette wischte und dadurch die Worte der Dame zur Linken unverständlich machte.

„Er lebt vom Schimpfen," fuhr er fort, „er hat das Schimpfen auf Zola erfunden. Er soll in Paris dem Hungertode nahe gewesen sein, als er in irgend einem Zola'schen Romane die Widerspiegelung seiner eigenen sittenlosen Verhältnisse zu erblicken glaubte. Das erweckte seine moralische Entrüstung und brachte ihn sofort auf einen guten Gedanken, den einzigen, den er überhaupt gehabt haben soll. Er kehrte nach Deutschland zurück und durfte sich rühmen, der erste zu sein, der von dem „literarischen Schmutz des französischen Naturalisten" zu zehren begann. Er soll jetzt gegen fünfhundert teils größere, teils kleinere Essays gegen Zola bei den verschiedensten Zeitungen angebracht haben. Sie sehen also, er ernährt sich ganz redlich: die Abfälle scheinen ihm gut zu bekommen. Man nennt ihn übrigens den neuen Caliban, — sehen Sie nur die Nase."

Drüben auf der anderen Seite des Tisches sagte Doktor Gerechter zu seinem Nachbar, einem jungen Musiker, der mit ihm harmonierte: „Ein schrecklicher Kerl, dieser Herr von Schichlinsky, da neben dem ekelhaften Weibe. Er macht den Eindruck eines ungeschorenen Kalbes, das aus einem Schalter guckt; jedes seiner großen Ohren ähnelt einem aufgeklappten Stehpult. Übrigens erzählt man sich interessante Dinge von ihm. Seine

Wohnung weiß nämlich niemand. Eingeweihte wollen wissen, daß er irgendwo in Schlafstelle liegt und sein Handkofferchen, gefüllt mit den wenigen Sachen, mit Vorliebe in das Wohnzimmer seiner Wirtin zu stellen pflegt, sobald der unangenehme Besuch des Gerichtsvollziehers in Aussicht steht."

„Ah so. Trotzdem gibt er etwas auf seinen Adel?"

„Ja, aber andere nicht. Die Schlachtschitzen führen den Adel ungefähr mit demselben Rechte, wie bei uns die Postsekretäre den Degen: er hat nur für den Besitzer Wert, Kenner lassen sich nicht täuschen. Bekanntlich adelte Napoleon der Erste jeden polnischen Bauern, der nicht gar zu sehr nach Schnaps roch und Söhne und Geld für seine Armee übrig hatte."

Er griff zum Weinglas und versenkte seine große Nase mit der Miene eines Mannes, der sich freut, soeben einen geistreichen Vergleich gemacht zu haben, der ihn selber überrascht hat.

Frau von Schimmel betrachtete ihn aufmerksam. Sie schien sich jetzt mehr für ihn zu interessieren, seitdem sie die Bezeichnung „neuer Caliban" gehört hatte.

„Noch eine Frage, Herr von Schichlinsky," begann sie abermals leise; „hat er irgend eine feste Anstellung bei einer Zeitung? Wie kommt er übrigens in diese Gesellschaft, — mit seiner liberalen Gesinnung?"

Ihre Neugier war ganz besonders rege. Wie alle Blaustrümpfe suchte sie Annäherung an Leute, die Einfluß in der Presse hatten. Herr von Schichlinsky senkte sein Gesicht ein paar Augenblicke über seinen Teller, warf dann aus seinen wasserblauen Augen, die ohne Monokel ausdruckslos in ihren Höhlen lagen, einen raschen Blick über den Tafelaufsatz zu Doktor Gerechter hinüber und erwiderte dann, indem er mit der Linken an der Spitze seines spärlichen, semmelblonden Schnurrbärtchens drehte:

„Ob er eine feste Stellung als Redakteur hat, weiß ich nicht; aber er soll einen großen Einfluß in der Presse seiner Gesinnung haben. Er schreibt am Morgen über Theater, am Abend über Kunst und findet nach dem Mittagsschlaf desselben Tages noch Zeit genug, um die Bücher seiner näheren Bekannten nicht zu lesen, sie aber jeder gebildeten Familie ausdrücklich zu empfehlen,

und diejenigen seiner politischen und konfessionellen Feinde ebenso ausführlich zu studieren, wie er sie mit innerem Behagen totschweigt. Er soll aber auch mit sich handeln lassen, gnädige Frau," fügte er mit leiser Satire hinzu, deren Bedeutung durch eine plötzliche Anrede einer dritten Person der empfindlichen Lustspieldichterin verloren ging. Dann, nachdem er sich mit der seinen Platz passierenden Schüssel beschäftigt hatte, fand er wieder Gelegenheit, das Gespräch fortzusetzen.

„Sie werden sich entsinnen, daß das Porträt der Frau von Setzen im vorigen Jahre im Künstlerverein ausgestellt war. Er schrieb einige verbindliche, aber ebenso nichtssagende Worte darüber, die ihm das Bürgerrecht in diesem Hause gaben. Sie wissen, unsere liebenswürdige Wirtin denkt in dieser Beziehung sehr demokratisch. Sie hält ihn für eine Größe."

Ehe seine Zuhörerin ein „leider" ganz ausklingen lassen konnte, fuhr er fort: „Wenn ich mich nicht irre, gnädige Frau, hat Ihr Herr Gemahl sogar diese Bekanntschaft vermittelt."

Sie beschäftigte sich auffallend rasch mit ihrem Nachbar zur Rechten, denn sie befürchtete, Schichlinsky könnte die Tatsache berühren, daß ihr Mann auf ihren Wunsch zeitweilig die Redaktionen der Zeitungen sämtlicher Schattierungen besuchte, um mit militärischer Ruhe für das Talent seiner unzufriedenen Gattin Propaganda zu machen.

Doktor Gerechter hatte inzwischen zu dem jungen Musiker, dessen lange Haare in steter Bewegung waren, wiederum eine Bemerkung zu machen.

„Wenn man die Schimmel und den Schichlinsky nebeneinandersitzen sieht, so hat man immer die Empfindung, als unterhalte sich eine fette Gans mit einem nackten Sperling. Meinen Sie nicht auch?"

Der Musiker lachte laut und blickte so auffallend zu dem Paare hinüber, daß Schichlinsky sich sofort für den Gegenstand des Gesprächs hielt. Eine ihm näher bekannte Dame, von der man wußte, daß sie einen Neffen hatte, der ihr in Berlin viele Kopfschmerzen verursachte, weil er alle Monate mit seinem Lebensberuf wechselte, klagte soeben mit hörbarer Stimme dem Major von Schimmel ihren Kummer.

„Der Junge bereitet mir wirklich schwere Stunden, Herr Major," sagte sie im Vertrauen auf das stete Mitgefühl, das man ihr in dieser beklagenswerten Angelegenheit entgegen zubringen pflegte. „Ich wüßte nicht, was für eine Karriere ich ihn nach allen diesen Mißerfolgen noch einschlagen lassen sollte."

„Lassen Sie ihn doch Kritiker werden, gnädige Frau," fiel ihr Schichlinsky mit seiner hellen, jugendlich klingenden Stimme ins Wort und blickte nach wie vor aufmerksam auf seinen Teller, ohne von dem verlegenen Lächeln Doktor Gerechters Notiz zu nehmen.

Da das Gespräch laut geführt wurde, lachten die Zunächstsitzenden über den Einfall. Die Damen namentlich fanden den Gedanken amüsant.

Allmählich tat der Wein seine Wirkung. Die Unterhaltung wurde lauter, allgemeiner und sprang nun in dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft von einem Gast zum andern. Es war heiß im Zimmer. Die Balkontüren waren geöffnet, und über die Köpfe der Anwesenden zog ein kühler Lufthauch, der aus dem Garten die Würze eines Sommerabends nach einem kurzen Regenschauer hereinbrachte. Vom anstoßenden Salon klang die Tafelmusik herein, die in den halbgedämpften Klängen eines Pianos bestand. In den kurzen Pausen zeigte sich schüchtern im Rahmen der Türe, hinter der Portiere verborgen, die hagere Gestalt des Pianisten Liese.

Paulus Liese war ein höchst unglücklicher Mensch, der, halb erblindet, als Klavierstimmer, zeitweilig als Kneipenspieler und als Konzertgeber in geschlossenen Gesellschaften und Privatzirkeln, sein Dasein fristete. Er wohnte mit seiner alten Mutter im Hofgebäude des Nachbarhauses, auf einem Flur mit Olgas Eltern. Die knöchernen Hände mit den langen Fingern, die aus den kurzen und engen Ärmeln des Fracks beim Spielen auf den Tasten wie zwei mächtige Hämmer an dünnen Stielen sich zeigten; der lange, bis an die Schultern herabwallende Haarwuchs, der das blasse Gesicht noch schmäler machte; die Unsicherheit des Auftretens, das schiefe Fortbewegen nach einer Seite, welches allen Kurzsichtigen eigen ist, brachten beim ersten Anblick eine komische Wirkung hervor. Er starrte wie blöde

auf einen Punkt, als sähe er jede Einzelheit, obwohl vor seinen Augen sich nur eine schimmernde Masse ausbreitete. So stand er da, ohne sich zu rühren, ohne daß seine Miene sich veränderte: wie eine verlassene Welt für sich, wie ein überflüssiger Gegenstand, dessen man sich nur zu gewissen Zeiten erinnert. Aber sein Gehör war erstaunlich. Kein Wort, das gesprochen wurde, entging ihm, das leiseste Flüstern traf sein Ohr, und was er gehört hatte, prägte sich fest seinem Gedächtnis ein. Sein eignes Schweigen wurde zur Sprache mit sich selbst. Er bildete sich über Dinge und Menschen seine eigene Anschauung, die mit der alltäglichen nichts gemein hatte und die einen Hang zum Philosophieren schuf. Was andere aus Zeitungen und Büchern erfuhren, das lernte er aus Gesprächen kennen und verwertete es wieder in der Unterhaltung; und was die anderen dann längst vergessen glaubten, das bekam man aus seinem Munde aufs neue zu hören. Stunde und Tag waren in seinem Gedächtnis geblieben, an der Stimme erkannte er die Person.

In der Studentenkneipe, in der er spielte, pflegte er sich dann in ergötzlicher Weise über die Gesellschaft vom Abend vorher lustig zu machen. Er ahmte die Unterhaltung nach, nuancierte die fade Sprechweise, amüsierte die Zuhörer am Stammtisch durch die Persiflage der Gesellschaft, der er aufgespielt hatte, durch das Lächerlichmachen einzelner Typen, die seiner Einbildung vorschwebten, durch Anekdoten, banale und geistreiche Witze und Scherze. Dadurch rächte er sich für das Schicksal eines Pianisten seines Ranges, dem man nach der Feierlichkeit wie einem Lohndiener das Geld in die Hand drückt, um ihn nach Hause zu schicken. Frau von Setzen liebte es, derartigen Leuten zum Fortkommen zu verhelfen und sie in ihren Kreisen zu empfehlen. Paulus Liese durfte daher mit Genugtuung von sich sagen, bei keiner kleinen Festlichkeit im Hause übergangen zu werden.

Jetzt trat er wieder auf das Instrument zu, beugte seinen Kopf tief auf den neben ihm stehenden Stuhl herab und fühlte nach Glas und Weinflasche. Gleich darauf kam Frau von Setzen auf ihn zu.

„Sie haben doch nicht vergessen, Herr Liese! Wenn einer

der Gäste das Brautpaar hochleben läßt, dann fallen Sie mit einem Tusch ein. Es fehlt Ihnen doch nichts? Ich habe dafür gesorgt, daß nach der Tafel, bevor getanzt wird, eine längere Pause eintritt, damit Sie auch zum Essen kommen. Man wird Ihnen im kleinen Zimmer hinter dem Speisesalon servieren. Sie haben mich verstanden, Herr Liese?"

Sie war gewöhnt, sehr laut zu sprechen, denn sie litt an der Einbildung, daß halbblinde Menschen auch schlecht hören müßten, so daß Paulus Liese jedesmal bei ihrer Anrede zusammenschrak, als hätte man ihm einen unverdienten Vorwurf gemacht. Er verfiel in eine ungeschickte Verbeugung, so daß er fast in Berührung mit der vor ihm Stehenden gekommen wäre, und erwiderte bescheiden und leise: „Ich habe Sie wohl verstanden, gnädige Frau. Ich werde Ihre Wünsche pünktlich erfüllen."

„Spielen Sie den Einzug der Gäste, ich bitte darum." Damit rauschte sie zur Tafel zurück.

Paulus Liese tastete nach seinem Sessel, ließ sich behutsam mit schief gestreckten Beinen auf ihn nieder, rückte drei-, viermal hin und her, um in die richtige Position zu kommen, langte dann nach links zur Schnupftabaksdose, die im Winkel auf der Klaviatur lag, nahm bedächtig eine Prise, rückte abermals auf dem Sitz hin und her, legte beide Hände eine Weile auf die Knie, starrte einige Sekunden mit den glanzlosen Augen vor sich auf das dem Holze eingefügte Medaillon Beethovens und fing dann mit einem plötzlichen Ruck an zu spielen, so daß die feierlichen Klänge mächtig durch die Räume tönten.

Im Nebenzimmer wurde gerade der Rehbraten herumgereicht, der Herrn Hauptmann a. D. Schwitzer endlich die Zunge löste. Rehbraten reizte stets seinen Gaumen. Er hatte sich nach dem Fisch kaum den Mund abgewischt, als seine Augen angesichts der duftenden Schüssel zu leuchten begannen. Er steckte die Serviette mit der Rechten noch tiefer zwischen Hals und Kragen, trommelte mit den fleischigen Fingern der Linken eifrig auf das Tafeltuch und griff das Lob der Frau von Schimmel über den Rehbraten, das als Kompliment an die Gastgeberin gerichtet war, begierig auf.

„Sie haben recht, meine Gnädige, es geht nichts über eine vorzüglich gespickte Rehkeule, namentlich wenn man weiß, unter welcher vortrefflicher Leitung und Anordnung sie bereitet wird." Er sandte einen liebenswürdigen Blick zu Frau von Setzen hinüber, welche auf die Worte gar nicht gehört hatte, und begann sich nervös mit der Gabel zu beschäftigen. Dann machte es auf ihn den Eindruck, als hielte Herr von Schichlinsky sich etwas zu lange bei der Schüssel auf. Das behagte ihm nicht.

„Ich finde, mein lieber Herr von Lichschinsky —"

„Schichlinsky, wenn ich bitten darf, Herr Hauptmann. Daß Sie niemals meinen Namen behalten können!" bekam er in gereiztem Tone zu hören.

„Entschuldigen Sie gefälligst, ich besitze für Namen ein ungemein schlechtes Gedächtnis. Ein Leutnant Lichschinsky stand in meiner Kompagnie; daher die Erinnerung an diesen Namen."

Man unterhielt sich jetzt ziemlich laut und sprach zwanglos über die Tafel hinweg.

„Ich finde, mein lieber Herr von Schichlinsky, daß Sie recht leidend aussehen. Das machen die kleinen Seitensprünge, nicht wahr? Oh, keine Ausrede! Ich weiß, wenn man in Ihrem Alter ist —" begann der Hauptmann a. D. wieder, der sich in seiner bürgerlichen Stellung einen jovialen Ton angeeignet hatte.

„Sie sehen, ich habe noch volles Haar, Herr Hauptmann," klang es über den Tisch zurück. Schwitzer verzieh die Bemerkung, denn die Schüssel mit dem Rehbraten war weitergegangen und näherte sich ihm schneller, als er glaubte.

Nach fünf Minuten aber hatte er bereits die Belehrung über den Namen mit den vier unaussprechlichen Konsonanten vergessen. Als wenn nichts vorgefallen wäre, wandte er sich in verbindlichstem Tone nach der anderen Seite.

„Dürfte ich Sie bitten, mir das Brot dort, — mein lieber Herr von Lichschinsky?"

Der junge Schlachtschitz warf ihm diesmal einen wütenden Blick zu und wandte sich dann, als hätte er nichts gehört, mit lächelnder Miene zu seiner Nachbarin.

An der Tafelseite, die sich an der Balkontür vorbeizog, saß Frieda zur Linken Neukirchs. Alles Licht schien von ihrer

Erscheinung auszugehen. Sie bildete gleichsam die Inkarnation ihres Geschlechts, um das sich in diesen Salons alles zu drehen pflegte. In dem mattblauen Atlaskleide, das die runden Unterarme freiließ und oben am vollen Halse einen verräterischen Ausschnitt zeigte, der der Phantasie Anlaß zur Weiterführung der Linien gab, glich sie einem Körper, der die Strahlen nur auffängt, um sie doppelt wiederzugeben. Es war fast, als konzentrierten sich alle Reflexe des Kronleuchters nur auf sie, auf ihr belebtes Mienenspiel mit dem bezaubernden Lächeln. Durch nichts verriet sie, was für eine Komödie sie eigentlich ihren Gästen vorspielte. Für jeden hatte sie einen freundlichen Blick, ein aufmerksames Wort, das schon allein genügte, die stockende Unterhaltung wieder aufzunehmen. Sie schien nur von dem Gedanken beseelt zu sein, die Versorgung ihres Kindes vor Augen zu haben. Aber wenn ihr Blick die vom Weine gerötete Fanny streifte, dann fühlte sie unter dem Tisch den ungenierten Druck von Brunos Beinen, der das auflodernde Gemisch von Haß und Eifersucht in ihr sofort unterdrückte.

Neukirch hatte in der letzten halben Stunde diese heimliche Liebkosung unter dem Tisch so oft wiederholt, daß auch eine andere Natur als die temperamentvolle Friedas sich über gewisse Zweifel hätte beruhigt fühlen können. Über dem Tisch beschäftigte er sich nur mit seiner Braut. Wiederholt schon hatte er zu Fanny seinen Spott über einen alten, mit schlechten Zähnen kauenden Herrn auf der anderen Seite der Tafel ausgegossen. Von diesem Herrn, einem höheren Beamten, erzählte man sich, daß er zwanzig Jahre lang vergeblich nach einer Frau gesucht habe. Seine Kollegen flüsterten sich ergötzliche Dinge zu über die Art und Weise, wie er endlich an sein Ziel gelangt sei. Die meisten Damen stießen sich an seinem Namen. Er hieß Leberecht vom Unterrock und entstammte einem kleinen Fürstentum, dessen Landesvater als sehr witzig galt. Sein Unglück war eine außergewöhnlich lange, hagere Gestalt, die das Entsetzen seiner vorgesetzten Exzellenz bildete, die zu ihm emporblicken mußte. So machte er schon durch seine Erscheinung den Eindruck eines komisch wirkenden Junggesellen, über dessen ewig verliebte Blicke die Damen sich lustig machten. Endlich

war er glücklicher Bräutigam geworden. Er hatte in einem kleinen Badeort die Bekanntschaft einer noch jungen und leidlich hübschen, aber vermögenslosen Dame aus angesehener Familie gemacht, von der ihre intimen Freundinnen behaupteten, sie leide an einer ungestillten Sehnsucht nach einem jungen, bildhübschen, aber ebenfalls armen Kaufmann in Berlin, der nicht in der Lage sei, sie zu heiraten. So fand sie sich mit dem ominösen Namen ihres zukünftigen Gatten bald ab und suchte die Zeit bis zum Hochzeitstage durch die Gedanken auszufüllen, wie glücklich sie sein werde, wenn ihr der Zufall in Berlin ihren geliebten Heinrich in die Arme treibe. Seitdem wußte sich Herr vom Unterrock für die hämischen Bemerkungen, deren Zielscheibe er so oft gewesen war, zu rächen. Er kokettierte von jetzt ab mit seinem Verlobungsringe, ohne zu bedenken, daß seine große, unschön geformte Hand in kein vorteilhaftes Licht dadurch gerückt wurde. Seine hochgezogenen Schultern, auf denen sich der nach oben breite Kopf wie eine Birne auf ihrem Stengel wiegte, überragten die ganze Gesellschaft. Von hinten betrachtet, machte er den Eindruck einer schlecht gezeichneten Henkelvase mit beweglichem Deckel. Wenn er Messer und Gabel weglegte, so fuhr die linke Hand sofort an den spärlichen Schnurrbart, um das Gold seiner Bräutigamswürde leuchten zu lassen. Dabei schielten seine listig blickenden Augen nach links über den Tisch zu Frau Scholz, einer kleinen, üppigen und dunkeläugigen, höchst übermütigen Witwe hinüber, der er es niemals vergessen konnte, daß sie in ein lautes Lachen ausgebrochen war, als er eines Tages in allem Ernste um ihre Hand angehalten hatte. Jedesmal wenn ihr Blick zu ihm ging, betrachtete er seine Finger, als wollte er ihre Weiße prüfen; eigentlich wollte er aber nur mit seinem Ring renommieren. Zwei junge Damen, die ihn bereits längere Zeit beobachteten, steckten fortwährend die Köpfe zusammen und kicherten sich aus, sobald sie ihre Gedanken errieten.

Neukirch hatte Fanny bereits eine kleine Geschichte über ihn zum besten gegeben.

„Er ist der lächerlichste Narr, der mir vorgekommen ist,“ sagte er. „Vor ein paar Tagen fuhr ich mit der Pferdebahn,

als er mir schräg gegenüber Platz nahm. Er erkannte mich nicht, denn er hatte mich nur einmal flüchtig gesehen. Ihm gegenüber saß eine junge Dame, die etwas sehr Merkwürdiges an ihm finden mußte, denn sie betrachtete ihn aufmerksam, so daß er fast in Verlegenheit geriet. Plötzlich schien ihm etwas einzuleuchten, er lächelte und blickte sein Gegenüber vielsagend an. Dann zog er auffallend den Handschuh der linken Hand ab und betrachtete seine Fingernägel, wobei er abwechselnd die Augen aufschlug, um sich zu vergewissern, welche Enttäuschung der Anblick des Ringes bei seinem schönen Visavis hervorgerufen habe. Der Wagen hielt gerade, und die Dame mußte aussteigen. Der Narr lebte natürlich in der Einbildung, Eindruck auf die Dame gemacht und ihr Herz tief betrübt zu haben. Ich sage dir, ich habe mich köstlich dabei amüsiert."

Unter dem Tisch fühlte er, wie Frieda mit ihrem kleinen Fuß den seinigen drückte, während Fanny ihre linke Hand auf sein rechtes Knie legte und ihm zutrank.

Am Ende der Tafel gab Major von Schimmel die Anekdote über die Entstehung des Namens „vom Unterrock" zum besten. Herr von Schichlinsky hatte sich so dicht zu ihm hingebeugt, daß die Frau Major ihn mehrmals fragen mußte, was man sich denn da ins Ohr zu tuscheln habe. Ihr Mann erzähle wohl wieder eine seiner netten Geschichten? Die kenne sie schon alle. Sie konnte sehr wenig vertragen. Wenn sie ein paar Gläser Wein getrunken hatte, dann genierte sie sich durchaus nicht, mit den Männern heikle Gespräche zu führen. Sie war erst beruhigt, als Herr von Schichlinsky ihren zärtlichen Blick erwidert hatte.

„Die Geschichte soll durchaus authentisch sein," berichtete der Major mit gedämpfter Stimme. „Sein Vater war Beamter in dem Geheimkabinett eines kleinen Fürstentums, dessen Flächeninhalt über eine Quadratmeile niemals hinausgekommen ist. Der Alte war ein Streber durch und durch, und sein größter Ehrgeiz war, sich durch irgend eine kühne Tat um das Land verdient zu machen, damit das Adelsdiplom seine ehrgeizigen Träume verwirkliche. Serenissimus wußte das, war aber durchaus taub gegen die Wünsche seines bewährten Beamten, bis

ein böser Zufall ihn gerecht und milde stimmte. Serenissimus spazierte nämlich eines schönen Sommertages mit seiner erlauchten Gemahlin, die sich eines schwerwiegenden Körperumfanges zu erfreuen hatte, auf der Promenade seiner geliebten Residenz, als der hohen Frau ein Malheur passierte, das jeder Dame passieren kann, bei der nicht genug Sorgfalt auf die Toilette verwendet wird: sie begann ihren Unterrock zu verlieren, ohne daß sie es anfangs merkte. Nur einer sah das Entsetzliche, das war der Geheimsekretär Rührmund, der in respektabler Entfernung den hohen Herrschaften folgte, um seiner am Ende der Promenade gelegenen Wohnung zuzuschreiten. Erst war der pflichtgetreue Beamte völlig außer Fassung. Er fürchtete sich vor dem Augenblick, wo man ihn als Mitwisser eines das weibliche Zartgefühl der hohen Frau verletzenden delikaten Vorfalls in Bann tun könnte. Dann aber bekam er einen diplomatischen Gedanken, der einen heroischen Entschluß in ihm reifen ließ. Er blickte rechts, er blickte links und fand die Promenade leer. Nur vom Schlosse her sah er Leute herankommen, und dabei bemerkte er, wie ein gewisser weißer Saum auf dem Kies des Weges sich immer breiter und breiter zeigte, bis daß er drohte, einer schneeigen Welle gleich, hinter der hohen Frau herzufluten. Die Leute kamen immer näher, noch fünf Minuten und die ganze Stadt hätte sich zugeflüstert, Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin haben am hellichten Tage ihren Unterrock verloren. Da faßte er sich ein Herz und nahm ein paar weite Sprünge, um schleunigst an die Seite Sr. Durchlaucht zu gelangen. Serenissimus drehte sich erschrocken um, sah das erhitzte Gesicht seines getreuen Beamten und glaubte erst, einen Verrückten vor sich zu haben. Zum Glück ging die hohe Frau einige Schritte voraus. Serenissimus war schlecht gelaunt und zeigte ein sehr gestrenges Gesicht. Aber ehe er etwas sagen konnte, stotterte der Geheimsekretär hervor: „Halten zu Gnaden, Durchlaucht — dero Gemahlin ergebener Unterrock wird die Aufmerksamkeit des Pöbels erregen!‘ Jetzt sah der Fürst die fatale Situation seiner Gemahlin. Serenissimus verlor aber niemals die Geistesgegenwart. ‚Sagen Sie den Leuten dort, wir wünschten auf unserer

Promenade niemandem zu begegnen,' schrie der etwas schwerhörige Fürst seinen Beamten an, und dieser stürzte den ankommenden Untertanen entgegen, um den Befehl des Herrschers auszuführen. Dann war der Fürst an der Seite der Fürstin und sprach leise mit ihr, während der Geheimsekretär in respektvoller Entfernung den Befehlen der Herrschaften harrte. ‚Rührmund, wenden Sie uns den Rücken und wehren Sie neugierige Menschen ab,' rief Serenissimus. Der Geheimsekretär verlebte bange fünf Minuten, bis er wieder die Stimme des Fürsten vernahm, der ihn zu sich rief. Als er sich umwandte, sah er die hohe Frau bereits in einiger Entfernung dem Schlosse zuwandeln, am Boden aber vor den Füßen Sr. Durchlaucht erblickte er den zurückgelassenen, verlorenen Unterrock der Landesmutter. ‚Rührmund,' sagte der Fürst mit wohlwollender Miene, ‚wir wissen wohl, daß Sie uns bis dato immer ein pflichtergebener, treuer Beamter waren, und wir verkennen nicht, daß Sie uns heute einen wesentlichen Dienst geleistet haben, der unsere Anerkennung verdient. Nehmen Sie das Ding da und melden Sie sich morgen zur geheimen Audienz bei mir. Sie wissen, was ich mit dieser geheimen Audienz sagen will. Verstanden?' Serenissimus drehte sich kurz um und ging sorgenvoll seiner erlauchten Gemahlin nach. Nachträglich soll ihn die Geschichte doch köstlich amüsiert haben. Die fürstliche Kammerfrau wurde in den Ruhestand versetzt, die kleine Residenz durfte sich aber schmeicheln, fortan den Hofrat Leberecht vom Unterrock in ihren Mauern zu beherbergen. Der satirische Fürst hatte sich weidlich für das bekannte Strebertum seines scharfsichtigen Beamten gerächt."

Während der Erzählung des Majors, die durch sein Kauen, das Klirren und Klappern von Messern und Gabeln in abgebrochenen Sätzen hervorkam, hatten die Zuhörer auffallende Blicke zu Herrn vom Unterrock hinübergesandt, dem Sohn des großen Staatsretters. Sie fanden die Anekdote natürlich außerordentlich amüsant und kamen aus dem Kichern nicht heraus. Schließlich brachen die Herren in ein so lautes Lachen aus, daß sie die Aufmerksamkeit der ganzen Tafel erregten.

Dem kleinen Hauptmann a. D. Schwitzer wackelte der Bauch

förmlich unter dem Tisch. Während er mit weit aufgerissenem Munde eine Lachsalve nach der anderen hervorstieß, vergaß er nicht, den Lohndiener mit der Gemüseschüssel zu bemerken und seinen Teller aufs neue zu füllen. Dann war es ihm, als wenn sein Gegenüber, der junge Journalist, eine Frage an ihn gerichtet hätte, die er überhört habe.

„Was meinten Sie, mein lieber Herr von Lichsch —". Ehe er den Namen ganz aussprechen konnte, wurde er von dem Angeredeten unterbrochen.

„Schich — Schich — Schich, — Herr Hauptmann, wenn ich mir abermals erlauben darf, Sie zu korrigieren. Ich werde Ihnen jeden Tag meine Visitenkarte schicken, damit Sie mich nicht mehr mit dem Leutnant in Ihrer Kompagnie verwechseln. Aber auf Ihr Wohl: Sie scheinen übrigens heute Ihrem Namen Ehre zu machen, man sieht das an Ihrem Gesicht."

Der kleine Hauptmann hatte allerdings im Essen eine Tätigkeit entfaltet, daß ihm der helle Schweiß auf dem geröteten Antlitz stand. Im übrigen nahm er Herrn von Schichlinsky, der in der Weinlaune die Verwechselung seines Namens schon viel harmloser fand, den banalen Wortwitz nicht übel. Er ergriff sein Glas und stieß mit einem „Prosit, prosit, mein junger Freund!" herzhaft mit ihm an.

„Die Herren da oben scheinen wieder ihre eigene Geschichte zu haben," meinte Frieda hinter dem Rücken ihres Tischnachbars zur Linken zu der kleinen Witwe Scholz. „Ich will wetten, daß der arme Unterrock wieder ihr Opfer ist."

Der Herr, der zwischen ihnen saß, ein blutjunger Kandidat der Philologie, war ein sehr tätiges Mitglied sittlich-sozialreformatorischer Vereine, was zur Folge hatte, daß er in diesen Kreisen angenehm geduldet wurde. Er war ein kleiner, schwächlich gebauter Mensch, der kaum über die Lehne seines Stuhles hinausragte und in der Nähe von Damen immer das Gefühl hatte, als wollte man durch eine Anrede seine winzige Person noch verringern. Außerdem wußte er niemals recht, wo er beim Essen seine Hände lassen sollte. Er saß eingeengt zwischen den beiden Damen und hatte den Stuhl weit an die Tafel gezogen, um Frieda und der kleinen Witwe Gelegenheit

zu geben, ihn soviel als möglich übersehen zu können. Bei jeder Frage zuckte er zusammen und geriet in Verwirrung. Um sich nicht in die allgemeine Unterhaltung mischen zu brauchen, aß er sehr langsam und richtete es so ein, daß er immer noch etwas auf dem Teller hatte, wenn die anderen bereits fertig waren. Er fürchtete den Augenblick, wo der Diener mit einer neuen Schüssel hinter ihm auftauchte. Dann zitterten seine Hände, und er hatte immer die Empfindung, als ließe er seine Nachbarin zu lange warten und müßte eine Ungeschicklichkeit begehen. Daher nahm er äußerst wenig von den Speisen, um den Kopf so schnell als möglich wieder senken zu können.

„Aber Sie nehmen ja gar nichts, Herr Buchholz,“ wandte sich Frieda an ihn.

„Oh ja, gnädige Frau“, erwiderte er schüchtern und beschäftigte sich wieder mit Messer und Gabel. Dieses „Oh ja“ war das blöde Abwehrmittel, das bei ihm so zur Gewohnheit geworden war, daß er es auf jede Frage zur Antwort gab. Die kleine Frau Scholz machte sich dann an ihn heran, um ihn aufzumuntern. Sie liebte die schüchternen, jungen Männer, mit denen man ihrer Meinung nach alles aufstellen konnte, was man wollte.

„Aber Sie trinken ja gar nicht,“ begann sie und schenkte ihm sein Glas voll. Sie stieß mit ihm an und fuhr dann fort: „Sie erteilen Knaben Nachhilfestunden, nicht wahr, Herr Buchholz?“

„Oh ja, gnädige Frau.“

„Ich habe einen Knaben von neun Jahren. Der Junge ist sehr faul, aber sehr gut veranlagt. Würden Sie ihm wöchentlich einige Lektionen erteilen?“

„Oh ja, gnädige Frau.“ Diesmal schnellte er empor und ließ dabei die fettige Gabel auf die Serviette fallen.

„Dürfte ich Sie also bitten, mich in den nächsten Tagen einmal zu besuchen?“

„Oh ja, gnädige Frau.“

Die kleine Witwe fragte ihn nicht weiter, hatte aber die Malice, als ein anderer Gast eine Frage an sie richtete, im Papageiton „oh ja“ zu antworten, ohne damit die richtige Erwiderung zu geben. Dann sprach sie abermals hinter dem

Rücken des kleinen Philologen zu Frau von Setzen hinüber und nahm das Thema von vorhin auf. „Hat er Ihnen schon Näheres über seine Braut erzählt? (Sie meinte Herrn vom Unterrock.) Sie sind ja bekannter mit ihm."

„Es soll ein junges, sehr hübsches Mädchen sein."

„Sooo?" Damit beugte sich Frau Scholz wieder auf ihren Platz zurück. Diese Antwort hatte sie nicht erwartet. Sie ärgerte sich jetzt darüber, daß dieser alte häßliche Krauter, dessen Hand sie ausgeschlagen hatte, noch zu einer jungen Frau kommen sollte. Sie hätte sehr gern noch geheiratet, durfte aber als Mutter eines Kindes und ohne viel Vermögen nicht sehr wählerisch sein. Herr vom Unterrock erschien ihr jetzt in einem ganz anderen Lichte. Er reizte sie sozusagen trotz seiner Häßlichkeit. Und so nahm sie sich vor, ihn nach Aufhebung der Tafel in ein Gespräch zu ziehen.

Der junge Musiker an der Seite Gerechters befand sich heute zum ersten Male in diesem Hause. Er hatte seine Einladung dem Journalisten neben ihm zu verdanken, der ihn der Frau von Setzen einmal in einem Theater vorgestellt und ihn ihr angelegentlichst empfohlen hatte. Er war Klaviervirtuose und hatte bereits einige Konzerte gegeben, für welche Isidor Gerechter die nötige Reklame gemacht hatte. Seit diesen ruhmreichen Abenden hielt er sich bereits für einen Halbgott, dem man das geborene Genie an der Nasenspitze, an den geschmeidigen Fingern und an den langen à la Franz Liszt wallenden Haaren ansehen müsse. Da er bei den Herren, die an dieser Spitze der Tafel saßen, nur geringe Neigung fand, sich mit ihm in ein künstlerisches Gespräch über moderne Musik einzulassen, so machte er seinem Groll alle fünf Minuten zu Gerechter dadurch Luft, indem er über das „miserable Spiel" im Nebenzimmer schimpfte. Der Kerl pauke, als habe er einen Zehnpfundhammer in jeder Hand, meinte er und fügte dann, um seine Belesenheit zu beweisen, hinzu: „Gutzkow nennt diese Art Menschen Lohnpfotenhauer, wissen Sie schon?" Er hatte ein langes, schmales und bartloses Gesicht, in dem der goldene Klemmer die einzige Repräsentation bildete. Beim dritten Glase Wein bereits bekam er zynische Anwandlungen,

die bei Doktor Isidor Gerechter auf fruchtbaren Boden fielen. Er fing an, sich mit seinem Nachbar über Neukirch und Fanny zu unterhalten, von deren Beziehungen er bereits erfahren hatte. Den Assessor kenne er bereits von Ansehen. „Ich sah ihn im letzten Winter einmal nachts im Café National total betrunken inmitten einer ganzen Gesellschaft, die vom Balle kam. Er lallte nur noch beim Schlummerpunsch und fing nachher ganz laut über den Tisch hinweg mit ein paar Frauenzimmern ein Gespräch an, auf das ihm prompt gedient wurde. In welcher Art, können Sie sich wohl denken. Sämtliche Gäste amüsierten sich darüber. Schön war eigentlich die Geschichte nicht, aber es saßen selbst noch ein paar Abgeordnete an dem bekannten reservierten Tisch in der Nähe des Büffets, die sich ebenfalls wohl dabei fühlten ... Übrigens das richtige Assessorengesicht. Die Kerle sehen sich alle gleich." Dann kam er plötzlich auf ein heikles Thema. „Ob er ihre Reize schon durchkostet hat, was meinen Sie? Er sieht mir ganz danach aus ... Glauben Sie überhaupt, daß in unserer sogenannten gebildeten Gesellschaft so etwas vorkommt?"

„Es soll sogar Leute geben, die es empfehlen," erwiderte Doktor Gerechter und fügte hinzu: „Lieber Freund, wenn Sie wüßten, was die Phrase ‚gute Gesellschaft' alles enthält. Sie kennen doch die Annoncen der Verschwiegenheit in unseren Zeitungen? Wenn ich Kulturforscher wäre, ich würde nur den Inseratenteil unserer Journale zu meinem Studium benutzen. Aber schließlich braucht das gewöhnliche Volk nicht alles zu wissen, was in dieser guten Gesellschaft vorgeht. Das untergräbt die Achtung vor der Bildung."

Den „neuen Caliban" interessierte dann dieses Gespräch nicht mehr. In den Blicken, die Herr von Schichlinsky durch sein Monokel zu ihm hinüberwarf, und welche stets von einem überlegenen Lächeln begleitet waren, witterte er immer aufs neue geheime Feindschaft.

„Ich weiß jemand, der ihn noch gekannt hat, als er sich von ihm ein paar Hosen lieh, um die eigenen defekten ausbessern zu lassen. Er schnorrte damals überall herum und war trostlos darüber, daß kein Rückkaufshändler ihm etwas auf seinen Adels-

brief geben wollte,“ begann er die Biographie Herrn von Schichlinskys zu erweitern. „Selbst sein Monokel vermochte nicht mehr ihm in den Augen der Budikerfrau, bei der er speiste, das nötige Air zu verleihen. Mit hungrigem Magen prahlte er damals, daß er in Baden-Baden in einer Stunde achttausend Mark verspielt habe ...“

Der junge Schlachtschitz unterhielt sich inzwischen eifrig mit Frau von Schimmel über sein Gegenüber. „Versuchen Sie es nur einmal, Frau Major, — Sie werden finden, daß ich recht habe. Schreiben Sie ein Buch und schicken Sie es ihm zu, vergessen Sie aber nicht, zwischen Deckel und Titelblatt einen Fünfzigmarkschein zu legen. Er wird Sie direkt neben die George Sand stellen. Am Ende tut er es auch für zwanzig Mark.“

Frau von Schimmel hatte sich dann über eine Dame aufzuhalten, die zwischen dem Musiker und einem anderen Herrn saß und gleich dem jungen Philologen nicht den geringsten Anteil an der Unterhaltung nahm. Ihr Gesicht war spitz wie das einer Maus, und wenn sie sich aufrichtete, so war ihr Kopf in steter Bewegung nach rechts und links. „Mein Gott“, meinte die Majorin, „die Frau muß sich unheimlich vorkommen. Sehen Sie nur, was für eine merkwürdig ernste Miene sie zeigt, wo alles in bester Laune ist. Ich habe sie noch nicht ein einziges Mal lachen gesehen.“

„Sie wird schlechte Zähne haben,“ fiel Herr von Schichlinsky ein, worüber Frau von Schimmel in ein so lautes Lachen ausbrach, daß selbst am untersten Ende der Tafel die Köpfe sich hoben. Sie konnte sich das gestatten, denn sie wußte, daß ihre Zähne noch gut erhalten waren.

Seit einer Stunde bereits saß die Gesellschaft und speiste. Vom Nebensalon drangen immer noch die gedämpften Töne des Pianos herein. Mittlerweile war es unerträglich schwül im Zimmer geworden. Der künstliche Springbrunnen, der inmitten von Topfgewächsen die Balkontür versperrte, vermochte die Hitze nicht zu kühlen. Es herrschte eine Atmosphäre, wie sie die Luft eines mit Menschen gefüllten Raumes hervorbringt, mit der sich die Gerüche einer guten Küche vereinen. Selbst der Duft

der prächtigen, voll erblühten Tafelrosen verflog im Dampf der Speisen. Den Damen namentlich sah man es an, daß die Benutzung des Fächers für sie außerordentlich wohltuend war. Trotzdem befand man sich in jener behaglichen Stimmung, die sich des Menschen zu bemächtigen pflegt, wenn er mit gesundem Appetit an einer wohlbesetzten Tafel sitzt, sich in angenehmer Gesellschaft befindet und eine Reihe von Genüssen noch zu erwarten hat. Allmählich kam man sich vor wie eine einzige große Familie, in der die Ungezwungenheit des Tones vorherrscht. Die Tafelrunde bot schließlich ein buntbewegtes Bild, in dem die farbenreichen Toiletten der Damen sich vorteilhaft hervorhoben. Der Kronleuchter strahlte darüber sein Licht aus, warf seine Funken über das blanke Silber des Tafelschmuckes, über Kristallschalen und Gläser und verdunkelte beinahe das Licht der Tafelkerzen. Die Reflexe zeigten sich dann auch an dem Goldschmuck der Damen, so daß sie den Blick auf die molligen Hälse und auf die unter durchsichtigem Flor sich zeigenden weißen Arme der Frauen lenkten.

Manchmal trat allgemeine Stille ein, gleichsam als wäre sich die ganze Gesellschaft einer gewissen Erschöpfung bewußt und sehnte sich nach einer behaglichen Pause. Dann begann das Gespräch an irgend einer Seite wieder, bis es bei sämtlichen Gästen abermals zu einem lebhaften wurde. Nur der kleine Philologe verhielt sich nach wie vor stumm, den Kopf über dem Teller, und die Dame mit dem Mausgesicht bewahrte ihren alten komischen Ernst und wiegte ihren Kopf hin und her. Plötzlich rief ein Herr zu Frieda hinüber, indem er auf die noch leer gebliebenen Plätze wies: „Aber, wo bleiben denn die Gäste, die Sie noch erwarten, gnädige Frau?"

Frau von Setzen sah nach der Uhr. Die Herrschaften würden gewiß noch kommen, es sei noch nicht ganz dreiviertel zehn Uhr. Gegen zehn wollten sie eintreffen. Frau Island habe nicht ganz bestimmt zugesagt. Man sei es überhaupt von ihr gewöhnt, daß sie in dieser Beziehung ihren Kopf für sich habe. Was die Geschwister Lambert beträfe, so müsse man große Rücksicht auf sie nehmen; die Mama sei etwas unpäßlich. Sie würden überhaupt nur auf kurze Zeit kommen und hätten sich ganz und gar

entschuldigt, wenn Fräulein von Lambert nicht eine Schulfreundin von Fanny wäre. Man würde namentlich in Herrn Otto von Lambert einen interessanten Menschen kennen lernen, vor dem man sich allerdings hüten müsse, denn er sei ein schrecklich gelehrter Mann. Dabei lächelte sie ganz eigentümlich, als wollte sie auf etwas ganz Besonderes vorbereiten.

Die Erwähnung dieser Namen verursachte, daß die Anwesenden sich sofort mit den drei Personen auf das lebhafteste beschäftigten. Die Unterhaltung nahm plötzlich einen merkwürdigen Grundton an. Vorerst kam Frau Island an die Reihe. Sie bot besonders den Damen das Gesprächsthema. Man wunderte sich nun, sich ihrer nicht schon erinnert zu haben. Man erzählte sich eine Menge Geschichten von ihr, die gerade nicht mit dem Sittenkodex einer anständigen Frau übereinstimmten. Ein gewisses mystisches Dunkel umgab ihre Herkunft und Abstammung. Vor zwei Jahren war sie plötzlich im Potsdamer Viertel mit ihren zwei allerliebsten Kindern, einem Knaben von sechs und einem Mädchen von vier Jahren, aufgetaucht. Man wurde eigentlich erst aufmerksam auf sie, als ihr Porträt in der akademischen Kunstausstellung viel bewundert wurde. Sie bewohnte eine luxuriös ausgestattete Wohnung am äußersten Ende der Kurfürstenstraße, dicht am Zoologischen Garten, hatte außer den Kindern keine weitere Gesellschaft als eine alte Dienerin, eine Mulattin, und einen riesigen, sehr gelehrigen Papagei, mit dem sie an schönen Sommertagen auf dem Balkon ihrer Wohnung saß und sich mit ihm wie mit einem guten Bekannten auf englisch unterhielt. Diese Geschöpfe hatte sie aus Südamerika mitgebracht, wo ihr Gatte als Konsul und Minenbesitzer noch weilte. Über ihr Verhältnis zu ihm erzählte man sich die absonderlichsten Dinge. Die einen behaupteten, sie habe das Klima dort nicht ertragen können und halte sich infolgedessen auf Anordnung der Ärzte in Deutschland auf; während die anderen wissen wollten, daß sie geschieden von ihrem Gatten sei und von einer stattlichen Rente lebe. Das eine betrachtete man als erwiesen: daß ihr in der Tat sehr viele Mittel zur Verfügung stünden, und daß der ewige Herzfehler, an dem sie zu leiden vorgab, eigentlich nur eine Ent-

schuldigung für ihr auffallend langes Getrenntsein von ihrem Manne sei. Es dauerte nicht lange, so hatte sie ein Verhältnis mit einem jungen, bisher wenig bekannten Maler, dem Verfertiger ihres Porträts, angeknüpft, den sie lebhaft protegierte. Sie versorgte ihn fast allein mit Aufträgen, ließ ihre Kinder, sich selbst in verschiedenen Größen malen, erschien immer nur in seiner Begleitung und ließ sich von ihm in Gesellschaften führen. Der junge Künstler hatte dadurch mit einem Male eine vorzügliche Existenz bekommen. Die bösen Zungen behaupteten, daß ihr Herzfehler hiermit sein Ende erreicht habe.

„Man sagt, sie soll eine Jüdin sein," bemerkte die kleine Frau Scholz, welche die Deutsch-Amerikanerin bereits mehrmals im Hause Friedas gesehen hatte.

Diese fiel ein: „Ich bin niemals daraus klug geworden; sie hat wohl orientalische Züge, aber ihr goldblondes Haar spricht dagegen."

„Darauf ist nichts zu geben," sagte Neukirch, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Doktor Gerechter auf das Gespräch nicht hörte. „Der Name Island ist schon verdächtig. Island oder Isländer — das ist dasselbe. Übrigens gibt es heute Haarfärbemittel, die die echteste Rasse unkenntlich machen können. Sie wird wohl wissen, wo Jerusalem liegt und was ein Schadchen zu bedeuten hat."

Frieda stieß ihn an und flüsterte: „Nicht so laut!" während Fanny lachte. Der Gastgeberin wäre es unangenehm gewesen, durch irgend etwas Doktor Gerechter verletzt zu sehen. In größeren Gesellschaften erschien sie sehr tolerant, während sie in intimen Kreisen ganz so dachte wie ihr Geliebter.

Der junge schweigsame Philologe hatte diesmal aufgeblickt. Er war ein Feind jeglichen konfessionellen Haders und wunderte sich augenscheinlich darüber, daß man hier so offen seine Abneigung gegen die Juden aussprach, da sich einer in der Gesellschaft befand.

Die kleine übermütige Scholz fand dieses Emportauchen des Kopfes komisch. Es reizte sie, ebenfalls seine Meinung zu hören. „Sie denken doch auch so, Herr Buchholz?" fragte sie.

„Ach nein, gnädige Frau," klang es diesmal wider ihr Erwarten zurück, so daß sie ganz verblüfft wurde. Dann senkte sich wieder das Gesicht mit der Brille, um aufs neue unnahbar zu sein.

Man ließ schließlich kein gutes Haar an Frau Island, tat das aber natürlich mit der größten Reserve; gab immer nur leise Andeutungen, ohne direkt etwas Positives zum Vorschein zu bringen, und berief sich auf das berühmte „on dit". Am Ende wurde sie nach allen Regeln der vornehmen Klatschsucht moralisch tot gemacht.

„Ich weiß nicht gleich, wo es mir erzählt wurde," sagte eine Dame im Flüstertone, indem sie sich weit über den Tisch beugte und zu Frieda hinüber sprach. „Aber man verbürgte es mir: ihr Mann soll ein sehr roher Patron und äußerst eifersüchtig gewesen sein. Er soll sie eines Tages auf Abwegen ertappt und mit der Reitpeitsche gezüchtigt haben. Bei Nacht und Nebel ist sie dann mit ihren Kindern in Begleitung ihres Geliebten ausgerückt. Der letztere soll auf der See gestorben sein und ihr sein ganzes Vermögen vermacht haben."

Frau Major von Schimmel bemächtigte sich nun auch dieses Themas. „Man spricht von der Frau Island," sagte sie zu Herrn von Schichlinsky. „Kennen Sie die Dame?" Nach einem Kopfschütteln des Gefragten fuhr sie fort: „Sie hat ganz abscheuliche Angewohnheiten; sie raucht in der besten Gesellschaft Zigaretten und geniert sich nicht, ohne jede Begleitung die Ateliers junger Künstler zu besuchen. Man sagt sogar, daß sie zu einer viel gerühmten Venus in der letzten Ausstellung Modell gestanden habe." Herr von Schichlinsky erlaubte sich darauf die gewagte Bemerkung, daß er gern hätte dabei sein mögen, worauf die Lustspieldichterin ihn mit einem langen Blick ansah und nur sagte: „Na, Sie! ... Darin seid ihr Männer alle gleich!"

Frieda hatte dann eine von jemand hingeworfene Frage über die Familie Lambert zu beantworten. Ob es denn wahr sei, daß die Tochter so sehr klösterlich erzogen werde?

Die beiden jungen Damen, die sich vordem so äußerst lustig über Herrn vom Unterrock gemacht hatten, mußten diese Frage

sehr kurios finden, denn sie lachten zu gleicher Zeit halblaut, unterbrachen sich dann aber sofort und wurden ganz verlegen, als hätten sie sich bei einer Unschicklichkeit ertappt. Sie waren Schwestern und Schulfreundinnen von Fanny und Margarete von Lambert; sie wußten, daß man sich bereits in der Schule über die große Altklugheit Margaretens aufgehalten hatte, und daß man sie immer für ein sehr ausgelassenes Geschöpf hielt, weil sie ganz frei und offen als vierzehnjährige Schülerin bereits über unglückliche Ehen und die Schlechtigkeit der Männer sprach, als hätte sie das alles aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Trotzdem hatte sie immer sehr unschuldig getan, und man hatte sie deshalb im Verdacht, daß sie verschmitzt und verlogen sei.

Das Gespräch drehte sich nun ausschließlich um die Familie Lambert. Irgend jemand hatte die Mär aufgebracht, daß Margarete im vorigen Jahre einen heimlichen Liebhaber gehabt habe, von dessen Existenz sogar die Mutter gewußt haben solle. Die Herren erklärten das unter sich ganz offen. Major von Schimmel kannte Lamberts ebenfalls und unterhielt sich jetzt über sie mit Herrn von Schichlinsky.

„... Es ist weiter nichts als eine sittliche Verirrung der Mutter," sagte er. „Das sind die Folgen der verschrobenen Erziehungsmethode ... Die Mutter baut dabei immer nur auf die moralische Stärke ihrer Tochter. Weib bleibt aber schließlich doch immer Weib ... Man soll das Mädchen mit dem jungen Mann spät abends Arm in Arm wie Braut und Bräutigam auf der Straße gesehen haben, und noch wo anders ... Die Familie scheute sich, wie leicht erklärlich, den Herrn offen und ehrlich irgend einer bekannten Familie vorzustellen."

An dieser Verleumdung war kein Sterbenswörtchen wahr. Frau von Lambert hatte noch einen jüngeren Sohn, der als Leutnant bei einem Infanterieregiment in einer kleinen schlesischen Garnisonstadt stand. Mutter und Geschwister liebten ihn auf das innigste, Margarete namentlich war ihm abgöttisch zugetan. Da die Pension der Landgerichtsrätin nicht so viel abwarf, um Erich von Lambert eine regelmäßige Unterstützung zu teil werden zu lassen, sorgte seine Schwester im geheimen für ihren Bruder und ließ ihn in dem Glauben, daß diese

Unterstützung der Familie keine Mühe mache. Sie verfertigte für ein großes Geschäft kunstvoll verzierte Lampenschirme, deren Medaillons natürliche Blumen enthielten. Im Sommer sammelte sie diese Blumen selbst auf Feld und Wiese, preßte sie sorgsam und klebte sie dann in harmonischer Farbenzusammenstellung zwischen ölgetränktes, durchsichtiges Papier, mit dem sie dann die Öffnungen der mannigfach ausgestanzten Schirmmuster füllte. Diese Lichtschützer wurden bald sehr beliebt und bildeten ihrer Noblesse wegen den Schmuck jeder Salonlampe. Von dem Erlös unterstützte Margarete ihren Bruder. Dieser war es, mit dem sie gesehen worden war und dessen Gesellschaft Veranlassung zu den üblen Gesprächen gegeben hatte. Er war wenige Tage auf Urlaub gewesen, und da die Uniform ihn genierte, so hatte er es vorgezogen, in Zivil an der Seite seiner Schwester das langentbehrte großstädtische Leben im Jugendübermut zu genießen.

Frau Major von Schimmel hatte einige Worte von dieser Unterhaltung zwischen ihrem Manne und Herrn von Schichlinsky aufgefangen. Sie beteiligte sich nun ebenfalls daran. Das Mädchen habe ihr als Kind bereits leid getan. Sie habe sich stets sagen müssen, daß eine derartige Altklugheit bei einem Schulmädchen niemals gute Früchte zeitigen werde. Diese Erziehung würde sich jedenfalls früh oder später rächen. Das Wort „frühreif" habe bei Kindern, obendrein bei Mädchen, seine verhängnisvolle Bedeutung. Man habe ja jetzt den Beweis dafür. Würde man wohl von einem züchtig erzogenen jungen Mädchen aus guter Familie solche Dinge erzählen, wie man sie von Margarete von Lambert erzähle?

„Ich habe Frau von Setzen immer gewarnt," sagte sie, „ihre Tochter mit Fräulein von Lambert umgehen zu lassen, aber sie vermochte sich nie von dieser Familie ganz loszusagen. Zum Glück hat sie Fanny noch zur rechten Zeit in die Pension geschickt, um sie dem Einflusse Margaretens zu entziehen. Sie hingen auch wie die Kletten aneinander." Sie wandte sich jetzt direkt an Schichlinsky. „Sagen Sie, möchten Sie wohl eine Frau haben, die vor der Hochzeit bereits in manchen Dingen Bescheid weiß?"

Sie erinnerte sich nicht gern daran, daß sie vor ihrer Verheiratung in sehr intimen Beziehungen zu ihrem Klavierlehrer gestanden, der sie verführt und nachher sitzen gelassen hatte.

Der junge konservative Redakteur ärgerte sie gern. „Das käme ganz darauf an, gnädige Frau,“ erwiderte er in seinem frivolen Tone, der gewissen Frauen seiner Bekanntschaft gegenüber bis scharf an die Grenze des Zynischen ging. „Unter Umständen reizt das. Übrigens bin ich Pessimist darin. Ich glaube nicht an die Veredelung der Männer durch die Frauen.“ Er gab seinem Monokel die Position in der Augenhöhle, drehte mit der Linken an der Spitze des kümmerlichen, hanffarbenen Schnurrbartes und warf auffallend rasch einen Blick auf den Major, als wollte er durch diese bedeutsame Bewegung eine Illustration zu den eben gesprochenen Worten geben.

Wie in innerer Übereinstimmung brachen sie dann das Gespräch ab, als hätten sie sich beide nichts mehr vorzuwerfen.

Das Gewirr der Stimmen am Tisch war nun wieder in vollem Gange. Es steigerte sich und sank dann wieder und hörte sich ebenso wenig melodisch an, wie das plötzlich laut ausgestoßene Lachen, das dazwischen klang, oder das Kratzen, Klappern und Klirren von Gabeln und Messern auf dem Geschirr. Frieda fand jetzt durchaus nichts mehr Arges darin, sich ziemlich offen an der Verleumdung der Familie Lambert zu beteiligen. In ihrem Innern hatte sie zwar nicht dieselbe schlechte Meinung, aber das Gespräch war so in Fluß, daß sie förmlich mit fortgerissen wurde.

Plötzlich ertönte der schrille Klang der Flurklingel vernehmbar herein. Ein lautes „Ah, jetzt!“ durchschnitt die Unterhaltung. Frieda erhob sich, um die verspäteten Gäste selbst zu empfangen. Die Geschwister Lambert waren gleichzeitig mit Frau Island eingetroffen. Frieda begrüßte sie lebhaft und schätzte sich glücklich, sie doch noch als Gäste bei sich zu sehen. Nach wenigen Minuten geleitete sie dann die Neuangekommenen in den Speisesalon. Als sie eintraten, war das Gespräch verstummt. Man empfand den Eindruck, als sollte jedem plötzlich etwas Unangenehmes passieren, das ihm die bisherige ausgezeichnete Stimmung zu rauben drohe. Frau Island ragte kaum über

die Mittelgröße hinaus, zeigte aber Formen, die trotz ihrer Zartheit von tadelloser Schönheit waren. Sie trug ein taubengraues Seidenkleid, das ihr vortrefflich stand. Der Teint ihres Gesichts ähnelte durchsichtigem Alabaster, die Augen waren von fast übernatürlicher Größe. Das rötlichblonde Haar war gelockt und sehr schick frisiert. Eine dunkelrote Rose, am Hinterkopfe befestigt, war der einzige Schmuck, den es zeigte. Ihr ganzes Auftreten, das von gewinnender Höflichkeit war und sofort für sie einnahm, kennzeichnete sie als Weltdame, die überall zu Hause ist. Im Rahmen der Tür erblickte man dann auch Margarete von Lambert, die auffallend einfach gekleidet ging. Fast schüchtern trat sie näher: das Haar wie früher in der Mitte gescheitelt und glatt gekämmt, die biegsame, schlanke Gestalt voll kindlicher Anmut. Ihre Wangen röteten sich beim plötzlichen Anblick der großen Gesellschaft, ihre dunklen Augen aber schweiften furchtlos und offen über die Tafel. Und nun zeigte sich auch die untersetzt gebaute Gestalt Otto von Lamberts, mit einem charakteristischen Gesicht, umrahmt von einem kurz geschorenen dunklen Backenbart, das man niemals mehr vergaß, wenn man es einmal gesehen hatte. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit sehr bestimmtem, still gebietendem Auftreten. Seine Augen waren von einem bläulich angehauchten Brillenglase beschattet, das dem Blick etwas Starres gab und sein Äußeres nicht gerade verschönte. Erst vor kurzem hatte er eine langwierige Krankheit überstanden, worunter seine Sehkraft arg gelitten hatte.

Die ganze Gesellschaft erhob sich und wetteiferte, den drei Personen ihre ausgezeichnete Hochachtung entgegenzubringen. Die Worte „große Ehre", „herzliche Freude", „aufrichtige Überraschung" schwirrten bei der Vorstellung durcheinander. Da jeder sich außerordentlich verlogen fühlte, so zeigte er jetzt das Bestreben, sich in Komplimenten zu überbieten. Frieda erkundigte sich bei den Geschwistern nach dem Befinden ihrer Mama und küßte Margarete dann mit einem sehr innig gesprochenen: „Sie sind doch ein liebes, gutes Geschöpf", angesichts der ganzen Gesellschaft auf die Stirn. Und Fanny, die soeben noch, hinter ihrem Fächer verborgen, Neukirch eine Anekdote

erzählt hatte, in der das Zartgefühl Margaretes eine schlechte Rolle spielte, sprang auf und umarmte die Freundin. Frau Major von Schimmel empfand das Bedürfnis, Frau Island laut zu gestehen, daß sie sich überaus glücklich schätze, sie wieder nach längerer Zeit begrüßen zu dürfen, obwohl sie erst vor wenigen Minuten das Gegenteil ausgesprochen hatte. Herr Major a. D. von Schimmel, Herr Hauptmann a. D. Schwitzer und Herr Leutnant a. D. von Schichlinsky rückten dann ihre Augengläser zurecht, um genauer den Anblick der vielbesprochenen Deutsch-Amerikanerin, deren Platz die Hausherrin neben Herrn vom Unterrock angewiesen hatte, zu genießen. Zu ihrer Enttäuschung fanden sie, daß in ihrem Äußeren absolut nichts zu finden war, was sie von einer sittsamen und den Respekt herausfordernden Dame unterschieden hätte. Sie hatten statt dessen eine Frau erwartet, die an eine kokottenhaft auftretende Kreolin erinnere. Selbst ihre Koketterie schien nicht stark entwickelt zu sein, denn sie nahm anfangs von den Männern gar keine Notiz, sondern begann sofort eine lebhafte Unterhaltung mit der Frau Majorin über eine Blumenausstellung, die sie am Nachmittage besucht hatte. Dann entfaltete sie ihre ganze Liebenswürdigkeit, um Herrn vom Unterrocks Interesse für sich zu gewinnen. Nach zehn Minuten waren dann die Herren in ihrer Nähe darüber einig, daß man es hier mit einer äußerst geistreichen und pikanten Dame zu tun habe, der man den bösen Leumund ihrer angenehmen Eigenschaften wegen gern verzeihe. Herr vom Unterrock schien sogar ganz entzückt von ihr zu sein. Er krümmte seinen langen Oberkörper tief herab und geriet in eine ungeahnte Bewegung, sobald er seiner schönen Tischnachbarin eine Aufmerksamkeit erweisen durfte.

Mittlerweile hatte auch Otto von Lambert den nötigen Unterhaltungsstoff für diese Ecke des Tisches abgegeben. Die Frau Major und Herr von Schichlinsky sprachen im Flüstertone über ihn. Der Schlachtschitze meinte, daß er selten einen Menschen mit ähnlichem unsympathischen Äußeren gesehen habe.

„Er bildet das Pendant zum Doktor Gerechter," sagte er und füllte sich sein Glas. Seine Nachbarin hatte Neigung zum Widerspruch.

„Darüber läßt sich streiten. Der Geschmack ist verschieden, mein lieber Freund. Wir Frauen wissen das am besten. Es gibt sogar Damen, die für ihn schwärmen. Er besitzt Eigenschaften, die ihn verschönern. Hören Sie nur, wie klangvoll sein Organ ist, wie belebt seine Züge werden, wenn er spricht. Übrigens soll er vortreffliche Bücher geschrieben haben über die soziale Lage der niederen Stände. Man hat ihn sogar im Verdacht, daß er stark sozialistisch angehaucht sei ... Das macht ihn für seine Staatskarriere unmöglich. So viel ich weiß, will er sich demnächst als Rechtsanwalt niederlassen, oder die politische Laufbahn einschlagen. Ich hörte wenigstens so etwas Ähnliches ...“

Lambert und Frieda waren in eine sehr laut geführte Diskussion geraten, aus welcher man nur einige verständliche Sätze vernahm:

„Ich meine, gnädige Frau, daß unsere ganze moderne Gesellschaft, insbesondere die bessere Klasse, an einer innerlichen Verlogenheit krankt, die sie immer mehr zersetzt und eine gründliche Reinigung nötig macht .... Wenn das einzelne Glied eines Körpers anfängt zu leiden, so werden mit der Zeit auch die anderen Glieder davon ergriffen. In unserer Gesellschaft krankt das einzelne Individuum. Es ist von einer gefährlichen Scheinsucht ergriffen, der man alles opfert: Gewissen, selbstloses Glück, die Achtung vor sich selbst und die Ehre des Nächsten, nur um etwas zu sein, was man niemals war und niemals ist. Man heuchelt, wo man nur immer heucheln kann, um seine Stellung zu behaupten. Um die eigene Unmoralität zu verdecken, setzt man die Maske der Moral auf. Um ein glänzendes Leben weiter führen zu können, stürzt man seinen Mitmenschen kalten Blutes ins Unglück, und um irgend eine Rolle, sei es auch eine politische, im öffentlichen Leben spielen zu können, einen wohlfeilen Witz zu machen, den die große Menge für geistreich hält, schlägt man Vater und Mutter tot und bewirft den besten Freund mit Kot ... Zu allerletzt verleumdet man die reinste Seele, zieht aus gemeinem Egoismus mit roher Hand den Schleier vom Heiligtum der Familie, bespöttelt den Idealismus eines anderen aus Ärger, weil man ihn selber nicht besitzt, und

küßt am Ende aus Feigheit die Hand desjenigen, von dem man gezüchtigt wurde ..."

Als er mit seiner klaren Stimme geendigt hatte, wandte er seinen Blick nach seiner Schwester, als müßte er sich davon überzeugen, ob sie ihn verstanden habe. Als er ihren großen, fest auf sich gerichteten Augen begegnete, senkte er befriedigt den Kopf. Und er aß ruhig weiter, als gingen ihn die Übrigen nichts mehr an. Die ganze Gesellschaft schwieg, denn sie fühlte sich augenscheinlich von seinen Worten getroffen. Man hatte den Eindruck von lautlos tafelnden Gästen, die durch ein überraschendes Ereignis den Faden der Unterhaltung verloren haben. Dann wandten sich einige Köpfe der Stelle zu, wo die letzten Worte verklungen waren, gleichsam als wollte man nun den Beweis geben, wie wenig man selbstverständlich mit dieser gemeinten Sorte von Menschen etwas zu tun haben könne. Herr von Schichlinsky fixierte Lambert durch sein Monokel, der Major wirbelte mit beiden Händen zugleich die Enden seines martialischen Schnurrbarts und nickte einigemal zustimmend vor sich hin, während der kleine Hauptmann Schwitzer wie gewöhnlich mit den Fingern der rechten Hand auf das Tischtuch trommelte, dann die Stirn in höchst weise Falten zog und vor sich hin sagte: „Sehr wahr, sehr wahr!" Herr vom Unterrock aber spitzte den Mund, blickte mit seinen verschwommenen Kalbsaugen aufmerksam auf ein Bild an der Wand, das in satten Farben Amoretten unter Früchten darstellte, und klimperte leise mit der Schneide des silbernen Messers auf den Tellerrand, um zu seiner unhörbar gepfiffenen Melodie den Takt zu schlagen. Nur der kleine Philologe saß starr da, den Blick bewundernd auf den untersetzt gebauten Mann mit der blauen Brille gerichtet.

Eine leicht hingeworfene Bemerkung Friedas genügte, um den Bann der unangenehmen Beklemmung zu brechen. Sie glaubte hinter den Brillengläsern Lamberts ein Paar Augen zu sehen, die ihr Innerstes durchdrangen. Das hatte sie unruhig gemacht. Ihr schienen die Worte wie eine erbarmungslose Charakterisierung ihrer eigenen Person, aber als leichtsinnig angelegtes Weib, das das Leben und die Gesellschaft kannte,

fand sie nicht die geringste Neigung tiefer zu denken oder gar sich Skrupel aus der Moralphilosophie eines anderen zu machen.

„Sie mögen recht haben, aber wir werden die Dinge nicht ändern, so lange wir leben," sagte sie mit einem süßlichen Lächeln. „Nehmen wir das Leben so, wie es ist." Sie ergriff ihr Glas und trank ihm leise zu, und er lächelte ebenso verbindlich mit der überlegenen Miene eines Menschen, der die Aufnahme seiner Worte nicht anders erwartet hat.

Die allgemeine Weinlaune, die sich von Glas zu Glas steigerte, verpönte bereits jedes ernst gesprochene Wort und ließ es nur so lange gelten, als es gerade Zeit genug hatte, das Ohr zu berühren. Die Heiterkeit stieg dann von Minute zu Minute. Man erzählte sich allerlei Schnurren, kam aus dem Hundertsten ins Tausendste und sprach eigentlich nur noch, um ein wohlgefälliges Lachen hervorzurufen. Dann trat ein Vorfall ein, der die Herrschaften äußerst amüsierte. Frieda hatte auf wenige Minuten das Zimmer verlassen und kehrte nun mit unangenehmer Miene zurück. Einer der beiden Lohndiener hatte sich im geheimen so betrunken, daß er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. In diesem Zustande war er auf der Schwelle der Küche mit einer riesigen Torte, die soeben serviert werden sollte, der Länge nach hingefallen, so daß die gesegnete Mahlzeit samt den Porzellanscherben die Dielen zierte. Frieda war untröstlich. Sie habe dem Menschen sofort die Türe gewiesen, meinte sie. Das Lachen der Damen tröstete sie aber bald, so daß sie in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmte. Übrigens vertraute sie der kleinen Scholz an, daß die Herrschaften doch nicht um ihre Torte kommen würden. Sie habe Olga, ihr Stubenmädchen, zu einem Konditor in der Nähe geschickt, um schleunigst Ersatz zu holen.

Inzwischen wurde der Sekt aufgetragen, der noch gefehlt hatte, um zur Ausgelassenheit überzugehen. Die Herren hielten sich ganz besonders an den Schaumwein. Herr von Schichlinsky konnte am allerwenigsten vertragen. Es dauerte nicht lange, so fing er an zu lallen. In solcher Verfassung wollte er nur noch geistreich sein. Er verschmähte es dann nicht, selbst zu ihm sonst unsympathischen Leuten ziemlich vertraut zu werden.

Wie ein streitsüchtiger Abgeordneter, der im Parlament niemals spricht, wollte er in engerer Gesellschaft jedesmal zuerst das Wort haben, duldete keine Opposition, rief mit seiner hellen Stimme nach rechts und links und über den Tisch hinüber in die Unterhaltung hinein und unterbrach jedermann mit den Worten: „Aber erlauben Sie mal —" Dabei wurde er in seinen Bemerkungen immer freier. Mehrmals hatte er bereits mit Doktor Gerechter angestoßen, den er nun mit „Herr Kollege" anredete, wofür ihm ebenso gedient wurde.

Der kleine Hauptmann Schwitzer fand es äußerst erquicklich, bei der sommerlichen Temperatur den Weinkühler in unmittelbarer Nähe zu haben. Er hatte sich bereits verschiedenemal erhoben, um eine Rede zu halten. In seliger Stimmung war er stets dazu geneigt. Es war immer dieselbe Rede, die er bereits im Offizierkasino seiner Garnisonstadt gehalten hatte. Er kam aber nicht zu Worte, weil niemand auf das klingende Zeichen am Glase achtete. Er setzte sich dann wieder etwas schwerfällig und griff nach der Sektflasche.

Frieda fand es dann an der Zeit, ihren Gästen die wichtigste Mitteilung des Abends zu machen. Im Nebenzimmer war die Musik verstummt. Allgemeine Stille trat ein, als die Gastgeberin sich nun erhob und ihren Gästen die Verlobung ihrer Stieftochter Fanny mit dem Assessor Herrn Bruno Neukirch verkündete. Der Stille folgte nun das Rauschen einer allgemeinen Bewegung, begleitet von dem „Ah" und den sonstigen Überraschungsausdrücken der Damen und Herren. Der Bräutigam steckte seiner Braut und sich die Ringe auf und erhob sich ebenfalls, um den „verehrten Damen und Herren" einige Worte des Glückes zu sagen, dessen er teilhaftig geworden sei. Während er sprach, wechselte Frieda die Farbe. Das Lächeln war verschwunden, die Lippen hatten sich fest zusammengedrückt; ihre Brust preßte sich gegen die durchsichtige Umhüllung, als wolle sie den folternden Gefühlen den Weg der befreienden Erlösung bahnen. Die rechte Hand hatte sich in das Tafeltuch gekrampft, um den zuckenden Schmerz zu dämpfen. Dann war der Augenblick, in dem ihr Geliebter von seinem Glück gesprochen hatte, vorüber, und mit ihm das wahnsinnige Klopfen ihres Herzens.

In dem Geräusch und Stimmengewirr, in dem Rücken der Stühle, in den das Brautpaar umschwirrenden Glückwünschen, in dem ihre Sinne förmlich umnebelnden Wogen einer erhöhten Festesstimmung verlor sich ihr Groll, löste sich endlich der Bann von ihrer Seele. Ihr Geliebter hatte sich wieder gesetzt. Und als auch sie ihm nun die Hand reichte, fühlte sie sie heiß gedrückt. Ihre flammenden Blicke begegneten sich und redeten die alte verlangende Sprache. Nun war sie zwar ruhig, aber sie wurde das Empfinden nicht mehr los, daß sie von dieser Stunde an in Fanny nur noch die Nebenbuhlerin sehen würde, die sie zu hassen berechtigt sei.

Man hatte wieder die Plätze eingenommen. Major von Schimmel erhob sich, ergriff das Weinglas und brachte auf das Brautpaar mit lauter Stimme den ersten Toast aus. Das Klirren der Gläser mischte sich mit dem „Es lebe hoch", begleitet von dem mächtig hereinklingenden dreimaligen Tusch des Pianos.

Die prickelnde Wirkung des Champagners zeigte sich nun in der Haltung der Gesellschaft. Jeder Gast machte es sich so bequem als möglich. Die Damen lehnten sich weit zurück, so daß die Linien der Büste sich markierten, während die Herren die Ellbogen aufstützten und beim Zutrinken in eine schwankende Lage gerieten. Einzelne hatten ihre Plätze verlassen, um intimer plaudern zu können. Da die Tafelei vorüber war, fand man es ganz in der Ordnung, bunte Reihe zu machen. Neben Fanny saß nun Margarete, und neben Otto von Lambert hatte Neukirch Platz genommen. Die beiden Herren hatten bereits früher Gelegenheit gehabt, sich kennen zu lernen. Als Juristen fühlten sie sich ohnedies näher gerückt. Trotzdem Neukirch Lambert niemals sympathisch gewesen war, war dieser ein zu höflicher Mann, als daß er durch irgend etwas die gesellschaftliche Form hätte verletzen können. Beide sprachen erst von gleichgültigen Dingen, bis Bruno näher auf seine persönlichen Verhältnisse einging. Sein Gesicht war gerötet, die Worte brachte er bereits mit schwerer Zunge hervor. Auf Lambert, der noch völlig nüchtern war, machte er den Eindruck eines bezechten Menschen, der auf die Dauer dadurch unangenehm wird, daß er sich schließlich durch Gesten und Redewendungen

in allerlei Zutraulichkeiten ergeht, wie man sie sich nur eng-befreundeten Leuten gegenüber zu gestatten pflegt. Er redete mit den Fingern, neigte sich mehr als schicklich zu Otto, drehte dann wieder mit beiden Händen zu gleicher Zeit die Spitzen seines üppigen Schnurrbartes, um schließlich auch Margarete zu fixieren, bis die Augen mit ihrer sinnlichen Glut auf Frieda haften blieben. Lambert entging dies nicht. Er sah schärfer als die anderen, glaubte bereits längst Beweise für die Beziehungen Neukirchs zu der Geheimrätin zu haben. Sein ehrlicher Sinn, die Reinheit seines Gemüts, die durch ein strenges, sich selbst genügendes und arbeitsreiches Leben noch unbefleckt von zügellosen Genüssen waren, sträubten sich gegen diesen Verdacht, aber die vom Weine trunkenen Blicke der beiden befestigten ihn aufs neue. Er kam sich plötzlich vor wie jemand, der die Augen nicht aufzuschlagen wagt, aus Furcht, man könnte in ihnen ein Geheimnis lesen, über das er selbst erröten müsse. Dann bildete er sich ein, die ganze Gesellschaft außer seiner Schwester wüßte um diesen innerlichen Familienskandal, um die Verkuppelung einer Tochter an den Geliebten ihrer Mutter. Die ganze gesellschaftliche Verlogenheit, von der er vor kurzem erst gesprochen hatte, glaubte er aus jedem Gesicht starren zu sehen.

Seine Augen suchten Fanny. Er wollte in ihren Zügen lesen, ob sie eine Ahnung habe von dem Verhältnis ihres Verlobten zu ihrer Stiefmutter; aber die Harmlosigkeit, mit der sie plauderte, und die Lebhaftigkeit, mit welcher sie soeben deutlich vernehmbar davon sprach, daß sie nach der Hochzeit zu dreien den Winter in Italien verbringen würden, zeugten von ihrer Ahnungslosigkeit. Im Augenblick mußte er sich gestehen, daß Fanny ihm niemals gleichgültig gewesen war. Und wenn er auch während des jahrelangen freundschaftlichen Verkehrs nie die Zeit gefunden hatte, darüber nachzudenken, in wie weit ein tieferes Gefühl für sie in seinem Herzen hätte Platz finden können, so empfand er jetzt, da sie für ihn verloren war, wie dieses Gefühl mit Macht ihn zu beherrschen begann. Er war nicht dazu geschaffen, großen Eindruck auf ein Weib zu machen, deshalb hatte er nie gewagt, sich großen Hoffnungen hinzugeben. Aber in jenen Tagen, als der Backfisch Fanny

hinten im Gartenhause aus- und einging und der Unterschied der Jahre es noch gestattete, einen vertraulichen Ton anzuschlagen, trug er sich mit zarten Schwärmereien für sie, die sie erwiderte, ohne daß er ahnte, wie lustig sie eigentlich in ihrem Innern die Bewerbungen eines jungen Mannes fand, der ihrer Meinung nach sich noch mit knabenhafter Scheu bewege. Wie alle beschränkten Idealisten hatte er kein Verständnis für die schlummernden Triebe im Weibe. Er wußte nicht, daß jedes Mädchen in seinem Denken, Empfinden und Begehren dem Manne um zehn Jahre voraus ist; daß das Weib bereits weiß, was es will, wo der Mann immer noch grübelt und sich in phantastischen Vorstellungen ergeht.

In diesem Gedankengang wurde er durch Neukirch gestört, der ihn aufs neue in seine Unterhaltung zog. „Ach, sehen Sie nur, — ist das Mädel nett geworden in der letzten Zeit," sagte er plötzlich, indem er zum drittenmal in kurzen Zwischenräumen auf sein Pincenez hauchte und es mit dem Taschentuch putzte. Die Augen waren ihm bereits sehr klein geworden. „Ich habe das Frauenzimmer seit langer Zeit nicht gesehen, trotzdem es hier im Hause ist."

Hinter den Damen auf der anderen Seite war Olga erschienen, die, mit einer schneeweißen Latzschürze angetan, die neue Torte hielt und zu servieren begann. Sie hatte sich sehr zu ihren Gunsten verändert. Aus dem halb verwahrlosten Straßenkinde war ein stattliches Mädchen geworden, dessen Formen voll erblüht waren und dessen Gesicht eine gesunde Schönheit zeigte. In ihrer sauberen Stubenmädchenkleidung, mit dem glatt gescheitelten Haar und glatten Teint machte sie einen durchaus guten Eindruck. Jetzt stand sie gerade hinter Fanny und Margarete. Wer die drei Mädchen noch im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren gekannt hatte, zur Zeit, als Olga in das Haus Friedas kam, mußte sich sagen, daß sich die letztere von allen dreien am besten entwickelt hatte. Das Kleid lag ihr fest um die Büste, so daß die starken Oberarme an der Schulter einen vollen Ansatz zeigten, der wie unter einem Trikot sich scharf markierte. Man vermeinte das üppige Fleisch zu sehen. Der runde Hals zeigte sich frei, und wenn sie sich seitwärts neigte,

so spannte sich förmlich der gewölbte Nacken unter dem dünnen sommerlichen Stoff. Sie bewegte sich äußerst geschickt, hatte allem Anschein nach von den Manieren in einem herrschaftlichen Hause profitiert.

Margarete nickte ihr zu und hatte einige freundliche Worte für sie bereit. Sie freute sich, daß Olga sich immer noch so wohl bei der Geheimrätin fühlte. Als Fanny bemerkte, wie Neukirch das Mädchen fixierte, stieg ihr die Röte ins Gesicht. Dann sah sie, wie Olga sein Lächeln erwiderte. Innere Wut erfaßte sie. Um ihrem Ärger Luft zu machen, begann sie zu Margarete über Olga herzuziehen.

„Ich begreife nicht,“ sagte sie, „daß du dich immer noch für dieses Mädchen interessierst. Sie ist ein ganz verschmitztes Geschöpf, das es ganz gehörig hinter den Ohren hat. Mama wird noch einmal den größten Undank von ihr ernten. Übrigens wird sie die längste Zeit hier im Hause gewesen sein. Ihre Anmaßung wird sich dann wohl legen.“

Dann beobachtete sie aufs neue ihren Verlobten, dessen Blicke noch immer an Olga hingen. Die anderen Herren genierten sich ebenso wenig, sie mit wohlgefälligen Augen zu betrachten. Herr von Schichlinsky verriet seine geheimsten Gedanken durch das Einklemmen des Monokels, als sie ihm dicht zur Seite stand. Sein Atem streifte fast ihre Wange. Der Major geriet in leises Zittern, als beim Niederbeugen ihre Schulter seinen Arm streifte. Beim kleinen Hauptmann Schwitzer angelangt, der sie längst mit verliebten Blicken betrachtet hatte, hörte sie die leisen Worte: „Danke, danke, mein schönes Kind.“

Der junge Klaviervirtuose besaß ein besonders leicht entflammbares Herz. Auch litt er an der Einbildung, daß jedes schöne Mädchen in ihn verliebt sein müsse. „Ist das ein strammes Mädel!“ sagte er zu Gerechter; „was meinen Sie wohl, lieber Doktor, wenn die im Salon erschiene, die würde alles tot machen.“ Dann spitzte er den Mund und knallte ihr einen Kuß nach, so daß sie ganz verlegen wurde. „Ihre Augen leuchten in einer Weise, daß man sich die Zigarre daran anstecken möchte,“ sagte er wieder zu seinem Nachbar. Doktor Gerechter meinte, sie werde jedenfalls auch eines Tages ihren Liebhaber finden, der

Geld genug habe, sich ihrer besonders anzunehmen. Sie höre schon viel zu viel Schmeicheleien, um sich nicht ihrer Reize bewußt zu werden. „Ich möchte wissen, was nach einem Jahre aus ihr geworden ist," fügte er hinzu, indem er den kleinen Dessertteller dicht unter seine große Nase hielt und mit dem Löffel einen Berg Schlagsahne in schnalzender Hast vertilgte. Die Zungenspitze versuchte dann nach der Entleerung jedes Löffels in unästhetischer Weise die struppigen Schnurrbartsborsten von dem letzten Rest der Süßigkeit zu befreien.

„Sehen Sie nur, er schlingt wie ein Alligator," raunte Schichlinsky bei dieser Beobachtung der Frau Major zu.

Doktor Gerechter fuhr in seiner Unterhaltung fort: „Man sollte von Staats wegen allen armen Mädchen, die sich einer auffallenden Schönheit erfreuen, entweder eine ansehnliche Mitgift aussetzen, oder sie frühzeitig bei Todesstrafe das Gelübde der Keuschheit ablegen lassen. Die Frage vom Falle des Weibes wäre dann gelöst."

Der Musiker lachte und fügte hinzu: „Jedenfalls kämen dann die unehelichen Kinder am besten dabei fort. Sie hätten nicht nötig, alle Tage nach einem Vater zu schreien. Übrigens habe ich mir nie den Kopf über diese Frage zerbrochen. Ich genieße die Weiber, wo ich sie finde. Ich bin bis jetzt immer sehr gut dabei gefahren und habe meinen gesunden Appetit nie verloren."

Im Nebenzimmer war die Musik abermals verstummt. In den Pausen pflegte Paulus Liese dicht an den Türrahmen zu treten und hinter den Falten der Portiere dem Geräusch der Festesstimmung zu lauschen. Er sah nur eine blendende Lichtfülle, in der sich die Personen verschwommen vor seinen Augen bewegten. Aber er hatte sich bereits die Stimmen gemerkt, die er in Verbindung mit den Namen der Angeredeten brachte. So konnte er erraten, wer jedesmal sprach. Als in seiner Nähe Olga einmal das höfliche „Darf ich bitten", hervorbrachte, erkannte er sie sofort. Nun lauschte er doppelt aufmerksam. Im Seelenleben des halberblindeten Menschen spielte sie eine große Rolle. Sie war unzertrennlich von seinem Sehnen, seinem Hoffen und seinen Wünschen. Als sie noch ein Kind war, hatte

er sie bereits gern gehabt. Seine Mutter und Olgas Eltern, die immer noch gute Nachbarschaft im einzigen Stockwerke des Stallgebäudes im Nebenhause hielten, lebten fast wie Glieder einer Familie. Nach Art armer Leute halfen sie sich in der Not gegenseitig aus, unterstützten sich mit Rat und Tat, brachten die Abendstunden zusammen zu, vergaßen die äußeren Genüsse der Welt beim Verplaudern der Stunden, beim Austausch der Neuigkeiten, die ihnen die Kinder überbrachten. Die Verhältnisse der Eltern Olgas hatten sich gebessert, nachdem ihre Tochter wohl versorgt war und so manches von der herrschaftlichen Küche abfiel, was den Armen wie eine Delikatesse erschien. Die Mutter ging jetzt nur noch selten außer dem Hause waschen, während der Vater nach wie vor der Fabrik im entlegenen Norden Berlins zusteuerte. So wurde auch Paulus mit Olga eng befreundet. Den Vormittag verschlief er gewöhnlich, weil er erst früh morgens aus der Kneipe oder irgend einem Privatzirkel heimkehrte. Wenn er dann des Mittags aus seiner Kammer kam, fand er bereits Olga bei seiner Mutter. Sie kaute die hinterlassenen Stullen und trank dazu den Kaffee, den Frau Liese ihr mildtätig gab. Frau Liese bereitete des lange schlafenden Sohnes wegen das Mittagessen erst in späteren Stunden, wenn Paulus nicht gerade zeitiger seinem Nebenberuf als Klavierstimmer nachzugehen hatte. Olgas lautes Plaudern, ihr ausgelassenes Lachen hatten ihn gewöhnlich munter gemacht.

„Mahlzeit Herr Liese," begrüßte sie ihn jedesmal bei seinem Eintritt. „Ich pappe schon wieder mein Mittagsbrot. Herrjeh, wie kann man nur so lange schlafen! Die Sonne wird gleich wieder untergehen." Paulus Liese tappte dann statt jeder Antwort mit der ausgestreckten Rechten nach ihrem Kopf, fuhr mit der Hand über ihr Haar und die Wange und neigte seinen Kopf tief zu ihr herab, um das Gesicht zu suchen, das sich dicht vor ihm zeigte. Dann kniff er sie zum Scherz in den Arm, zog sie am Ohr oder am Zopf, so daß sie leise aufschrie und nach seiner Hand schlug. „Nicht wahr, Mieze," sagte er im Schmeichelton, „du wirst noch meine Frau?" —

„Gewiß, wenn ich keinen anderen bekommen kann —", erwiderte sie lachend mit der Dreistigkeit der Berlinerin. Die

Mutter lachte dann ebenfalls und meinte, daß Scherz Scherz sein müsse. Paul sei manchmal närrisch, er könne keinen Menschen erkennen und denke immer ans Heiraten! Er würde auch einmal später seine Frau richtig wie eine Katze im Sacke kaufen. Paulus Liese schwieg dann immer. Er stand geistig höher als beide, sie hätten ihn doch nicht verstanden. Sein späteres Leben nach dem Tode der alten Mutter schwebte ihm vor. In dem Nebel, der die Klarheit seines Blickes trübte, stand vor seinem geistigen Auge ewig eine ideale Lichtgestalt, die ihn dereinst als einziger Stern in seiner großen Unglücksnacht leiten und führen sollte: ein Wesen, das ihn aus Mitleid liebe, dem er seine ganze innere Welt erschließen könne. Mit der Zeit wurden seine Gedanken an Olga unzertrennbar von den phantastischen Bildern seiner Zukunft. Er führte ein seelisches Doppelleben. In der Kneipe, in der er spielte, war er zynisch zu den Gästen, zudringlich zu den Kellnerinnen, und zu Hause, im bescheidenen Heim, gut und liebevoll zu der Mutter, voll Anstand gegen das Arbeiterkind, das seinen ganzen Reichtum auf dem Leibe trug. Sein Tastsinn hatte ihm gesagt, daß Olga schön sein müsse. Was ihm fehlte, um seine Vorstellung von ihr zu vollenden, erfuhr er aus den Worten der Mutter.

Als das Mädchen dann seinen Platz im Hause Friedas fand, offenbarte sich durch äußere Merkmale die eigentümliche Liebe, die er für sie fühlte. Er konnte die Zeit nicht erwarten, da Olga täglich auf wenige Minuten den Sprung zu ihren Angehörigen machte. Wie alle Leute mit Gebrechen war er mißtrauisch. Paulus glaubte, daß Olga sich einen Verehrer anschaffen könnte, der ihn ausstechen würde. Seine Mutter versuchte nun auf Olga einzuwirken. Die Sache könne ja noch ihre gute Weile haben, eine Heirat sei ja keine Pferdekauf. Es sei ja wahr, ihr Paulus dürfe keine besonderen Ansprüche erheben, dafür sei er aber ein gebildeter Mann und ein „Künstler“ obendrein. Ein kleines Ersparnis besitze er auch, dafür habe sie schon gesorgt. Olga dürfe nicht vergessen, daß sie von blutarmen Eltern stamme und obendrein Dienstbote sei. Man wisse ja nun ganz genau, daß derartige Mädchen gern das zweierlei Tuch liebten, aber was habe denn auch so ein Unteroffizier, Sergeant oder

gar Feldwebel! Übrigens meinte es diese Gesellschaft auch nicht immer so aufrichtig, wie man annehme. Die dicke Minna drüben bei Geheimrats sei ein lebendes Beispiel dafür. Von einem anderen gewissen Unglück, das solchen Mädchen passieren könne, wolle sie gar nicht mal reden. Ihr Paulus aber meine es wirklich grundehrlich.

Je älter und vernünftiger Olga wurde, je weniger lachte sie zu diesen Reden. Der Umstand, daß ihre Eltern sich äußerst geehrt fühlten, den Herrn Musiker von der anderen Seite des Flurs als ihren Schwiegersohn zu betrachten, machte sie mit dem Gedanken vertraut, recht bald Frau Liese zu werden. Sie gab sich widerstandslos den Einflüssen dieser ihr am nächsten stehenden Personen hin, von denen sie wußte, daß sie es nur gut mit ihr meinten. Bisher war sie nur schön, dumm und gutmütig. Ihre Eitelkeit war noch niemals erweckt worden. Bei alledem wurde niemand mehr in eine glücklichere Lage versetzt als Paulus. Wie der Gärtner das Gedeihen einer Lieblingsblume verfolgt, so verfolgte Paulus das körperliche und geistige Entfalten Olgas. Es entging ihm nicht, daß sie sich sittsamer benahm, daß ihre Sprechweise sich veränderte, daß sie Bescheidenheit gelernt hatte. Wenn sie neben ihm stand, fühlte er nach ihrem Scheitel, um ihre Größe zu ermessen. Verstohlen, leise, daß sie die Berührung kaum merkte, glitt dann die Hand über den Nacken, über Arme und Busen, um im geheimen ihre körperlichen Reize zu prüfen. O, sie gedieh vortrefflich, sein Tastsinn erzählte ihm, was die Augen nicht sahen.

So oft er auch das Haus Friedas in seiner Eigenschaft als Klavierstimmer betreten hatte, so wenig hatte er doch Gelegenheit gefunden, seine Braut, für die nun einmal Olga galt, an der Stätte ihres Wirkungskreises begrüßen zu können.

Heute stand er nun ganz in ihrer Nähe, bildete sich ein, von ihrem Kleid gestreift zu werden, den Hauch ihres Atems zu empfinden. Und doch litt er Folterqualen. Sein feines Gehör war fast bis zur Virtuosität ausgebildet. Das Springen der Unterhaltung von einem Punkt zum anderen verfolgte er mit Interesse. Frage und Antwort brachte er zusammen; er

erriet die Person, auf die eine Äußerung paßte. Als er Olgas leise Stimme gehört hatte, verfolgte er ihrem verschwommenen Schatten, wie er sich um die Tafel bewegte. Hauptmann Schwitzer, Doktor Gerechter und der Musiker saßen ihm zunächst. Er hörte ihre Bemerkungen und bezog sie auf Olga. Er wußte nicht, was für eine Miene sie zeigte, wenn ein verlangender Blick sie traf, wenn eine Schmeichelei wie diejenige Schwitzers ihr Ohr berührte. Wenn das ihren Ehrgeiz erwecken würde, wenn es dazu beitrüge, ihn, den unbeholfenen Paulus Liese, zu verdunkeln? Und er sah nicht!

Zum ersten Male in seinem Leben vermißte er sein Sehlicht mit Qualen des Herzens; in wenigen Minuten wurde er von marternder Unzufriedenheit beherrscht. Das Gefühl der eingebildeten Eifersucht brach sich langsam in ihm Bahn. Er fürchtete für Olga, indem sein Grübeln, sein stummes Philosophieren die undelikaten Äußerungen schließlich auf ihre Reinheit übertrug, die darunter hätte leiden können. Die Bemerkung Doktor Gerechters, daß sie eines Tages ihren Liebhaber finden werde, der Geld genug habe, sich ihrer besonders anzunehmen, preßte sich wie ein Alp auf seine Seele. Wenn er in seiner Kneipe derartige Äußerungen von den Gästen über die bedienenden Mamsells hörte, so lachte er zynisch mit und dachte nicht besser von diesen Mädchen. Heute aber empfand er die ganze Gemeinheit, die in ihnen lag, um Olgas willen, die er liebte, von der man aber nicht höher dachte, weil ihr schöner Körper in der Hülle einer Bedienten steckte.

Frieda hatte sich von ihrem Platz erhoben und war um die Tafel herumgeschritten, um Olga einen leisen Auftrag zu geben. Die Gesellschaft werde sich bald nach den vorderen Räumen begeben; Olga möge dann für Lieses Appetit im kleinen Zimmer hinten Sorge tragen.

Die Gesellschaft schwirrte nun durch die geöffneten Flügeltüren in den großen, dreifenstrigen Vordersalon. Die meisten der Herren begaben sich unter Neukirchs Führung nach dem Rauchzimmer, während die Damen Gruppen bildeten. Durch die offen stehenden Türen hatte man immer noch den Anblick der langen rechtwinkeligen Tafel, die mit ihren Speiseresten,

Batterien von ganz- und halbgeleerten Weinflaschen, dito Gläsern und ihrer göttlichen Unordnung das Herz eines hungrigen Proletariers entzückt haben würde.

Nach einer Viertelstunde tauchten die Herren wieder auf; sie hatten es nicht lange ohne Damen aushalten können. Dann wurde Erdbeerbowle aufgetragen, die namentlich den Damen willkommen war. Inzwischen hatte sich der langhaarige Klaviervirtuose ans Piano gesetzt, um ein Schumann'sches Lied mit Variationen zum besten zu geben, dessen einschmeichelnden Akkorden die sentimentalen Gemüter unter den Gästen andächtig lauschten. Diese Weihe wurde nur durch laut aus dem Nebenzimmer hereinklingende Worte eines erhitzten Gesprächs unterbrochen, das der kleine dicke Hauptmann Schwitzer mit dem langen hageren Major von Schimmel führte. Beide saßen im Arbeitszimmer des verstorbenen Geheimrats und stritten sich über irgend eine militärische Angelegenheit herum, die zur politischen Tagesfrage gehörte. Da sie nicht das geringste Interesse für Musik zeigten und ihre Köpfe außerdem sehr warm geworden waren, so nahmen sie gar keine Rücksicht auf die Zuhörer nebenan, sondern debattierten laut und schnitten sich das Wort vom Munde ab. Unmutig streckten einige Damen die Köpfe nach der Tür vor, bis Doktor Isidor Gerechter sich ihren Dank verdiente, als er leise die Tür schloß. Dann lehnte er in der Haltung eines riesigen Känguruhs am Fenster, hinter dem Sitze der Frau Island, und gab sich Mühe, mit gesenktem Blick eine ergriffene Stimmung zur Schau zu tragen. Die Damen, die ihm gegenüber saßen, ließen ihre Augen immer von neuem auf seiner ungeschlachten Gestalt ruhen. Als der letzte Klang des Liedes verhallt war, die Glieder der Zuhörer wieder in Bewegung gerieten und das durcheinander gesprochene „herrlich" und „wunderbar" von Mund zu Mund gegangen war, erregte der große Kritiker besonderes Interesse. Denn Herr von Schichlinsky hatte wiederum die Bezeichnung „neuer Caliban" auf ihn angewandt.

Außer der Frau Major wußte keiner, was die Bezeichnung bedeutete. Die kleine Witwe Scholz zeigte die größte Neugierde. Schichlinsky gab dann die Erklärung. In Shakespeares

„Sturm“ heiße ein halbmenschliches Ungeheuer so. Es sei ein Mittelding zwischen Mensch und Meerkalb.

„Betrachten Sie ihn nur genauer, meine Gnädige. Namentlich das Profil zeigt entschieden Ähnlichkeit mit einem Meerkalbe.“

„Oh, Meerkalb, — ich finde das ausgezeichnet,“ sagte Frau Scholz und lachte unterdrückt hinter ihrem Fächer. Sie habe so viel von Meerkälbern gehört, nun wüßte sie endlich, wie eins aussehe. Die übrigen Damen lachten ebenfalls. Der „neue Caliban“ ging nun von Lippe zu Lippe. Man betrachtete Doktor Gerechter nun wie eine Merkwürdigkeit, die man selten zu sehen bekommt.

Nach fünf Minuten hatte die kleine Lustspieldichterin ihn völlig in Anspruch genommen. Sie wollte durchaus von ihm profitieren. Er zeigte sich sehr liebenswürdig und tat so, als hätte er schon viel von ihr gelesen und hielte sie für ein großes Talent. Wie alle Deutsch-Ungarn schnarrte er beim Sprechen das „r“ in einer das Ohr beleidigenden Art und Weise.

„Bitte, schicken Sie mir doch Ihre Novellen zu,“ sagte er, „ich werde sie sofort ausführlich besprechen, gnädige Frau. Oder haben Sie einen Freund, der das tun will? Sehr gern, sehr gern! . . . Schreiben Sie mir nur, was Sie besonders hervorgehoben sehen wollen. Oder schreiben Sie doch selbst was,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Frau von Schimmel war nun sehr entzückt von ihm. Er sei doch ein geistreicher Mann, der ein sehr treffendes Urteil habe, meinte sie zu mehreren Damen.

Major und Hauptmann hatten endlich ihren Streit über das Militärbudget beendet, da sie zu keiner Übereinstimmung kommen konnten. So gesellten sie sich zu den übrigen. Herr von Schimmel hatte die Entdeckung gemacht, daß Schwitzer in der letzten Zeit äußerst demokratische Anwandlungen zeige und auf alles schimpfe. Der kleine Hauptmann hatte immer gehofft, daß man ihm bei seiner Pensionierung den Titel Major mit auf den bürgerlichen Weg geben werde. Jedesmal, wenn er mit Schimmel debattierte, erinnerte er sich dieser fehlgeschlagenen Hoffnung. Er vertrat dann in allen Dingen die ausge-

sprochene Opposition, wodurch der Major in große Erregung geriet. Als großer Patriot konnte er nicht begreifen, wie jemand, der des Königs Rock getragen hatte, rebellische Neigung zeigte. Er gebrauchte dann Redewendungen, die Schwitzer sehr persönlich fand. Man sagte sich zum Schluß einige Liebenswürdigkeiten und ging mit dem gegenseitigen „Sie wissen gar nichts!" wütend auseinander, um bei passender Gelegenheit den Streit wieder aufzunehmen.

Der Major suchte seine Frau auf, um seinem Herzen Luft zu machen. Schwitzer sei ein ganz unausstehlicher Kerl. Er habe heute wieder den Eindruck eines Verrückten gemacht. Schimmel wurde erst wieder beruhigt, als seine Frau ihm das liebenswürdige Entgegenkommen Doktor Gerechters schilderte. Sofort suchte der Major ihn auf; die alte vortreffliche Laune kehrte bei ihm zurück. Er geriet in Ekstase, wenn es sich um die Anerkennung des Talentes Lilias handelte. Die Titulaturen „Herr Doktor", „Herr Major" wiederholten sich auf das zuvorkommendste. Beide Herren kamen dann überein, daß der Major selbst etwas über die Novellen seiner Frau schreiben solle, weil er ihre Bedeutung am besten zu würdigen imstande sei.

Der Wunsch wurde rege, ein Tänzchen zu machen. Die beiden jungen Schwestern, die sich sehr bescheiden abseits gehalten hatten und allem Anschein nach Herrn vom Unterrock, der sehr lebhaft zu ihnen sprach, äußerst langweilig fanden, hatten schon lange auf den Augenblick gewartet, wo sie die Füße in Bewegung setzen durften. Der Klaviervirtuose verließ sofort den Sessel vor dem Piano, denn er hielt es mit seiner Würde nicht vereinbar, den Lohnmusiker zu ersetzen. Frieda meinte, man möge sich noch ein Weilchen gedulden, der Pianist tafele noch im Hinterzimmer. Aber Herr von Schichlinski wollte die Damen nicht so lange warten lassen. So setzte er sich ans Klavier und begann einen Walzer herunterzuhauen, daß der junge Virtuose sich die Ohren zuhielt. Die Damen kehrten sich aber nicht daran, denn die Tanzlust lag ihnen bereits in den Beinen. Nun wurden die Sessel beiseite geschoben, der Teppich aufgenommen und der Reigen begonnen.

Herr vom Unterrock wollte eine von den beiden Schwestern auffordern, aber der junge Musiker kam ihm zuvor. Die andere junge Dame zeigte sich auffallend zurückhaltend, so daß er es vorzog, mit der kleinen Scholz zu walzen, die sich nun vornahm, alles aufzubieten, um ihn in sich verliebt zu machen. Sie reichte ihm kaum bis an die Schultern, fand aber doch, daß es sich ganz nett mit ihm tanze. Der Major legte seinen Arm um Friedas Taille, und seine dicke Gattin hatte sich nicht getäuscht, als sie annahm, daß Doktor Gerechter sie um die Gunst bitten würde. Der neue Caliban ragte dermaßen über das kleine, dicke Ungeheuer hinaus, daß er sie fast unter seinen Händen verlor. Lilia aber hatte ihren Busen fest an ihn gepreßt und schwelgte in dem Genusse, mit dem berühmten Kritiker auf dem Parkett dahinzugleiten. Der kleine, schüchterne Philologe war durch den Champagner in eine auffallende Lustigkeit versetzt, so daß er den Mut zeigte, der zweiten Schwester seine Verbeugung zu machen.

Otto von Lambert hatte sich in das Rauchzimmer zurückgezogen, denn er tanzte nicht oder doch nur höchst selten. Um so mehr freute er sich, daß seine Schwester sich vortrefflich amüsierte. Margarete tanzte sehr graziös, während man das von Fanny nicht behaupten konnte. Neukirch, der als flotter Tänzer bekannt war, drehte sich daher viel lieber mit Fräulein von Lambert im Kreise, als mit seiner Braut. Er suchte überhaupt eine gewisse Absicht darin, Margarete fortwährend auszuzeichnen. Mehr als einmal ließ er seine Augen mit einem merkwürdigen Ausdruck auf ihr ruhen, so daß sie fast verlegen wurde. Sie fand überhaupt sein Benehmen ihr gegenüber höchst sonderbar. Einmal preßte er ihre Hand mehr als es schicklich war, und als sie auf wenige Minuten zur Erholung abseits saßen, schlug er in der Unterhaltung einen so vertraulichen Ton an, daß ihre Verlegenheit sich steigerte. Aber sie fand das nicht so unverschämt, denn in ihrem Herzen behauptete er längst einen kleinen Platz.

So oft sie ihn im Hause Friedas gesehen hatte, war sie durch seine Schönheit geblendet gewesen. Seine Don Juan-Natur war ihr fremd; sie sah in ihm nur den aufmerksamen

Kavalier, ohne zu ahnen, daß diese Virtuosität nur der gesellschaftliche Deckmantel war, unter dem sich seine geringe Meinung von dem Weibe barg. Zu ihrer Mutter hatte sie öfters von ihm als von einem prächtigen Manne gesprochen, um den man Fanny dereinst werde beneiden können. Sie hätte es lächerlich gefunden, sich irgend welchen Hoffnungen auf ihn hinzugeben. Ihrem sanften Wesen lag jeder leidenschaftliche Gefühlsausbruch fern, und sie war zu wenig eitel, um annehmen zu können, daß ein Mann wie Neukirch, dem eine so glänzende Partie in Aussicht stand, an ihr, dem völlig armen Mädchen, hervorragende Eigenschaften hätte entdecken können.

Nun aber stürmten sonderbare Gedanken auf sie ein. Liebte er überhaupt ihre Freundin? Oder hatte ihr Vermögen ihn nur bestimmt, sich so eindringlich um sie zu bewerben?

„Sie werden recht glücklich werden mit Fanny, sie hat auch dieses Glück verdient," sagte sie sanft aber sehr bestimmt, um ihn daran zu erinnern, daß allzu große Aufmerksamkeiten von jetzt ab nur noch seiner Braut gehörten.

„Kann möglich sein," erwiderte er kurz.

Er stierte sie an, als wollte er sie mit seinen Augen verschlingen. In seinem aufgeregten, bezechten Zustande, der sein sinnliches Begehren entfachte, wußte er nicht mehr so recht, was er tat. Aber er fand sie plötzlich außerordentlich schön, viel schöner als die anderen. Ihr Gesicht war vom Tanzen noch gerötet, ihre Brust hob und senkte sich von der Erregung, ihr Atem berührte ihn heiß.

Die Schlichtheit ihrer Erscheinung, die eine süße Milde ausstrahlte, wirkte wie bezaubernd. Dazu kam, daß ihre Sanftmut sie unantastbar für jede Zudringlichkeit zu machen schien. Das mußte seine zügellose Natur noch mehr entflammen. Dann dünkte ihn, als läge in ihren dunklen Augen ein feuchter, verschwommener Schimmer, der von keuscher Hingabe für den Mann sprach, der das Glück haben durfte, sich von ihr geliebt zu wissen. Wie sie ihn groß und voll ansah, die roten Lippen leise geöffnet, den zart entwickelten Oberkörper weit zurückgebeugt, hätte er sie in seine Arme schließen mögen, einem edleren Gefühle folgend, das zum ersten Male bei ihm erwachte.

Ihn überkam die Stimmung eines Berauschten, der das Bedürfnis empfindet, sich in weinerlichen Worten auszusprechen. Mit lallender Zunge wollte er ihr sein Innerstes verraten: daß er Fanny nicht liebe und niemals geliebt habe, daß sein Herz bei diesem Verlöbnis nicht im Spiele sei. Sein Rausch hätte ihn vielleicht auch verleitet, Andeutungen über sein Verhältnis zu Frieda zu machen, deren körperliche Vorzüge er allein nur zu schätzen wußte. Von einem jäh auftauchenden Gefühl des Widerwillens beherrscht, sehnte er sich nach einem Abfluß des inneren Ekels einer reinen Natur gegenüber. Aber Margarete erhob sich und verließ ihren Sitz. Sie fürchtete sich vor ihm. Sein ganzes Aussehen, die Art und Weise seiner Unterhaltung, das Wegwerfende, das in seiner Antwort auf ihre wohlgemeinten Worte lag, flößte ihr Schrecken ein. Sie wollte nichts mehr hören.

Otto von Lambert hatte es schwül im Nebenzimmer gefunden; und so war er auf einen Eckbalkon hinausgetreten. Da er Kopfschmerzen empfand, so dachte er daran, sich so bald als möglich mit Margarete von der Gesellschaft zu verabschieden.

Mitternacht war vorüber. Die Potsdamerstraße dehnte sich menschenleer auf beiden Seiten vor seinem Auge aus. Der letzte Nachtwagen der Pferdebahn kam klappernd und rollend mit seinem roten und grünen Lichte näher. Das Getrappel der Pferde, begleitet von dem hellklingenden Haltezeichen, unterbrach die Stille der Nacht. Die Häuser auf der anderen Seite lagen schweigend und dunkel. Der Himmel zeigte sich tiefblau und sternenklar. Die Straße, die vor wenigen Stunden noch schwarz vom Regen war, glänzte wieder in der hellen Farbe ihrer Steine. In der durchsichtigen Luft, die dem Auge eine weite Aussicht gestattete, erschien das Licht der Laternen fast weiß. Nur in der Entfernung, wo sie wie verdichtet sich zu ballen schienen, nahmen die Flammen eine rötliche Färbung an und glichen, aufsteigend, den erhitzten, strahlend scheinenden Köpfen riesiger, geschwärzter, in die Erde gepflanzter Stecknadeln. In immer kleineren Punkten, wie die leuchtenden Glieder einer langen Kette, reihten sie

sich dann aneinander, bis sie nur noch lichten Fäden glichen, die sich zitternd durch die Luft nach der Richtung des Botanischen Gartens zu bewegten. Durch die vornehme Ruhe, die das ganze Potsdamer Viertel, abgeschlossen von dem noch in Vergnügen und Zerstreuung begriffenen, zum Nachtleben erwachten Berlin, jenseits des Kanals zeigte, ertönte hin und wieder die lautgeführte Unterhaltung nächtlicher Passanten, die unten vorüberzogen und deren Stimmen Lambert deutlich vernehmen konnte. Unten im Vorgarten standen Rosen in voller Blüte und sandten ihre Düfte durch die reine Luft zu ihm empor.

Er hatte sich über die Brüstung gelegt und das nächtliche Bild betrachtet. Von innen heraus erschallte helles Lachen, unterbrochen von dem Scharren der Tanzenden und den Klängen des Pianos. Hinter ihm quietschte dann plötzlich die Glastür. Er hörte das Rauschen eines Kleides. Als er sich umdrehte, erblickte er Fanny. Sie war enttäuscht, denn sie suchte Neukirch, der fast zu gleicher Zeit mit ihrer Stiefmutter verschwunden war, und den sie hier zu finden hoffte. Dann aber trat sie auf den Balkon an seine Seite.

„Ah, Herr von Lambert! Sie geben sich hier jedenfalls stillen Betrachtungen hin über uns närrisches Volk, das bei einer Temperatur, die schon nicht mehr schön ist, sich im Kreise dreht, nicht wahr? Sie tanzen wohl nicht gern?"

Er verneinte. Er bekomme leicht den Schwindel, denn das Blut steige ihm immer zu Kopfe, meinte er.

Sie lehnte sich ebenfalls über die Brüstung und blickte in die Tiefe. Sie nahm sich vor, kurze Zeit hier auszuharren, bis Neukirch sie vermissen würde. Es hatte sie geärgert, daß er sich so viel mit Margarete beschäftigt hatte. Sie zweifelte nicht daran, daß er sie liebe, und so wollte sie ihn nun strafen, indem sie ihn eifersüchtig machte.

Zu diesem Spiel paßte Lambert am besten, denn sie hatte seine frühere Schwärmerei für sie noch nicht vergessen. Ein Blick auf ihn genügte, um ihr genug zu sagen. Lambert fühlte sich durch ihre Nähe eigentümlich berührt. Ihr Arm lag dicht an dem seinen, so daß die Schultern sich fast preßten. Er wollte

seitwärts rücken, vermochte es aber nicht, da er dicht an der Wand stand. Bei der leisesten Bewegung konnten sich ihre Gesichter berühren. Er glaubte die Wärme ihres Körpers zu spüren. So Seite an Seite wie jetzt, hatte er gehofft, mit ihr durchs Leben gehen zu können.

Sie plauderten über gleichgültige Dinge: über einen neuen palastartigen Bau, der sich ihnen schräg gegenüber zum Himmel erhob, und über eine verwitwete Ministerialrätin, die im dritten Stock des Hauses geradeüber eines ganz plötzlichen Todes gestorben war, nachdem sie am Tage vorher noch eine Erbschaft von fünfzigtausend Talern gemacht hatte. Sie besaß einen Neffen, der ihr einziger Erbe war, bei ihr wohnte und ein ganz liederliches Leben führen sollte. Man hatte ihn im Verdacht, daß er zu der Todesursache in direkter Beziehung stehe.

Lambert brachte das Gespräch auf ihre Hochzeitsreise nach Italien. Seine klangvolle Stimme zitterte merklich, als er ihr sagte, daß er sie darum beneide. Nun brachte er denselben Wunsch vor, den seine Schwester vorhin zu Neukirch geäußert hatte.

„Sie werden recht glücklich werden, Fanny, ich bezweifle das nicht. Ich wünsche es auch aus vollem Herzen, als Ihr alter Nachbar."

„O ja," sagte sie leicht hin; „wir lieben uns sehr, haben daher unser Glück verdient. Und wir beide werden doch alte Freunde bleiben, nicht wahr, Otto?"

Sie reichte ihm ihre Hand, die er innig drückte.

„An mir soll es nicht liegen," erwiderte er. „Wenn das Wort vom Freunde etwas gilt und Sie jemals eines solchen bedürfen, dann bauen Sie auf **mein** Wort. Wir kennen uns seit unserer frühesten Jugend, das gibt mir die Anwartschaft dazu."

Sie dachte nur an Neukirch, der sich endlich um sie kümmern müßte. Sie wußte, daß er sich gleich nach Aufhebung der Tafel nicht günstig über Lambert geäußert hatte. Er fand ihn zu kurz und zu ablehnend.

Als er nach fünf Minuten noch nicht kam, war sie innerlich wütend auf ihn. So beschloß sie, ihn aufzusuchen und ihm

gehörig den Kopf zurecht zu setzen. In Begleitung Lamberts verließ sie den Balkon und kehrte zu der Gesellschaft zurück, die gerade dabei war, sich an dem herumgereichten Eis zu erquicken.

Sämtliche Fenster waren geöffnet, denn die Hitze, verstärkt durch die Flammen des Kronleuchters, war nachgerade unerträglich geworden. Paulus Liese hatte seinen Platz am Piano wieder eingenommen und befleißigte sich, den Ansprüchen der Herrschaften nach Kräften zu genügen. In den Pausen saßen in den verschiedenen Salons Damen und Herren bunt durcheinander. Die Herren verschmähten es nun nicht mehr, mit der brennenden Zigarre von einem Zimmer zum anderen zu wandern. Eine allgemeine Vertraulichkeit hatte um sich gegriffen, die eine Folge des Sektrausches war. Einige der Damen hatten bereits einen kleinen Spitz weg. Die Frau Major kicherte. Sie warf ihren Oberkörper mehrmals in den Fauteuil zurück und wollte sich ausschütten vor Lachen über eine witzige Bemerkung Doktor Gerechters. Er hatte ihr soeben erzählt, daß fast das ganze Personal der Zeitung, bei der Herr von Schichlinsky angestellt sei, aus ehemaligen Offizieren bestehe. Es existiere eine gewisse Rangordnung vom Major bis zum Leutnant. Selbst die Inseratensammler ließen sich mit „Herr Hauptmann" anreden. Das militärische Pflichtgefühl sei so vorherrschend, daß, als neulich ein Knabe auf einer kleinen Trompete stümperhaft das Signal zum „Sammeln" geblasen hätte, sich eine ganze Garnitur von Köpfen an den Fenstern gezeigt habe, in der Meinung, das Signal gelte ihnen.

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, meine Gnädige, im Falle eines plötzlich ausbrechenden Krieges muß die Zeitung aufhören zu erscheinen. Dafür stellt sie aber ein ganzes Offizierkorps."

Frau von Schimmel fand diese Anekdote geradezu köstlich. Als Lustspieldichterin rechnete sie sich zur literarischen Republik, in welcher die Standesunterschiede höchst überflüssig erscheinen und nur der Geist bevorzugt wird. Sie rief ganz laut nach ihrem Mann, der sich nach ihrer Meinung viel zu sehr mit der Frau Island beschäftigte, um ihm die Schnurre zu

erzählen. Der Major trennte sich ungern von der reizenden Deutsch-Amerikanerin, denn er hatte gefunden, daß man mit ihr ein ziemlich offenes Wort reden könne. Gleich seiner Frau rühmte er sich der besonderen Freundschaft des Schriftstellerehepaares Mocher-Schmierach. Er hatte soeben zu Frau Island ziemlich unverblümte Andeutungen darüber fallen lassen, in welcher besonderen Gunst er einst bei Frau Mocher-Schmierach gestanden habe. Er tat das übrigens mit derselben heimlichen Genugtuung, mit der seine Gattin sich des bekannten glücklichsten Augenblickes ihres Lebens erinnerte, als sie die Ehre hatte, von dem großen österreichischen Schriftsteller im tiefsten Negligé empfangen zu werden.

Herr vom Unterrock lag ganz in den Netzen der kleinen Frau Scholz, die heute wirklich bezaubernd war. Er hatte die spitzen Knie seiner langen dünnen Beine weit in die Höhe gezogen und balancierte die Schale mit Eis höchst unglücklich auf seinen gespreizten Fingern. Die feurigen Blicke der üppigen Witwe hatten ihn ungemein gesprächig gemacht, so daß er aus der Seligkeit nicht mehr herauskam. Selbst die Bedeutung seines Verlobungsringes schien er ganz und gar vergessen zu haben. Ihre verfänglichen Redensarten hatten ihn bereits so mürbe gemacht, daß die kleine Kokette eine gefährliche Macht über ihn auszuüben begann.

„Wie alt ist Ihr Fräulein Braut, wenn Sie die Frage gütigst erlauben?“ sagte sie mit gleichgültiger Miene.

„Einundzwanzig Jahr,“ erwiderte er treuherzig.

„Ist sie hübsch? Aber entschuldigen Sie gefälligst meine Neugierde. Man muß das voraussetzen, denn Sie sind ein stattlicher Mann, der das Recht hat zu wählen.“

Sein Gesicht, das sich mennigefarbig über der tief ausgeschnittenen Weste von dem schneeweißen Chemisett abhob, strahlte förmlich vor Behagen. Die Augen kniffen sich merklich zusammen, und während er den Löffel mit dem Eis zum Munde führte, glitt ein stolzer Zug über sein Antlitz. Dann schüttelte er einigemal mit dem Kopf, um die Schmeichelei abzuwehren, und warf einen Seitenblick auf die verliebte, reizende Person. Dabei machte er die Beobachtung, daß sie

einen ungemein vollen und wohlgeformten Arm besaß, dessen Schönheit sie durch das nachlässige Zurückschlagen des weiten Ärmels vortrefflich zur Geltung zu bringen wußte.

Seine Augen weideten sich eine halbe Minute lang an diesem Anblick; dann glitten sie verlangend über die volle, wogende Büste. Bei diesem Anblick begann es in ihm zu flammen. Der schöne Oberarm sah wie eine Einladung zum Küssen aus.

„Besuchen Sie Ihre Braut oft?" fragte sie wieder. „Wissen Sie auch, mein Lieber, daß es wenig hübsch von Ihnen ist, Ihre zukünftige Frau sich aus der Ferne so lange nach Ihnen sehnen zu lassen? Zum mindesten ist es von beiden Teilen sehr unklug gehandelt."

Sie klappte den Fächer zusammen und berührte damit leicht seine Schulter. Mit einem leisen Seufzer fuhr sie fort: „Ach, wir einsam lebenden Witwen können davon erzählen — aber das ist der Fehler bei euch Männern: ihr könnt nie weit genug in die Ferne schweifen, wo das Gute so —"

Nun rückte er an sie heran.

„Sie haben jedenfalls großen Einfluß in Ihrem Ministerium," fuhr sie fort. „Ich habe da einen Cousin ... Aber ich glaube, das ließe sich besser besprechen, wenn Sie mir das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollten. Nachmittags zwischen vier und sechs. Nicht wahr, ich habe die Zusage?"

Sie erhob sich, sah ihn mit einem ihrer wonnigen Blicke an und rauschte von ihm fort, während er die Empfindung hatte, vor Glück laut wiehern zu müssen.

Als Fanny sich wieder im großen Salon befand, hörte sie gerade, wie der Major nach ihrer Stiefmutter fragte. Er hatte sie bereits in sämtlichen Räumen vergeblich gesucht. Er kam aber davon ab, als der junge Musiker sich abermals an das Piano setzte, um zu einem Liede, das eine der beiden Schwestern auf allgemeinen Wunsch zum besten geben wollte, die Begleitung zu übernehmen. Die Gesellschaft versank nun wieder in Andacht, die diesmal einer allgemeinen Ermattung gleich kam. Die Damen hatten noch den Mut, zu lauschen, während die meisten Herren die Gelegenheit benutzten, ein

wenig die Augen zu schließen. Sie hatten sich zu diesem Zwecke die äußersten Winkel ausgesucht. Hauptmann Schwitzer fand es sehr behaglich in dem matterleuchteten Kabinett, das hinter dem Musikzimmer lag. Er hatte sich einen Platz in einer halbdunkeln Ecke erwählt und war nach drei Minuten einem sanften Halbschlummer verfallen, aus dem er nur mit weit aufgerissenen Augen emporschnellte, wenn die Sängerin von neuem laut einsetzte. Herr von Schichlinsky saß einige Schritte entfernt von ihm am Fenster, wo er sich hinter der lang herabfallenden Brokatgardine so geschickt verborgen hatte, daß man nur die Beine von ihm sah.

Als nach einem gellenden Triller eine Kunstpause eintrat, schreckte Schwitzer so zusammen, daß er sofort zu klatschen anfing. Herr von Schichlinsky streckte den Kopf vor und stimmte in diesen vorzeitigen Beifall aus Leibeskräften mit ein. Aus dem Rauchzimmer schallte wie ein Echo gleichfalls Händeklatschen herüber. Hier hatte sich der Major zurückgezogen, um unter den Fittichen der Muse des Gesanges im Halbschlummer zu schwelgen und seinem Verständnis für Musik einen unzeitigen Ausdruck zu geben. Er erhob sich sofort kerzengerade und stolzierte an den Eingang des Salons, um ein lautes wiederholtes „Ausgezeichnet, sehr vortrefflich", mitten in das eng beieinander sitzende Auditorium zu schleudern, das nun erstaunt aufblickte.

„Aber Herr Major, das Lied ist ja noch gar nicht zu Ende," raunte die Schwester der Sängerin ihm zu, als nach einem brausenden Akkord des Pianos die Stimme der Dilettantin sich wieder erhob. Der Major tat sehr verblüfft, drehte sich sofort wieder um und nahm seinen alten Platz ein. Die kleine Frau Scholz kicherte unterdrückt hinter ihrem Fächer und fand damit in der Runde zustimmenden Anklang. Die andächtige Stimmung war jedenfalls vorüber.

Doktor Gerechter kam aus dem Gähnen nicht mehr heraus. Es war das eine stumme Kritik, durch die der große Journalist seiner klassischen Bildung Ausdruck verlieh. Diesmal saß er dicht hinter Frau Island.

„Wie langweilen Sie sich denn hier?" fragte er leise.

„Ganz ausgezeichnet,“ gab sie ebenso flüsternd zurück. „Es ist wie überall. Man ißt gut, trinkt gut, hört schlechte Musik, aber niemals neue Gedanken. Dazu ein paar Dutzend Namen, die man aber ebenso schnell wieder vergißt. Man lächelt, lobt und dankt, so viel man kann ... Sagen Sie doch, wer ist dieser Herr von Lambert?“

„Er hat ein Buch, „Das gefallene Weib“, geschrieben, das großes Aufsehen erregt hat.“

„So — o —?“

„Er steht auf dem Standpunkt des jüngeren Dumas, der den ersten Verführer eines Mädchens gesetzlich haftbar für ihr weiteres Leben machen will.“

„Bitte, machen Sie mich nachher mit ihm bekannt.“

Er nickte. Nach einer Pause, bei Anschwellung des Gesanges, fragte er wieder:

„Geben Sie Gesellschaften?“

„Sehr selten.“

„Werden Sie die Einladung der Frau von Setzen erwidern?“

„Ich werde sie einladen, wenn sie im Winter ihren ersten Ball gibt.“

Sie lächelte fein und wandte dann ihren Kopf von ihm, während der neue Caliban über diesen originellen Einfall vergnügt lachte.

Neukirch hatte Frieda durch den Speisesalon nach den hinteren Räumen schreiten sehen. Als Margarete ihm den Rücken kehrte, drückte er sich aus der Gesellschaft, um seine Geliebte zu suchen. Als er um die Tafel schritt, schwankte er bedenklich, denn er war wirklich ganz nett betrunken. Eine Flasche Selterwasser müßte ihm jedenfalls gut tun.

Im kleinen Zimmer hinter dem Speisesalon stieß er auf Olga, die hier für Paulus Liese serviert hatte. Sie war gerade damit beschäftigt, ihrem Bräutigam in aller Hast die Taschen seines Fracks mit allerlei wohlschmeckenden Dingen vollzupfropfen, die er seiner Mutter mitnehmen sollte. Den halben Hummer sehe niemand, meinte sie, er möge sich nur nicht darauf setzen. Überhaupt würde er bald gehen können. Die Gnädige

habe wenigstens davon gesprochen, daß die Gesellschaft bei dem frühen Hellwerden wohl bald aufbrechen werde.

„Geh nur jetzt,“ raunte sie ihm zu, als sie Schritte hörte. Paulus war sehr fidel geworden. Er hatte hier ein Glas Wein nach dem anderen hinter die Binde gegossen, so daß das Blut ihm nach dem Kopfe gestiegen war. Außerdem hatte er einen vortrefflichen Appetit gezeigt und wie ein Lukull in den Speisen geschwelgt, die ein liebevolles Herz für ihn ausgesucht hatte. Er machte allerlei Mätzchen mit dem hübschen Stubenmädchen und erging sich in derberen Liebenswürdigkeiten, als sonst. Er klopfte auf ihren Nacken, versuchte sie zu kitzeln, so daß sie verstohlen kicherte, und kniff sie schließlich zur Abwechslung in die Wangen und in den Busen. Sie fand ihn heute ganz närrisch; jedesmal fürchtete sie, er könnte bei seiner Dreistigkeit überrascht werden.

An der Türe wäre Paulus beinahe mit Neukirch zusammengestoßen, der nun hereingewankt kam. „Na Liese, wie geht's? Hat's geschmeckt?“ fragte er sehr kordial. Er hatte früher viel in der berühmten Studentenkneipe in der Markgrafenstraße verkehrt, in der Paulus seit Jahren bereits spielte und mit den Gästen auf einem sehr vertraulichen Fuße stand. Vor einer Stunde hatte er noch so getan, als kennte er ihn nicht, oder genierte sich doch, diese Bekanntschaft einzugestehen. Nun aber befand er sich in jener Stimmung, in der bei Papa Schindler die ganze Kneipe mitzusingen pflegte, wenn Liese die Melodie von den „zehn Negerlein“ und den „Sunda-Inseln“ intonierte, oder der originelle Wirt sich auf einen Stuhl stellte und das berühmte Lied vom „Pascha“ sang.

Der Klavierspieler erkannte ihn sofort an der Stimme und fühlte sich nun sehr geschmeichelt. Er dankte mit ein paar Worten, brachte sein Gesicht ganz nahe an das Neukirchs heran und öffnete seine Schnupftabaksdose, um sie dem Assessor anzubieten. Das war so seine Gewohnheit bei Schindler.

„Danke, danke, lieber Liese, ich schnupfe nicht,“ stammelte Neukirch. „Gehen Sie nur. Sie müssen heute noch tüchtig auf die Tasten klappern.“

Olga machte ein sehr ärgerliches Gesicht. Sie hatte das

Schnupfen bei ihrem Bräutigam immer für ein Laster erklärt, das nicht sehr reinlich sei; außerdem fand sie seine Dreistigkeit diesem feinen Herrn gegenüber sehr wenig schicklich.

„Mach doch nur, daß du fortkommst," raunte sie ihm wütend zu und gab ihm einen sanften Stoß in den Rücken, damit er vorwärts käme.

Paulus Liese entfernte sich in etwas schräger Haltung, blieb dann aber hinter der Tür des Speisesalons stehen, um zu lauschen, denn sein altes Mißtrauen überkam ihn wieder.

Neukirch war es sehr angenehm, hier hinten auf einen dienstbaren Geist zu stoßen, durch den er seinen Wunsch erfüllt sehen konnte. Er setzte sich, denn ihm wurde übel, was ihn aber nicht abhielt, zunächst Olga um die Taille zu fassen. Das war nach ihrer Meinung ein netter Bräutigam, der an seinem Verlobungstage im Hause seiner Braut mit einem Dienstboten poussierte. Sie hatte sich einer solchen Liebenswürdigkeit zum ersten Male zu erfreuen, dachte aber an die dicke Minna in der Küche, die ihr darüber schon ganz nette Dinge erzählt hatte.

„Aber, Herr Assessor, wenn das Ihre Braut sieht," brachte sie hervor. Sie betrachtete ihn von oben bis unten: wie er die Beine weit von sich gestreckt hatte, in schlaffer Haltung vor ihr saß und hintereinander einen rülpsenden Ton von sich gab. Mit einem „Brrrr —" schüttelte er den Kopf, riß dann die Augen weit auf und stierte Olga an, die sich bereits außerordentlich freute, nachher hinten in der Küche mit einer ganz interessanten Neuigkeit zu kommen.

„Hören Sie mal, Kleine, mir ist plötzlich sehr schlecht geworden. Verschaffen Sie mir doch schnell eine Flasche Soda- oder Selterwasser."

Sofort entfernte sie sich, um schon nach wenigen Minuten mit dem Gewünschten zurückzukehren. Nach dem ersten Glas bereits wurde ihm besser; das zweite trank er ebenfalls in einem Zuge herunter. Sie mußte noch eine Flasche holen. Dann suchte er in der Tasche seiner weißen Weste und langte Geld hervor, das er hier immer lose zu tragen pflegte. Er reichte ihr ein Zwanzigmarkstück, ohne recht zu wissen, was er ihr gab.

„Halte reinen Mund, mein Kind," sagte er und versuchte ihren Arm zu fassen.

Sie glaubte, er könne sich geirrt haben. Noch nie hatte sie ein Goldstück so leicht verdient, und sie war noch zu wenig raffiniert, um es gleich verschwinden zu lassen. Sie nahm sich aber vor, am anderen Tage, wenn sich Gelegenheit dazu finde, ihn auf seinen Irrtum aufmerksam zu machen.

Nach einigem Zögern hatte er ein neues Anliegen bereit. Sie möge ihm doch eine gewisse Tür zeigen, hinten im Korridor. Er hatte sich erhoben und fand nun, daß ihm sehr schwindlig zumute sei. Das Zimmer drehte sich schon um ihn herum. Er hatte das kalte Wasser zu schnell getrunken. So fühlte er denn, daß er sich übergeben müsse. Ohne sich dabei zimperlich zu stellen, gab sie ihm die Auskunft.

Neukirch kam sich äußerst jämmerlich vor. Als Olga ihn verlassen hatte, um nach der Küche zurückzukehren, schritt er dem Korridor zu. Nach zehn Minuten kam er äußerst erleichtert zurück und fühlte sich wieder munter und wie neu geboren. Vom Korridor aus führten zwei Türen zu Friedas und Fannys Schlafräumen. Es fiel Neukirch ein, die Tür zu Friedas Zimmer zu öffnen. Angenehme Wohlgerüche drangen ihm entgegen. Die rosa Ampel brannte. Der Tür gegenüber zeigten sich die zurückgeschlagenen Vorhänge des Himmelbettes.

Er war überrascht, sie anwesend zu finden, und er trat sofort ein. Sie hatte die Erwartung gehegt, daß Neukirch sie hier finden würde, und so hatte sie sich zurückgezogen in der Meinung, daß die Gesellschaft sie nicht gleich vermissen werde. Endlich nun hatte sie die Genugtuung, ihn auf wenige Minuten allein sprechen zu können, um sich von seiner unwandelbaren Liebe zu ihr zu überzeugen.

„O, mein Lieber —". Ihre ganze Gestalt zitterte, als sie ihn kraftvoll an sich preßte. „Du wirst mich gewiß nicht verlassen, nachdem ich dir dieses Opfer gebracht habe, nicht wahr?"

Statt der Antwort bedeckte er ihren Mund mit Küssen. Es war doch wahr: sie war ein schönes Weib, dessen bloße Berührung schon sein heißes Blut in Wallungen brachte. Sie

verstand sehr lang und tief zu küssen, so daß ihm der Atem ausging. Seine Aufregung wuchs; der Augenblick war ihm jetzt alles.

„Frieda!“

„Mein Bruno! —“

Sie vermochten sich nicht zu beherrschen und taumelten dem Bette zu ...

„Haben Sie Mama nicht gesehen?“ fragte Fanny, als sie Olga hinten im kleinen Zimmer dabei antraf, die geleerten Selterwasserflaschen vom Tisch zu nehmen. Das Mädchen verneinte; der Herr Assessor sei nur ein paar Augenblicke hier hinten gewesen, um eine Flasche Selterwasser zu trinken, denn er habe sehr große Kopfschmerzen gehabt und außerdem sehr blaß ausgesehen.

„Schon gut, gehen Sie nur.“ Sie traute nun einmal diesem Mädchen nicht und glaubte immer, daß sich in jedem ihrer Worte irgend ein Hintergedanke verberge. Außerdem schien es ihr, als hätte dieses Frauenzimmer soeben ganz verschmitzt gelächelt. Gewiß hatte Bruno wieder einen seiner dummen Scherze mit ihr gemacht, worauf sich so eine Bedientenseele etwas einbildete. Er schlug sehr leicht über die Stränge, das war nun einmal nicht zu ändern; aber später wollte sie es ihm abgewöhnen, wenn sie ihn erst ganz allein für sich hatte.

Wo steckte er denn aber eigentlich? Das war doch sonderbar!

Als sie sich im Korridor befand, öffnete sie die Tür zu Friedas Schlafzimmer. Ihre Stiefmutter mußte sich doch wenigstens hier aufhalten, wenn sie nirgendwo anders zu finden war.

Die Tür gab leise nach; unhörbar durch den Teppich, trat Fanny ein. Ihr Auge mußte sich erst ein paar Sekunden lang an das farbige Dämmerlicht des großen Raumes gewöhnen. Sie wollte gerade rufen: Mama, bist du hier? als ihr der Atem stockte. Sie sah ihren Verlobten in den Armen ihrer Stiefmutter. Sie wußte, daß beide es waren, ohne daß sie ihre Gesichter sah. Sie hörte ihre Atemzüge und ihr Stöhnen. Zuerst wollte sie laut aufschreien, aber die entsetzliche Über-

raschung machte sie sprachlos. Nur das eine empfand sie: daß ihre Beine plötzlich stumpf und gefühllos wurden, als wären sie steif und hölzern und gerieten wie zwei Stelzen ins Wanken. Eine tiefe Scham überkam sie bei dem Gedanken, daß man sie hier als Zeugin dieser Szene antreffen könne. Und langsam setzte sie sich rückwärts wieder in Bewegung, die Lippen zusammengepreßt, um den Atem zu bannen, die unheimlich groß aufgerissenen Augen stier auf das Bett gerichtet. Kaum wußte sie, wie sie wieder in den kleinen Salon gekommen war. Nun erst öffnete sie die Lippen, so daß ihr Atem stoßweise ging. Weiß wie eine Leiche langte sie im Speisesalon an. Hier vermochte sie sich nicht mehr zu halten. Mit einem lauten Schrei brach sie zusammen.

Die ganze Gesellschaft war sofort zur Stelle. Die Herren hoben sie auf und trugen sie in das kleine Kabinett neben dem Musikzimmer. Das sei nur ein plötzlicher Ohnmachtsanfall, der jedenfalls bald vorübergehen würde, meinte der Major. Fanny sei sehr vollblütig, wahrscheinlich erhitzt vom Tanzen gewesen und in die Zugluft gekommen. Man sehe ja, daß sie zu eng geschnürt sei, bemerkte die kleine Madame Scholz. Die Herren zogen sich zurück, und die Damen öffneten ihr das Korsett. Dann hielt man ihr ein Riechfläschchen unter die Nase und benetzte ihr die Schläfe. Sie kam zu sich und schlug die Augen auf. Sie bedankte sich und sagte, daß das Unwohlsein nun vorüber sei. Sie sei plötzlich vom Schwindel erfaßt worden. Die Gesellschaft möge sich nur nicht weiter stören lassen. Man hatte ihr dann das Korsett wieder geschlossen und sie aufgerichtet. Nach und nach kehrte ihr altes Wohlsein zurück, nachdem sie eine Erfrischung zu sich genommen hatte. Otto und Margarete von Lambert bemühten sich sehr um sie. Dem ersteren reichte sie gerührt die Hand. Dann tauchten auch Frieda und Neukirch wieder auf. Sie sahen beide sehr aufgelöst aus, ohne daß das in dem Wirrwarr der Gesellschaft besonders auffiel. Die Geheimrätin war ganz außer sich. Was denn bloß passiert sei? Es müsse doch immer etwas vorkommen!

„Mein Gott, liebes Kind, dir ist doch besser?“

Sie bekam keine Antwort. Fanny wagte nicht, sie anzublicken. Neukirch spielte den überaus Zärtlichen. In ihrer Apathie war sie widerstandslos. Sie äußerte dann den Wunsch, sich zurückziehen zu dürfen. Ohne von ihrem Verlobten Abschied zu nehmen, verschwand sie, gestützt von Frieda. Damit war auch das Zeichen zum Aufbruch der ganzen Gesellschaft gegeben.

Draußen begann sich bereits der erste Dämmerungsschein bemerkbar zu machen. Das letzte Tuscheln der Gäste, Knistern und Rauschen der Kleider erschallte im Garderobenzimmer, begleitet von den Abschiedsworten Friedas und der Herrschaften. Man beklagte den bedauernswerten Zwischenfall und hoffte auf gute Besserung. Die Frau Major sagte, sie werde am Vormittag gleich mit vorsprechen, um sich nach Fräulein Fannys Befinden zu erkundigen. Die Zofe und Olga leuchteten dann den Herrschaften die Treppe hinunter und stellten sich mit dem Lichte in der Hand zu beiden Seiten der geöffneten Haustür auf. Die Herren griffen in ihre Taschen, um das übliche Trinkgeld zu suchen. Dann war die Haustür wieder ins Schloß gefallen, das Gerassel des Schlüssels im hohen Hausflur verhallt. Beim Emporsteigen der Hintertreppen zählte die Zofe das empfangene Trinkgeld nach. Sie äußerte sich sehr unzufrieden über einige der Gäste. Der kleine Hauptmann Schwitzer namentlich sei ihr ein netter Kunde, der ihr gestohlen werden könne.

„Der dicke Hammel gibt mir nie mehr als fünfzig Pfennig,“ sagte sie, als sie oben angelangt waren. Der Ohnmachtsanfall des Fräuleins sei auch wieder eine nette Geschichte. Da könne sie wieder hoffen, die ganze Nacht wie ein Hase mit offenen Augen zu schlafen, Dinge kämen hier schon vor — na, sie wolle sich nicht den Mund verbrennen, sie würde sich auch schön hüten, anderen Leuten Stoff zu Klatschereien zu geben. Sie sagte das sehr anzüglich, weil sie sich immer noch sehr schlecht mit Olga stand.

„Ja doch, ja doch, ich komme!“ rief sie für sich unmutig. Ein dreimaliges, schwirrendes Läuten, das ihrer Person galt, rief sie wieder nach vorn.



Drittes Kapitel.

Unten vor der Haustür trennten sich die Gäste. Die große Gruppe versperrte den ganzen Bürgersteig. In dem grauen Zwielicht, das immer heller heraufdämmerte und Straßen und Häusern ein abgestorbenes Aussehen gab, sah man nur die weißen, übernächtigen Gesichter und die hellen Kleider der Damen leuchten. In der Entfernung bewegte sich eiligst im Zickzack über die Straße ein Laternenanzünder, der die letzten Gasflammen auslöschte. In schiefer Haltung näherte sich ein bezechter Nachtschwärmer, der vor sich hinsang und die Häuser musterte, bis er endlich das richtige gefunden hatte und mit lautem Schlüsselklirren verschwand. Dann erschallte der schwere Gang dreier mit Maurergerätschaften beladener Arbeiter, die, aus ihren Pfeifen rauchend, raschen Schrittes dem stundenweiten Wilmersdorf zusteuerten, um frühzeitig ihre Akkordarbeit zu beginnen. Gleichmäßig den Rauch aus dem Munde stoßend und den schweren Stock auf das Trottoir setzend, gingen sie stumm an der Gesellschaft vorüber wie Leute, denen solche Vorgänge nichts Neues sind.

Schichlinskis helle Stimme war in dem Gewirr von Abschiedslauten am lautesten vernehmbar.

Nur als er der Frau Major die Hand zum Abschied gab, fand er schnell ein Flüstern. Er werde sich die Ehre geben, ihrer Einladung zu heute nachmittag um drei Uhr dankbar nachzukommen, meinte er auf eine Frage von ihr. Um diese Zeit nämlich war der Major niemals zu Hause. Er saß dann in den oberen Räumen des Café Bauer und durchstöberte sämtliche Zeitungen, um nach Notizen über seine Dichterin-Gattin

zu suchen; namentlich studierte er die Journale solcher Städte, deren Theaterdirektionen vor kurzem erst durch Einsendung des neuesten Opus Lilias beglückt worden waren. Schichlinski pflegte um fünf Uhr erst nach der Redaktion zu gehen, hatte also Zeit genug, regelmäßig des Nachmittags der dicken liebebedürftigen Freundin seine Aufwartung zu machen.

Schließlich geriet man in Verlegenheit, wer von den Herren die beiden jungen Mädchen, die Schwestern, nach Hause begleiten sollte. Nach der Erklärung der kleinen Witwe Scholz, daß sie fast denselben Weg zurückzulegen habe, erbot sich zur allgemeinen Überraschung Herr vom Unterrock zu dem Ritterdienst, was Schichlinski zu der an Doktor Gerechter gerichteten Bemerkung Veranlassung gab, daß unter diesem männlichen Schutz der boshafteste Mensch den Damen nichts zuleide tun werde. Die Dame mit dem Mausgesicht, deren spitze Nase sich in der Morgenluft merklich zu verlängern schien, und welche bescheiden abseits stand, hatte das Vergnügen, in Gesellschaft des jungen Philologen ihrer Wohnung zuzupilgern.

Dann trennte man sich.

Schichlinski, der neue Caliban, Neukirch und der junge Musiker schritten der Stadt zu. An der nächsten Straßenecke hätte sich der verlobte Assessor eigentlich trennen müssen, um am nächsten nach Hause zu kommen, aber er fand dazu noch keine Neigung. Wie immer, wenn er animiert war, kannte seine Genußsucht keine Grenzen. Der Ohnmachtsanfall Fannys war ihm durchaus nicht nahe gegangen. Gewiß würde sie am andern Tage wieder wohl und munter sein. Er fühlte sich auch nach Friedas rücksichtsloser Gunstbezeugung zu allem aufgelegt.

„Wo wohnen Sie eigentlich, Herr Assessor?“ fragte ihn Schichlinski.

„Ich müßte eigentlich hier um die Ecke biegen,“ erwiderte er, „aber ich werde Sie noch ein Stückchen begleiten, ich kann noch nicht schlafen.“

Er sei gestern erst gegen Mittag aufgestanden; das frühe Aufstehen sei überhaupt nicht seine Sache.

Alle vier schritten nun die Potsdamerstraße entlang, dem Leipziger Platz zu. Neukirch ging an der Seite des jungen Musikers, und Herr von Schichlinski hatte den neuen Caliban untergefaßt. Die frühere Feindschaft zwischen den beiden Journalisten war einer sehr verträglichen Stimmung gewichen. Der junge Schlachtschitz trug sehr enge Stiefel, die ihm außerordentlich lästig wurden. Es war ihm daher eine Wohltat, sich auf Doktor Gerechters Arm stützen zu dürfen. Eine Weile führten die Herren ein gleichgültiges Gespräch, das sich um die verflossene Gesellschaft, die Schönheit des Morgens und andere Dinge drehte. An der schlaffen Haltung ihres Körpers und dem schiefen Fortbewegen konnte man bemerken, wie bezecht sie waren. In diesem Zustande schnitt einer dem anderen das Wort vom Munde ab und gebrauchte zur Bestätigung seiner Behauptung Ausdrücke, die nicht mehr ganz gentlemanlike waren.

Der Musiker wurde bald vertraulich mit dem Assessor. Sie schritten in einiger Entfernung hinter den beiden Journalisten. Ein paar Dirnen, die mit ihren bleichen, eingesunkenen Gesichtern sich ihnen wie aufgeputzte Gespenster näherten, dann vor ihnen stehen blieben und sie mit einem süßlichen Lächeln ungeniert ansprachen, ließen Neukirch ganz vergessen, daß er sich heute mit einer jungen Dame aus der Gesellschaft verlobt hatte.

„Na, Mädels, so früh noch auf den Beinen? Euer Geschäft geht wohl schlecht?" sagte er und berührte mit der Hand die Schulter der einen.

„Natürlich", gab sie zur Antwort, „Sie sollen's ja gerade heben. Kinder, kommt mit, wir haben heute noch nichts verdient."

„Da müßt ihr euch erst andere Gesichter anschaffen," wehrte Neukirch sie ab und ging mit seinem Begleiter weiter.

In einiger Entfernung drehten sich die Frauenzimmer um und ergingen sich in gemeinen Schimpfreden. Auf solche Nassauer hätten sie bereits gewartet. Für das Nickelstück, das die „faulen Köppe" noch bei sich trügen, sollten sie sich gefälligst etwas mehr Anstand kaufen.

„Sehen Sie, da haben Sie das Doppelgesicht," sagte Neukirch lachend.

„Von diesen Geschöpfen darf man nichts anderes erwarten," entgegnete der Musiker.

Beide hatten nun ein interessantes Thema gefunden, das sich um das Weib im allgemeinen drehte.

„Sie bleiben sich doch alle gleich, mögen sie nun vornehm oder gering, dumm oder geistreich, tugendhaft oder gemein sein," begann Neukirch. „Ihr größter Wunsch ist doch nur der, dem Manne, dem sie zugetan sind, sich bei der ersten Gelegenheit hinzugeben. Und haben sie diesen Reiz erst kennen gelernt, dann kommen sie von allein und bieten sich an; die einen öffentlich auf der Straße, und die anderen keusch und verschämt, mit niedergeschlagenen Augen, aber mit zitternden Gliedern, heißem Atem und gerötetem Gesicht, aus dem die Willenlosigkeit spricht. Es ist einfach Blödsinn, unter Liebe etwas anderes zu verstehen, als die rein tierische Neigung der Geschlechter zueinander, nur daß es bei uns Menschen gewisse Gesetze gibt, die man äußeren Anstand und Gesittung nennt."

Diese zynische Sentenz war selbst dem Musiker zu viel. Er wollte Neukirch unterbrechen, aber der Assessor fuhr mit einer Handbewegung fort: „Glauben Sie mir, ich habe die Weiber kennen gelernt! Ich habe noch keins gefunden, das der Versuchung widerstanden hätte. Das raubt mit der Zeit den Idealismus. Es ist schlimm, aber es ist so, verlassen Sie sich darauf: Jedes Weib ist ein unreines Gefäß, das man gebraucht und dann fortwirft... Und wenn man sich trotzdem bindet, so —"

Herr von Schichlinski, der nun dicht vor ihm ging und die letzten Worte gehört hatte, unterbrach ihn.

„Entschuldigen Sie gefälligst, Herr Assessor. Sie vergessen das eine: daß jedes Gefäß einmal neu und rein war und daß in diesem Falle also immer der Mann der Urheber des Schmutzes wäre." Dann wandte er sich zu Doktor Gerechter und flüsterte diesem leise zu: „Ein netter zukünftiger Ehegatte, der jedenfalls Achtung vor seiner Frau haben wird, meinen Sie nicht auch?"

Neukirch fand keine Antwort darauf, sondern fuhr in seiner Unterhaltung fort. Schichlinski empfand das Drücken seiner Stiefel immer peinlicher, so daß er mit Gerechter zurückblieb.

Vor dem Leipziger Platze wurden nun die beiden Journalisten von einem Mädchen angesprochen. Sie schien Herrn von Schichlinski zu kennen, denn sie fragte ihn, wie es ihm gehe und ob er sich ihrer noch erinnere?

„Bitte, begleiten Sie mich heute," bat sie höflich. „Ihr Freund wird es gewiß nicht übel nehmen, wenn Sie ihn allein gehen lassen. Ich bin seit gestern noch meiner Wirtin die Miete schuldig. Sie wirft mich hinaus."

„Das geht heute nicht, liebes Kind, aber ich werde Ihnen etwas schenken." Der Aristokrat, der in ihm noch steckte, verleugnete sich bei gewissen Gelegenheiten nie. Er faßte in die Tasche und drückte ihr einen Taler in die Hand, wofür sie sich sehr bedankte und ihn bat, sie doch einmal zu besuchen. Noch auf der anderen Seite der Straße nickte sie ihm mehrmals freundlich zu und warf Kußhändchen zu ihm herüber.

Doktor Gerechter konnte eine derartige Großmut nicht begreifen. Das sei eine ganz verwerfliche Wohltat, meinte er; dadurch leiste man der Arbeitsscheu dieser Frauenzimmer nur noch mehr Vorschub.

„Das ist nun Geschmackssache, lieber Doktor," erwiderte Schichlinski. „Wir waren heute in einer Gesellschaft, in der sich Frauen befanden, die moralisch nicht viel höher stehen als dieses Mädchen, dessen größtes Glück vielleicht heute darin besteht, daß es einmal allein schlafen kann. Geld nehmen diese Frauen unserer Gesellschaft allerdings nicht, aber sie lassen sich auf andere Weise belohnen. Schließlich bezahlen s i e. Es gibt Salondirnen, die ihre Zuhälter haben, wie jede andere Dirne ..." Man dürfe diese Art Mädchen nicht zu hart verdammen, meinte er weiter. Die meisten von ihnen seien des aufrichtigsten Mitleids wert. Die Töchter der Bürgerfamilien allerdings hätten es nicht nötig, unanständig zu werden; die fänden tagtäglich einen gedeckten Tisch vor und hätten obendrein sorgsame Eltern, die immer Zeit genug besäßen, sich um das Wohl ihrer Fräulein Töchter zu bekümmern. Aber so eine

arme, hübsche Kreatur aus dem niederen Volke, der frühzeitig die Begriffe von Moral und Anstand abhanden gekommen seien, komme sehr leicht zu Fall. Hunger tue bekanntlich sehr weh, und in der Not sei der Schritt zum Abwege bald getan...

Er geriet nun in eine rührselige Stimmung, wie immer, wenn er von seinem ersten Aufenthalt in Berlin zu sprechen anfing. Er begann dann seine Enthüllungen mit einer Offenheit, die überraschen mußte... „Ich sage Ihnen, lieber Doktor, ich kann ein Liedchen davon singen. Vier Wochen lang habe ich nur von Kaffee und Brot gelebt. Ich wohnte unten am Kreuzberg in einer elenden Kammer mit der Aussicht nach einem schmutzigen, dunklen Hof, auf dem sich etwa ein Dutzend selten gewaschener Kinder herumtummelte, an deren Höllenlärm ich mich schließlich beim Schreiben gewöhnen mußte. Um meiner Wirtin zu verbergen, daß ich kein Mittag aß, ging ich ins Museum, sah mir die Bilder an und verzehrte in einer versteckten Ecke mein Milchbrötchen vom Morgen. So etwas haben Sie vielleicht niemals kennen gelernt ..."

„O, mein verehrter Herr Schichlinski —"

„Pardon, Herr Doktor, ich heiße von Schichlinski," belehrte er ihn ruhig.

Der neue Caliban bat um Verzeihung; er habe sich nichts dabei gedacht. Aber das ironische Lächeln, das über seine wulstigen Lippen ging, zeugte von seinem inneren Vergnügen.

Nach wenigen Minuten war dieser kleine Zwischenfall vergessen, so daß sie auf ein anderes Thema kommen konnten. Sie sprachen über die Judenfrage.

„Sie haben mich einmal in Ihrer Zeitung persönlich angegriffen," beklagte sich Doktor Gerechter.

„Mein lieber Herr Doktor, hätte ich gewußt, daß Sie so ein netter Mann sind, so hätte ich das jedenfalls nicht getan," versicherte Herr von Schichlinski durchaus ernst. „Wenn man sich erst näher kennen lernt, so bekommt man einen ganz anderen Begriff voneinander. Seien Sie versichert, Herr Doktor, daß ich stets mit Interesse Ihre Feuilletons gelesen habe."

Doktor Gerechter erwiderte darauf, daß ihn selten eine Novelle bei der Lektüre so gepackt habe, als die letzterschienene Schichlinskis.

Bei dieser gegenseitigen Lobhudelei verschwiegen sie wohlweislich, daß eigentlich keiner mehr als den Titel der literarischen Produktion des anderen gelesen hatte. Dann versprachen sie, sich ihre zuletzt erschienenen Bücher zuzuschicken, damit jeder etwas Günstiges über den anderen in seine Zeitung bringen könne. Schließlich kamen sie zu der Überzeugung, daß es überall Lumpen gebe, unter den Christen wie unter den Juden. Doktor Gerechter behauptete, sehr viele gute Freunde unter den Christen zu besitzen, und Herr von Schichlinski gestand offen ein, daß einer seiner intimsten Bekannten ein Jude sei, mit dem er sehr gern verkehre. Sie wurden immer gemütlicher zueinander. Zum Schluß zogen sie in sehr scharfer Weise über die Verleger ihrer Zeitungen her und versicherten, daß sich diese Herren in dem Punkte des Geschäfts alle gleich blieben: im Inseratenteil zeige sich stets ihre politische und konfessionelle Toleranz.

An der nächsten Straßenecke trafen sie wieder mit Neukirch und dem Musiker zusammen, die hier stehengeblieben waren, um auf sie zu warten. Der erstere machte den Vorschlag, das Café National aufzusuchen, um mit einem Schlummerpunsch den Morgen zu beschließen. Die anderen waren mit einverstanden bis auf Doktor Gerechter, der Müdigkeit vorgab und meinte, daß es überdies die höchste Zeit zum Nachhausegehen sei. Neukirch wäre das sehr angenehm gewesen. Er genierte sich, in der Gesellschaft des neuen Caliban noch irgendwo zu erscheinen.

„Wir wollen ihn abfallen lassen," flüsterte er Schichlinski zu, „ein ekelhafter Jude für mich."

Dem Musiker aber war daran gelegen, seinen kritischen Beschützer mitzuziehen. Zum großen Verdruß Neukirchs schloß dieser sich auch den dreien an. Aber er bleibe nicht länger, als höchstens eine halbe Stunde, meinte er. Er besuche solch ein Hurencafé nicht gern; übrigens werde es schon heller Tag. Dann benutzte er die Gelegenheit, um zu Schichlinski einige

vertrauliche Bemerkungen zu machen. Er finde es zum mindesten wenig zart von dem Assessor, daß er sich über den ungewissen Zustand seiner Braut so schnell hinweggesetzt habe

„Sie fassen die Sache zu tragisch auf, lieber Doktor," bekam er zur Erwiderung. „Dafür leben wir in einer Großstadt, in der man, wenn man das Leben genießen will, niemals philisterhaft denken muß."

Sie waren aus der Leipziger Straße in die Friedrichstraße eingebogen, in der ein reges Leben herrschte. Der Morgen war nun bereits völlig angebrochen. Die zahlreichen Droschken erster Klasse, in denen die feinere Demimonde auf dem glatten Asphaltpflaster dahinrasselte, machte den seltsamen Eindruck eines bei sommerlichem Tagesgrauen abgehaltenen Korsos. Lautes Lachen schallte aus den Wagen, unterbrochen von nicht gerade wählerischen Zurufen ihrer Insassen an die Nachtbummler. Dazu bildeten die bepackten, nach dem Gendarmenplatz zum Wochenmarkt hinziehenden Gefährte, die dicht am Trottoir haltenden Handwagen der fliegenden Händler mit Obst und warmen Würsten, die den Absatz ihrer Waren nur an Dirnen und deren Zuhältern fanden, einen schweren Kontrast. Das Licht hinter den großen Spiegelscheiben des Cafés zeigte bereits eine rötliche Färbung, die in der Helle des Tages allmählich erstarb. Die großen Räume waren noch gefüllt. Die Glastür öffnete sich von Minute zu Minute; truppweise und einzeln gingen und kamen die Besucher. Hin und wieder bildete sich eine Gruppe lärmender und bezechter Studenten um ausgelassene Freudenmädchen, mit denen man sich in ein gemeines Gespräch einließ, das flammende Röte in das Gesicht einer Schwester, Mutter oder Braut getrieben hätte. Man forderte die Mädchen zur zynischen Unterhaltung heraus und tauschte mit ihnen Wörter aus, die in keinem Anstandslexikon standen, und nahm beim Davonschreiten die Beschimpfung von einer Dirne wie eine Vorlesung über Moral hin. Bei einer derartigen Gelegenheit wurde von diesen Söhnen aus guten Häusern nicht darauf geachtet, daß eine aus einer späten Gesellschaft heimkehrende Frau am Arm ihres Mannes an ihnen

vorüberging und einzelne Worte der lautgeführten unsauberen Unterhaltung vernehmen mußte. Scheu beiseite gedrückt, versuchte nun eine ärmlich gekleidete Zeitungsfrau der Gruppe auszuweichen, um raschen Schrittes der Druckerei zuzuwandern.

Als die vier Bekannten dahinschritten, ging mit ungewöhnlicher Eile ein Mädchen an ihnen vorüber, das mehreren ihr entgegenkommenden Dirnen die Worte zurief: „Kehrt um, unten steht die Sitte." Dieser geheime Warnungsruf schien sich von Mund zu Mund fortzusetzen, denn man konnte gewahr werden, wie alle Frauenzimmer sich umwandten und schleunigst in den Querstraßen verschwanden. Einige von ihnen baten daherkommende Herren, sich ein Stück Weges an ihrer Seite aufhalten zu dürfen, um so den Schutz zu markieren. Zum zweiten Male in dieser Nacht wurde von Sittenpolizisten in der Friedrichstraße und den angrenzenden Straßen, besonders in der Nähe der Nachtcafés, eine Razzia abgehalten. Man fahndete auf Mädchen, die sich seit längerer Zeit der Sittenpolizei verborgen hielten. Sie wurden verhaftet, nach der nächsten Polizeiwache transportiert, um am anderen Morgen im „grünen Wagen" dem Molkenmarkt zugeführt zu werden.

„Es ist die alte Geschichte," sagte Schichlinski zu seinem Begleiter, „das eine Loch stopft man zu, um das andere zu öffnen."

Durch den frühen polizeilichen Schluß der Ballokale, fügte er hinzu, habe man weiter nichts erreicht, als daß das Laster sich nun öffentlich zeige. Irgendwo müßten die armen Kreaturen doch existieren, um nicht zu verhungern. Stehlen dürften sie nicht, der ehrliche Erwerb sei ihnen abgeschnitten, nach der Straße zu gehen, verbiete man ihnen jetzt ebenfalls ... Es seien ganz verkehrte Zustände. In jedem Gesetz stecke eine gewisse Inhumanität, denn man urteile nur nach der Wirkung, forsche niemals nach der Ursache ... „Der Menschheit ganzer Jammer packt mich an," schloß er seine weltmüde Stimmung.

Doktor Gerechter beruhigte ihn: „Es war immer so und wird so bleiben."

„So denken die Philister," erwiderte Schichlinski.

„Dann stellen Sie gefälligst die Welt auf den Kopf," entgegnete der neue Caliban.

„Das einzige Heil liegt in der Revolution von oben nach unten und von unten nach oben," warf der heißblütige Schlachtschitze ein. „Gesetzesgewalt und rohe Gewalt müssen sich vereinen, um den Indifferentismus der Geldsäcke aus der Welt zu schaffen."

„Das ist Ihre Ansicht," bekam er zur Erwiderung.

Das Gespräch begann bereits erregt zu werden.

„Ich glaube wohl die Ansicht aller vernünftigen Menschen," sagte der junge Journalist wieder. „Man muß eben eine neue Generation erziehen. Wir haben in unserer studierenden Jugend bereits dieses neue Element, das in dieser Beziehung deutsch zu denken beginnt —"

Ihre Unterhaltung wurde unterbrochen. Sie mußten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die gegenüberliegende Seite der Straße richten, wo ein arger Krawall seinen Anfang genommen hatte.

Ein Trupp Studenten war mit zwei jugendlich aussehenden Israeliten zusammengeprallt.

„Dummer Judenlümmel!" — „Sie Judenbengel!" schallte es laut zu ihnen herüber.

„Da haben Sie Ihre deutschen Studenten," sagte Doktor Gerechter mit beißendem Spott.

Schichlinski erwiderte nichts. Alle vier waren stehen geblieben, um den Ausgang des Streites zu verfolgen. Es handelte sich um eine Prostituierte, die den beiden Semiten ihre Gunst zuteil werden lassen wollte. Die vorübergehenden Studenten hatten allerlei Bemerkungen gemacht. die man sich von der anderen Partei verbat. In der Stille des Morgens trug der Schall jedes gesprochene Wort mit verstärkter Kraft durch die Luft und gab es wie in einer hohlen Gasse wieder. Die nächtlichen Straßenreiniger unterbrachen ihre Tätigkeit, andere Nachtschwärmer umringten die Gruppe, und männliches Gesindel zweifelhafter Art trennte sich von den Wagen der fliegenden Händler und vermehrte die Neugierigen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie eigentlich? Scheren Sie sich weg!" schrie ein baumlanger, deutscher Student, dessen zersetztes Gesicht von zahlreichen Mensuren zeugte. Aus seinem rotgefleckten Antlitz sprach noch der Biergenuß der letzten Stunde; die Hände hatte er in die Taschen des Jacketts versenkt, aus dessen rechter ein dicker Knüttel ragte, gleich einer Lanze mit der Spitze nach oben.

„Ich finde Ihre Ausdrücke unverschämt," erwiderte der eine Israelit, und: „Sie haben provoziert," der andere.

Nun schrien alle eine Weile durcheinander, so daß man keinen zusammenhängenden Satz vernehmen konnte; dabei bewegten sich aber eine Anzahl Hände und erhobener Stöcke in der Luft. Die sechs christlichen Herren überragten die semitischen wie starkknochige Hünen ein paar Zwerge.

„Ich frage nochmals, wer Sie sind?" schrie der baumlange, junge Mann abermals.

„Wer sind Sie?" bekam er erwidert.

„Ich bin Korpsstudent!" lautete die Auskunft.

„Ich bin ebenfalls Student," wurde entgegnet.

„Dann werden Sie den Ausdruck ‚unverschämt' zurücknehmen."

„Wenn Sie die Bezeichnung ‚Judenlümmel' revozieren."

„Das sind Sie in der Tat!"

„Dann halte ich das Wort ‚unverschämt' doppelt aufrecht."

Ein klatschender Schlag ins Gesicht war die Antwort. Ein Hut flog aus der Gruppe im Bogen über das Trottoir und rollte über den unsauberen Asphalt des Straßendammes. Ein gurgelnder Ton folgte; dann lichtete sich der Kreis und man erblickte ein raufendes Paar. Der lange, christliche Student hatte den kleinen, semitischen am Genick gepackt, zur Erde gedrückt und schlug blindlings mit seinem Knüttel auf ihn ein. Der Kollege des Gemißhandelten machte vergebliche Anstrengungen, seinem Freunde beizuspringen. Nach einer Minute rissen die christlichen Studenten ihren Kommilitonen zurück.

Der Vorgang hatte sich überraschend schnell abgespielt, keiner der Zuschauer hatte sich gerührt, dem Unterliegenden Hilfe zu bringen.

„Nun, was sagen Sie zu dieser Roheit, nennen Sie das noch christliche Liebe?“ begann Doktor Gerechter zu seinem konservativen Kollegen.

„Das ist weiter nichts, als das Recht des Stärkeren,“ erwiderte Schichlinski; „ich verdamme diese Roheit ebenso wie Sie. Das sind eben Auswüchse, die überall vorkommen.“

„Die aber zu denken geben, weil sie sich in einer Klasse der Gesellschaft zeigen, die sich gebildet nennt und dereinst die Träger des Rechts und der Wissenschaft sein sollen.“

„Das sind Juristen, den Langen kenne ich,“ meinte Neukirch zu dem Musiker, „er ist ein ausgezeichneter Schläger. Der kleine Kerl tut mir leid, aber das ist die bekannte jüdische Unverschämtheit, die bestraft werden muß.“

Er genierte sich durchaus nicht, ganz laut seine Meinung auszusprechen.

Der Streit auf der anderen Seite begann aufs neue. Der Geschlagene bat um den Namen des Korpsstudenten. Man konnte bemerken, wie er nach Atem rang. Er wiederholte, daß er mit Gewalt herausgefordert worden sei, und daß er gegen körperliche Überlegenheit nicht aufkommen könne. Er appelliere an die Gerechtigkeit der anderen, wenn er sie bäte, ihm den Namen des Betreffenden zu nennen.

„Gehen Sie nur ruhig nach Hause, hoffentlich haben Sie genug,“ bekam er von dem Langen zur Erwiderung.

„Dann sind Sie ebenso frech als unverschämt.“

Der Lange ließ sich nicht zügeln. Er gab dem semitischen Studenten abermals eine Ohrfeige.

„Sie fangen wieder von vorn an ...“ „Bringt sie auseinander ...“ „Lassen Sie doch Ihren Freund nicht schlagen!“ riefen ein paar Dirnen, die sich angesammelt hatten. Andere lachten und meinten, man solle die beiden nur allein die Sache ausfechten lassen.

Plötzlich mischte sich ein Arbeiter in den Streit, der, die Blechkanne mit dem Nachmittagskaffee in der Hand, um diese Zeit bereits auf dem Wege zur Fabrik war: eine mittelgroße, breitschultrige, von harter Beschäftigung gebeugte Gestalt; das bärtige Gesicht von tiefen Furchen durchzogen, in

denen der heiße Schweiß am Glühofen seine Wege fand. Es war der alte Braun, Olgas Vater.

„Junger Herr, man soll sich nicht vergreifen an einem Menschen, der schwächer ist als unsereins. Das sieht ein Blinder, daß Sie es mit dreien von dem aufnehmen.“

Des Alten Hand hatte sich schwer auf den Arm des Studenten niedergelassen. Dieser blickte sich erstaunt und unwillig um.

„Was wollen Sie denn, wie?! Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nichts angehen.“

Der christliche Raufbold blickte unwillig auf den Alten in der Bluse. Mit der Linken hielt er noch immer den semitischen Studenten am Genick, wobei er höhnte: „Holla, immer ruhig, so schnell geht das nicht: ... Sie gehen nicht von der Stelle.“

Der Gerechtigkeitsapostel mit der Blechkanne fuhr inzwischen fort:

„Sie sind ein feiner Mann, das sieht man Ihnen an. Gewiß sind Sie vornehmer Leute Kind und im guten christlichen Glauben erzogen. Was würde aber wohl Ihre Frau Mama sagen — mit Verlaub, wenn Sie noch eine haben —, ich meine also, was würde Ihre Frau Mama dazu sagen, wenn sie sähe, wie ihr Herr Sohn sich so auf offener Straße herumbalgt, zu einer Zeit, wo die Hähne längst zueinander ‚Guten Morgen‘ gesagt haben?“

Das umstehende Volk der Nacht machte zustimmende Bemerkungen. Mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der niederen Klassen faßte es sofort Sympathie für den Sprecher, der nur das aussprach, was sie dachten.

„Steh dem Kleenen bei, aber laß dir nicht einschüchtern,“ stachelte ihn ein verlebter Bursche auf.

Dem langen Studenten schwoll die Ader: „Was haben Sie denn hier zu sagen, wie?!“ schrie er den Alten an und schüttelte ihn ab. „Machen Sie gefälligst, daß Sie nach Ihrer Fabrik kommen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes passieren.“

Im Gesicht des Alten zuckte es.

„Bin ich auch nur ein einfacher Arbeiter, so weiß ich doch, was recht und unrecht ist,“ erwiderte er. „Freilich, ich bin

nicht ein so großer Herr wie Sie, zu dem ich erst hinauflangen müßte, um ihm die Wangen zu streichen."

Gelächter ertönte mit dem Zuruf, sich eine Trittleiter zu holen.

Der Arbeiter fuhr fort: „Wenn mir etwas Unangenehmes passieren könnte, so wäre es vielleicht nur das, bezeugen zu müssen, daß Sie feiner, nobler Herr auf offener Straße einen schwachen Menschen geschlagen haben. Und das dürfte Ihnen doch nicht ganz angenehm sein, das heißt, wenn Sie erst ausgeschlafen haben und richtig darüber nachdenken."

Dann wandte er sich zu dem semitischen Studenten: „Kommen Sie nur, mein Herr, es soll Ihnen niemand mehr etwas tun." Mit diesen Worten wollte er den jungen Mann unter den Arm fassen, aber in demselben Augenblick bekam er von dem langen Korpsstudenten einen Stoß vor die Brust, so daß er taumelte.

„Die Unverschämtheit geht doch zu weit," schrie der Lange ihn dabei an.

Nun brach der Sturm gegen ihn los, so daß ihn seine Kommilitonen umringen mußten.

„Wie können Sie den alten Mann so stoßen, Sie grober Flegel," ertönte die helle Stimme des verlebten Burschen wieder, der sich keck durch die Menge drängte und, nun die Hände in den Hosentaschen haltend, sich breitbeinig vor den Studenten hinstellte. Dieser versetzte ihm mit dem Stock einen Schlag über den Kopf, so daß er aufbrüllte vor Schmerz. „Hund, dafür sollst du büßen!" kreischte er dann, steckte die Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Von allen Seiten kamen die Zuhälter herbei und warfen sich auf die Studenten. Durch das Gejohle und Pfeifen der Burschen und Kreischen der angesammelten Frauenzimmer, die sich nun dazwischenwarfen, um ihre Beschützer zu beruhigen, drangen die lauten Hilferufe der Bedrängten. In der Hand des geschlagenen Burschen blitzte ein Messer. Wie eine Katze warf er sich dem Studenten an die Brust, aber sein Arm wurde mit der Waffe zurückgerissen. Der alte Braun trennte ihn mit aller Kraft vom Studenten.

„Oho, Jüngelken, gestochen wird hier nicht. Wer die Faust gebraucht, kann immer noch ein ehrlicher Mann sein, wer aber zum Messer greift, der gehört ins Zuchthaus."

Nachtwächter und Schutzleute eilten herbei. Alles stob auseinander, nur der Messerheld blieb in den Händen des Arbeiters zurück. Die ganze Gesellschaft mußte nun den Weg zur Nachtwache des Polizeireviers antreten. Die beiden Semiten beklagten sich in weinerlichem Tone, während der kräftige lange Student fortwährend von „unerhörten Dingen" und „kaum glaublichen Verhältnissen" sprach, die er jedenfalls an „höherer Stelle" zur Sprache bringen werde. Dabei schnitt er dem Schutzmann, der um Ruhe bat, das Wort vom Munde ab, um dann schließlich dem kleinen gemißhandelten Semiten aufs neue verstehen zu geben, daß dieser die empfangenen Ohrfeigen nicht vergessen möge. Von Zeit zu Zeit wandte sich der jugendliche Messerheld, der von zwei Schutzleuten geführt wurde, nach ihm um und warf ihm einen drohenden Blick zu, begleitet von den Worten: „Jungeken, wir treffen uns wieder." Und hinter dieser Gruppe von zusammengewürfelten Nachtlumpen schlich das jugendliche Gesindel gleich Schakalen dahin.

Als der Trupp bei Neukirch und den anderen Herren vorüberkam, wurde der Assessor von dem langen Studenten erkannt, der ihn nun laut begrüßte, stehen blieb und noch erregter als bisher tat. Ob die Herren vielleicht Zeugen von dem ganzen Vorfall gewesen seien? fragte er. Er möchte sie dann bitten, ihm ihre Karten zu überreichen; er würde ihnen sehr dankbar dafür sein. Sämtliche Herren wollten aber nichts gesehen haben.

Der junge Musiker namentlich war in derartigen Angelegenheiten eine ängstliche Natur; er befürchtete immer, sein künstlerisches Renommee könne dadurch leiden. Ihm schloß sich Herr von Schichlinski an und dann der neue Caliban. Der große Kritiker zitterte an allen Gliedern vor Aufregung.

„Das fehlte noch," sagte er zu seinem konservativen Kollegen, „daß man für diesen rohen Patron einträte. Eher für die anderen. Aber das gibt nur Unannehmlichkeiten."

Nach zehn Minuten saßen die vier Bekannten dann endlich im Café National bei einer Schale Schwarzen. Neukirch hatte sofort seinen Verlobungsring abgezogen und in die Westentasche gesteckt; dann bat er die Herren, ihm das Vergnügen zu bereiten, sie zur Nachfeier als seine Gäste betrachten zu dürfen. So fidel komme man nicht alle Tage zusammen. Der Zahlkellner hatte bereits den Wink bekommen, schwedischen Punsch zu bringen. Schichlinski meinte, diese Schlemmerei wäre nach den vielen Genüssen des Abends eigentlich rein überflüssig, worin Doktor Gerechter ihm beistimmte. Der junge Musiker sagte gar nichts; er verhielt sich in derartigen Situationen immer passiv, um dadurch sein Einverständnis mit allem erkennen zu geben. Er schließe sich immer der Majorität an, meinte er.

Die Herren saßen in einer behaglichen Ecke, von der aus sie das ganze Lokal überblicken konnten. Der Weibermarkt war allmählich leer geworden. Nur noch vereinzelt saßen die in Sammet und Seide aufgeputzten Damen der Halbwelt an den Marmortischen, setzten unaufhörlich die riesigen buntbemalten Fächer in Bewegung und lächelten die Herren an oder sprachen laut zu ihnen hinüber. Die Kellner lungerten schläfrig in den Winkeln umher, schreckten bei jedem Zuruf zusammen und machten mit ihren wachsbleichen übernächtigen Gesichtern den Eindruck von jungen Greisen, die sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermögen.

Ein Teil der Gasflammen war erloschen. Durch die Vorhänge der Spiegelscheiben drang der werdende Tag heller und lichter herein. Die Sonne war bereits aufgegangen. Von der Straße herein erschallte vermehrt das rasselnde Geräusch der hochbepackten Wagen, die nun in langen Reihen zum Wochenhandel dem nahen Schillerplatze zuzogen.

Bei dieser Beobachtung bemerkte Schichlinski: „Eigentlich muß man sich schämen, um diese Zeit noch im Café zu sitzen, wo draußen die fleißigen Menschen bereits an die Arbeit gehen.“ Um diese Zeit bekam er stets moralische Anwandlungen, die auf den Alkohol zurückzuführen waren.

„Ich glaube gar, Sie werden uns um vier Uhr morgens

noch in ein Gespräch über die soziale Frage ziehen," sagte Neukirch.

Als die zweite Lage an die Reihe kam, hatten die Herren überhaupt keine Zeit mehr, sich in moralischen Bedenken zu ergehen. Ihr Eintreten in das Lokal hatte natürlich die Aufmerksamkeit der geschminkten Schönen erregt. Wer frühmorgens in Frack und weißer Weste, eine Rose im Knopfloch, das Café National betrat, mußte sich nach ihrer Meinung in vielversprechender Stimmung befinden. Es dauerte auch nicht lange, so waren die vier die Augenweide der umsitzenden Damen, die sich nun durchaus nicht genierten, Anspielungen zu machen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Man möge sich doch zu ihnen herübersetzen oder ihnen ein Glas Punsch durch den Kellner schicken; aufstehen und den Herren Gesellschaft leisten dürften sie leider nicht. Eine schlanke Blondine, deren Gesicht fast ganz unter einem Strohhut, der wie ein Wagenrad auf ihrem Kopf thronte, verloren ging, kannte Herrn von Schichlinski.

„Herr Baron," rief sie ihm zu. Als Ergänzung deutete sie auf das vor ihm stehende Glas und machte die Pantomime des Trinkens.

Die Kellner erhoben bei dieser Anrede sofort die Köpfe und nahmen Veranlassung, nun sehr aufmerksam zu erscheinen. Die zweite der Damen, die zusammensaßen, wurde schon dreister, indem sie dem Schlachtschitzen zuwinkte und sagte: „Na, Baronchen, wie ist's denn?" Schließlich wußten es die Damen doch so einzurichten, daß sie in unmittelbarer Nähe der Herren gelangten. Nach einigen Minuten saßen Neukirch und der junge Musiker an ihrer Seite und erfüllten die Wünsche der Damen nach Getränken. Die eine der Schönen gefiel dem jungen Musiker ganz besonders. Es war ein ganz junges Frauenzimmer von höchstens siebzehn Jahren, schien aber die Männer bereits ganz vortrefflich zu kennen, denn sie gebrauchte über sie schon ganz nette Ausdrücke. Der junge Künstler fühlte sich denn auch veranlaßt, auf diesen Ton ganz offen einzugehen.

Schichlinski und der neue Caliban hatten sich unterdessen in ein sehr anregendes Gespräch vertieft. Beide Journalisten,

die noch vor wenigen Stunden infolge ihrer konfessionellen und politischen Ansicht so feindlich als möglich gegenüberstanden, fanden plötzlich, daß der eine vom andern doch eine schlechte Meinung gehabt habe. Jetzt waren sie nahe daran, einzugestehen, daß wirklich nichts vorliege, was ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden ausschlösse.

Herr von Schichlinski geriet in eine rührselige Stimmung, und Doktor Gerechter folgte ihm bereitwillig in dieses Stadium alkoholischer Empfindung. Aus der Anrede „Lieber Herr Kollege" waren bereits die Worte „Lieber Freund" geworden. In ihrer bereits unanständig werdenden Bezechtheit wußten sie eigentlich nicht mehr, was sie sprachen. Die Augen fielen ihnen fast zu, und wie zwei Schläfer, die in ihrem Halbschlaf immer durch irgend etwas gestört werden, warfen sie sich behaglich in die Sofaecke zurück, um die Unterhaltung lallend fortzusetzen. Am Ende vergaßen sie das Thema. Das ganze Lokal flimmerte ihnen wie ein Chaos vor den Augen. Es war denn auch leicht erklärlich, wenn Doktor Gerechter das gefüllte Glas des Kollegen immer für das seinige hielt, während Schichlinski bei jedem „Prosit, lieber Freund," das geleerte des großen Kritikers an die Lippen setzte. Doktor Isidor Gerechter kam ein lichter Gedanke.

„Prosit, lieber Freund, wir wollen Brüderschaft machen," stammelte er.

Schichlinski riß die müden Augen weit auf, ohne mehr als Nebel zu sehen. Dann erwiderte er schlaftrunken: „Pro — sit, Pro — sit I — si — dor, — auf dein — — Wohl!" Er wußte nicht mehr, was er tat. Und da er das Glas kaum noch zu halten vermochte, verschüttete er den Inhalt zur Hälfte; dann versuchte er das Glas des neuen Caliban zu treffen, was ihm aber nicht gelang.

Nach fünf Minuten drehte sich das ganze Lokal um sie. Arm in Arm, von den Kellnern bis zur Ausgangstür gestützt, verließen sie das Café, während der Assessor und der Musiker noch sitzen blieben. Nach einer halben Stunde verabschiedeten sich auch diese voneinander. Der junge Künstler wankte mit den beiden Damen, die sich ausschütten wollten vor Lachen,

die Straße hinunter. Neukirch setzte sich in eine geschlossene Droschke und fuhr davon. Als er vor seiner Behausung angelangt war, mußte ihn der Kutscher durch mehrfaches Rütteln wach machen, denn er war fest eingeschlafen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war beinahe Mittagszeit, als Neukirch nach einem bleiernen Schlaf die Augen aufschlug. Er empfand heftige Kopfschmerzen, denn die wüst durchlebten Morgenstunden hatten ihn stark mitgenommen. Nun sah er nach der Uhr; es war schon zwischen elf und zwölf. Um diese Zeit hätte er bereits im Ministerium sein müssen, aber er hatte sich bei seinem Vorgesetzten für heute entschuldigt. Jetzt wurde ihm klar, daß er längst auf den Beinen hätte sein müssen, um sich bei seiner Braut nach ihrem Befinden zu erkundigen. Während er sich schneller als sonst ankleidete und nach dem Kaffee klingelte, kam ihm der gestrige Verlobungsabend mit allen Einzelheiten in die Erinnerung. Der wider Erwarten eingetretene Ohnmachtsanfall Fannys erschien ihm doch äußerst bedenklich. In seinem moralischen Katzenjammer stellte er allerlei Betrachtungen an, erging er sich in Voraussetzungen, die ihm Gewissensbisse verursachten. Wenn sie durch irgend einen Zufall eine Ahnung von seinem Verhältnis zu ihrer Stiefmutter bekommen hätte? Wenn sie von seiner Intimität zu Frieda in der vergangenen Nacht etwas wahrgenommen hätte oder vielleicht gar mit ihren eigenen Augen den Beweis dafür —?

Er wollte nicht ausdenken. Schon die bloße Vermutung erschien ihm so ungeheuerlich, daß er den Gedanken mit aller Gewalt zurückdrängte.

„Dummes Zeug,“ sagte er halblaut, als er vor dem Spiegel stand und seine Toilette vollendete.

Rasch bekam er seine rosige Stimmung wieder, mit der er sich so oft über die ernstesten Dinge leicht hinwegsetzte. Nun war der Ohnmachtsanfall Fannys weiter nichts mehr für ihn, als eine der vielen Zufälligkeiten der menschlichen Natur. Jedenfalls war sie zu eng geschnürt gewesen und hatte sich bei der Hitze plötzlich unwohl gefühlt.

Er liebte Fanny nicht; seine ganzen Sinne gehörten nur Frieda. Sie schürte das Feuer seiner Leidenschaft, ihr allein hatte er die bevorstehende Ehe mit Fanny zu verdanken. Wenn er schon einmal seine ganze Freiheit opferte ihretwegen, so wollte er sich auch das Recht nicht nehmen lassen, Frieda ganz allein für sich zu haben und ihre Gunst entgegenzunehmen, wann es ihm beliebte. Die Aussicht, Herr über das große Vermögen Fannys zu werden, zauberte ihm die Zukunft selbst an der Seite eines ungeliebten Weibes sonnig vor Augen. Eine glänzende Karriere stand ihm in Aussicht, Rang, Reichtum und Würde waren schließlich drei Dinge, in deren Besitz sich das Leben ertragen ließ.

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang' noch Lenz und Liebe blüh'n,"

sang er laut, brach dann ab und pfiff eine lustige Melodie aus der neuesten Operette.

Neukirch bewohnte drei elegant ausgestattete Zimmer, die er von einer ältlichen, alleinstehenden Witwe abgemietet hatte, die die hinteren Räume für sich benutzte. Er klingelte aufs neue. Das Dienstmädchen, ein kleines, verwachsenes Geschöpf, das ihn immer mit verliebten Blicken betrachtete, trat ein. Sie besaß den angeborenen Fehler, auf alles zu horchen, was in den vorderen Räumen vorging; dabei hatte sie die Angewohnheit, unhörbar durch die Zimmer zu schleichen. Im übrigen war sie ein dienstbares Frauenzimmer, das gegen ein entsprechendes Trinkgeld die ihr übertragenen Aufträge prompt ausführte.

Ob sie die Blumen bestellt habe, die an Fräulein von Setzen heute Morgen geschickt werden sollten, fragte Neukirch. An jedem Vormittag pflegte er seiner Braut ein Bukett zu senden.

Die Verwachsene bejahte mit einem überreichen Wortschwall, den er dadurch abzubrechen wußte, indem er kurz auf die Tür wies. Als er sich die Handschuhe überstreifte und dabei noch einen Blick in den Spiegel warf, wurde an der Korridortür die Klingel gezogen.

Er öffnete selbst und sah Olga vor sich stehen, die mit einer Empfehlung von Frau von Setzen kam, um einen Auftrag

auszurichten. Neukirch war dieser Besuch angenehm; denn so konnte er sofort erfahren, wie es um Fanny stand.

Er bat Olga, auf ein paar Augenblicke näher zu treten. Sie hatte ihn gleich angelächelt und kam seiner Bitte fix nach. In ihrer vergnügten Stimmung dachte sie nur an den üblen Zustand des Assessors am Abend vorher und an den Dienst, den sie ihm dabei geleistet hatte. Wahrscheinlich wußte er gar nichts mehr davon oder tat so, als wäre überhaupt nichts Besonderes vorgefallen zwischen ihm und ihr. Der Gedanke daran machte sie besonders keck, und so wurde sie die lachende Miene nicht los.

Neukirchs Kennerblick sagte ihm, daß das hübsche Stubenmädchen in dem duftigen, hellen Kleide, das prall ihre Glieder umschloß, einen für empfängliche Gemüter durchaus verführerischen Eindruck mache. Sie sah aus, als wäre sie soeben frisch gewaschen aus einer Plättanstalt hervorgegangen. Die Wangen ihres übergesund aussehenden Gesichtes waren leicht gerötet; unter den roten, sinnlichvollen Lippen leuchteten die Zähne wie Elfenbein.

Die gnädige Frau lasse sich nach dem Befinden des Herrn Assessors erkundigen. Ob ihm vielleicht etwas Unangenehmes passiert sei, daß er seine Aufwartung noch nicht gemacht habe. Die gnädige Frau sei in Angst und Sorge um den Herrn Assessor.

Neukirch erkundigte sich nach dem Befinden Fannys: Ob der Ohnmachtsanfall seiner Braut von irgendwelchen üblen Folgen begleitet gewesen sei.

„Das gnädige Fräulein hat in der Nacht sehr unruhig geschlafen, befindet sich aber seit heute morgen wieder ziemlich wohl,“ erwiderte Olga. Sie sei aber sehr schweigsam und habe ihr Zimmer noch gar nicht verlassen; auch etwas blaß sehe sie aus. Die gnädige Frau habe bereits zu dem Herrn Sanitätsrat schicken wollen, aber Fräulein Fanny habe ausdrücklich erklärt, daß sie keiner ärztlichen Hilfe bedürfe, denn sie fühle sich durchaus gesund.

„Frau Major von Schimmel, Fräulein und Herr von Lambert haben persönlich im Hause vorgesprochen. Die

anderen Herrschaften von gestern haben durch Boten anfragen lassen, wie es dem gnädigen Fräulein ginge" schloß sie ihre Auskunft.

Neukirch wurde unruhig. Er schämte sich innerlich, als der Zunächststehende der letzte sein zu müssen, der seine Teilnahme bewies. Er empfand das Bedürfnis, nun irgend eine Ausrede zu machen, die seine Taktlosigkeit zu entschuldigen imstande wäre.

Er danke Olga für ihren Bericht; sie möge nur gehen, eine freundliche Empfehlung an die Frau Geheimrat ausrichten und die Bestellung machen, daß er sofort erscheinen werde. Er habe in der Nacht etwas Unwohlsein gehabt, fühle sich nun aber wieder so ziemlich wohl.

Im Spiegel bemerkte er, daß Olga noch zögerte.

„Ah, — ich habe ganz vergessen, liebes Kind."

Mit diesen Worten faßte er in die Tasche und reichte ihr ein blankes Markstück hin. Sie streckte aber nicht die Hand aus, sondern wurde rot, so daß er ganz verwundert aufschaute. Dann blickte sie ihn wieder vergnügt an und meinte mit einiger Verlegenheit, sie dürfe das nicht annehmen. Im Gegenteil, sie sei dem Herrn Assessor noch etwas schuldig.

„Herr Assessor können sich wohl nicht mehr erinnern," sagte sie treuherzig. „Ich habe mir das gleich gedacht. Sie haben mir in der vergangenen Nacht, als Ihnen so übel wurde, aus Versehen ein Zwanzigmarkstück geschenkt. Sie werden wahrscheinlich schon danach gesucht haben. Ich bringe es Ihnen wieder, hier ist es." Sie hatte ein Stück Papier auseinandergewickelt und hielt das Goldstück sichtbar zwischen ihren Fingern.

Er betrachtete das Mädchen plötzlich mit ganz anderen Augen. Bisher hatte man ihn daran gewöhnt, die Dienstboten von einer weniger ehrlichen Seite kennen zu lernen. Die da vor ihm hatte noch keine Ahnung von Raffiniertheit, sondern gab sich ganz und gar so, wie sie war: natürlich und gutmütig-dumm. Sie machte den Eindruck, als könnte man von ihr verlangen, was man wolle; als würde nicht viel dazu gehören, sich ihre ganze Zutraulichkeit zu erwerben.

„Nehmen Sie nur, Herr Assessor. Gewiß glaubten Sie, es sei nur ein blankes Markstück. Allerdings waren Sie gestern ganz außer Rand und Band. Wenn ich daran denke, wie Sie vor mir saßen! Sie sagten immer, das ganze Zimmer gehe Ihnen im Kopfe herum, mit der Decke nach unten."

Neukirch fiel nun mancherlei ein, worauf er ohne die gerade Sprechweise Olgas nicht gekommen wäre. Der „gewisse Zustand" schwebte ihm vor Augen, aber wie in einem geistigen Nebel, in dem man erst nach und nach zum Bewußtsein kommt. Am Ende hatte er gar allerlei nette Geschichten gemacht, über die die ganze Gesellschaft gespöttelt hatte; von denen er nichts wußte und die seine Braut so empört hatten, daß sie dadurch in Aufregung geriet und den bekannten Anfall bekam! Oh, das wäre entsetzlich blamabel für ihn!

Er tat nun auf einmal sehr freundlich zu Olga, als verstünde es sich von selbst, daß er sich jetzt, im nüchternen Zustande, ebenso liebenswürdig gegen sie zeige, wie gestern im bezechten. Sie möge sich doch auf ein paar Augenblicke setzen; so sehr eilig hätten sie es beide nicht.

Er schob ihr einen Polstersessel hin, auf den sie sich zögernd niederließ. Er nahm jedoch so dicht vor ihr Platz, daß beider Knie sich fast berührten.

In einer derartigen Situation, allein mit einem feinen, unverheirateten Herrn in dessen Wohnung, hatte sie sich noch niemals befunden.

„Sagen Sie mal, Kleine," begann Neukirch, „ich habe wohl gestern abend große Dummheiten gemacht, was?"

„Na, Herr Assessor!" sie begleitete diesen Ausruf mit einer Handbewegung, die Ungeheuerliches ausdrücken sollte.

„Mit dem Zwanzigmarkstück hat es seine Richtigkeit, liebes Kind," fuhr er vertraulich fort, „das behalte nur und steck es in deine Sparbüchse. Was war das doch gleich, um was ich dich gebeten hatte? Ach ja, ich weiß schon."

Eigentlich wußte er gar nichts, aber er wollte sich keine Blöße geben.

Olga blieb gesprächig. „Es wurde Ihnen plötzlich sehr übel. Sie wollten sich übergeben und verlangten nach einer Flasche

Selterwasser, die ich ihnen auch brachte. Nachher haben Sie doch die ganzen Speisen von sich gegeben. Es roch im ganzen Korridor darnach."

Sie brachte das alles sehr trocken hervor und lachte ihn dabei übermütig an. Wenn sie durchaus nichts verschweigen sollte, so durfte sie auch kein Blatt vor den Mund nehmen. Darüber war sie mit sich im klaren.

„Richtig, so war's," brachte Neukirch schnell hervor. „Es herrschte eine fürchterliche Hitze, die ich nicht vertragen konnte. Also solche Geschichten habe ich gemacht? Siehst du, mein Kind, das kommt davon, wenn man alles Mögliche durcheinander ißt und trinkt, und schließlich obendrein noch tanzt. — Hat sonst noch jemand etwas außer dir von diesem Vorfall erfahren?"

„Nur Minna hinten in der Küche. Die hält aber den Mund."

„Sooo. Sonst niemand von der Gesellschaft?"

„Gott bewahre, kein Mensch!" Sie ließ nun durchleuchten, daß sie viel zu dieser Verschwiegenheit beigetragen habe. Und Neukirch fühlte sich nun verpflichtet, sie nachträglich dafür zu entschädigen. Er holte seine Börse hervor und steckte ihr noch ein Zehnmarkstück in die Hand. Sie würde gewiß schon einen Schatz haben, mit dem sie sich später einmal zu verheiraten gedenke, dann brauche man auch Geld dazu und müsse frühzeitig alle Mittel zusammen halten, meinte er.

Bei dem Worte „Schatz" wurde sie ganz verlegen. Dann bedankte sie sich mit dem Bemerken, der Herr Assessor tue doch viel zu viel für den kleinen Dienst, den sie ihm erwiesen habe. Dabei dachte sie daran, was sie sich für diese so leicht verdienten dreißig Mark werde kaufen können. Dadurch fühlte sie sich auch verpflichtet, es nun ruhig gestatten zu lassen, daß er ihr die Wangen streichelte und die Weichheit des Kinns prüfte. Der Umstand, daß sie sich das alles von ihm gefallen ließ, die unverfälschte Natürlichkeit, die sie zur Schau trug, reizte sein sinnliches Begehren, von dem er beim Anblick jedes schönen Weibes beherrscht wurde. Jedenfalls fand er, daß es nicht schwer fallen würde, die Zuneigung Olgas auszukosten.

„Weitere Dummheiten habe ich doch nicht gemacht, liebes Kind.“

Sie lachte keck. „Na wissen Sie, das Schönste kommt noch. Statt nach vorn zurückzukehren, sind Sie in das Schlafzimmer der gnädigen Frau gegangen. Uijeh! Das wissen Sie wohl auch nicht.“

„Pst, — um Himmels willen, Mädchen!“

Er sprang auf, legte warnend die Hand auf seine Lippen und blickte ängstlich auf die Türe.

Olga fuhr erschreckt zusammen und erhob sich ebenfalls. Und sofort beschwichtigte sie ihn.

„Aber Herr Assessor, es hat's ja außer mir niemand gesehen. Sie brauchen deswegen gar keine Angst zu haben. Die gnädige Frau befand sich ja im Zimmer, Sie haben ja mit ihr gesprochen. Ich habe Sie beide auch herauskommen sehen.“

Nun sah er sie mißtrauisch an, denn er war darüber im Zweifel, ob sie von seinem Liebesverhältnis zu Frieda etwas wisse, oder ob sie das nur in ihrer Dummheit so hingeplappert habe, ohne seinem Besuch im Schlafzimmer schlimmere Bedeutung beizulegen. Es schien ihm im Augenblick das beste, die Sache humoristisch aufzufassen. Soviel er sich entsinne, sei er von der Frau Geheimrätin ganz gründlich gerüffelt worden, weil er sich in der Tür geirrt habe.

Als Olga aber dazu sonderbar lachte, geriet er wieder in Zweifel über sie.

„Hör' mal, mein Kind,“ sagte er, „es kommen überall Dinge vor, die eigentlich sehr selbstverständlich sind, über die man aber am besten niemals sprechen soll. Frau von Setzen hat mir gesagt, daß sie äußerst zufrieden mit Ihnen sei, weil Sie ein sehr zuverlässiges Mädchen sind. Nach unserer Hochzeit wird meine Frau eine Kammerzofe brauchen. Wenn Sie mir versprechen, daß alles unter uns bleibt, so werde ich an Sie denken. Einverstanden, wie? Jedenfalls wirst du dich nicht zu beklagen haben, daß ich dich vernachlässigt hätte. Schlag ein, gib mir deine Hand.“

Olga war überrascht. Nach ihrer Ansicht hätte es einer solchen Auszeichnung gar nicht bedurft, um sie verschwiegen

zu machen. O, er hielt sie für würdig und gebildet genug, die Stellung einer Kammerzofe bei seiner zukünftigen Frau auszufüllen. Diese Aussicht erschien ihr köstlich; schon des Bewußtseins wegen, einer hochnäsigen Kreatur wie Hedwig, der Zofe der gnädigen Frau, den Beweis zu geben, daß sie ebenfalls zu etwas Besserem geboren sei. Sie erwog gar nicht den Umstand, daß Fanny von Setzen sie nie recht leiden konnte, daß diese vielleicht Bedenken haben könnte, sie mit in die neue Häuslichkeit zu nehmen. Neukirchs Versprechen genügte vollkommen, sie bereits auf etwas eingebildet zu machen, was sie noch gar nicht war.

Sie meinte, der Herr Assessor treibe wohl nur Scherz mit ihr. Als sie aber die wiederholte Versicherung bekam, daß er es durchaus ernst meine, fand sie vor Glückseligkeit kaum Worte. Sie denke gar nicht daran, das auszuplaudern, was sie wisse. Er könne stets auf sie bauen, sie würde gewiß eine ebenso gute Kammerzofe sein, als sie jetzt Mädchen für alles sei. Zum Dank ließ sie es ruhig geschehen, daß er sie um die Taille faßte und seine Hand ihren Busen suchte. Das schadete doch gewiß nichts! Wenn man sich gegenseitig so vertraulich ausspricht, wie sie es eben mit dem Herrn Assessor getan hatte, mit dem Verlobten ihres gnädigen Fräuleins, so war es doch ganz natürlich, daß sie sich nicht bei einer harmlosen Zärtlichkeit zimperlich stellte. Von dieser Seite zeigten sich nun einmal alle Herren, wenn sie sich mit einem schönen Dienstmädchen unbeobachtet glaubten. Daran war nicht viel zu ändern. Die dicke Minna hatte ihr darüber ganz erbauliche Dinge erzählt. Paulus Liese ging nichts dadurch ab, wenn dieser feine Herr da vor ihr, der überdies ein sehr hübscher Mann war, gerade so wie er, der blinde Tolpatsch, ihr einmal den Busen drückte. Dafür hatte er ihr auch dreißig Mark geschenkt, die jedenfalls für die Einrichtung in der späteren Ehe sehr gut zu statten kamen. Man brauchte deshalb noch kein leichtsinniges Mädchen zu sein.

Als sie dann mit heißem Gesicht die Korridortür hinter sich hatte, mußte sie sich gestehen, daß sie heute eine ganz merkwürdige Erfahrung gemacht habe, die nämlich, daß bei feinen

Herren sehr leicht Geld zu verdienen sei, wenn man sich in alle ihre Wünsche füge. Mit diesem Gedanken beschäftigt, beschleunigte sie ihre Schritte, um die verlorene Zeit einzuholen, säumte aber nicht, öfters nach der Tasche zu fühlen, in der sie ihr Portemonnaie mit den Goldstücken verborgen hielt. — —

Nach einer Viertelstunde befand sich Neukirch Frieda gegenüber. Sie empfing ihn mit Vorwürfen. Sein Unwohlsein sei doch jedenfalls nur ein Vorwand gewesen. Wahrscheinlich sei er mit den anderen Herrn gestern noch weiter gebummelt. Sie kannte seine Abwege und ärgerte sich stets darüber, daß er ihren Wünschen, etwas solider zu werden, niemals nachkommen wollte. Da er diese Moralpredigten bereits seit langer Zeit kannte, hielt er es für das beste, mit einem überlegenen Lächeln auf ein anderes Thema zu kommen.

Wo denn Fanny bleibe, fragte er, nachdem er es sich bequem gemacht hatte. Er war unruhig, daß sie sich nicht sehen ließ.

„Darüber wunderst du dich noch?“ unterbrach ihn Frieda. „Sie ärgert sich natürlich, daß alle Welt sich nach ihrem Befinden erkundigt hat, nur du nicht. Ich habe natürlich am meisten darunter zu leiden.“

Sein Lachen brachte sie auf.

„Gewiß, ich leide am meisten darunter,“ fuhr sie erregt fort, „denn ich befinde mich mit ihr unter einem Dache. Mich macht sie für alles verantwortlich. Ich weiß überhaupt nicht, was ihr in den Kopf gestiegen ist. Sie ist sehr einsilbig und vermeidet es, mich anzusehen. Das ist doch zum mindesten sehr auffallend. Du kennst das Sprichwort: ‚Verlobt ist noch nicht verheiratet.‘ Du solltest alles vermeiden, was ihr die gute Stimmung raubt.“

„Mädchenlaune, weiter nichts als Mädchenlaune, meine Liebe. Sie wird die gestrige Hochflut ihres beginnenden Glückes noch nicht ganz überwunden haben und sehnt sich nun nach dem Augenblick, wo sie mit mir ungestört sein kann.“

Er ging sehr selbstbewußt durchs Zimmer. Als sich ihre Blicke dann begegneten, lachten sie beide über die gutgespielte Komödie.

Frieda betrachtete ihn mit zärtlichen Blicken und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Bruno —"

„Was denn, mein Schatz —"

„Ich bin sehr unruhig seit gestern."

„Und die Ursache?"

„Der Gedanke daran, daß ich dich für immer verlieren könnte. Ach —!"

Er verstand ihren langen Seufzer.

„Torheit, liebes Kind, dir deswegen das Leben schwer zu machen. Du weißt doch, wem mein Herz gehört. Man muß sich eben ins Unabänderliche fügen. Mir geht es, wie es tausend anderen Männern geht, die sich eine Frau zur Repräsentation nehmen und sich dadurch in ihren alten Gewohnheiten nicht stören lassen. Ich bin gezwungen, deine Stieftochter zu heiraten, um dich mir zu erhalten. Das ist sehr einfach. Ich erweise meiner Frau die Achtung einer Gattin und kehre stets zu meiner alten Liebe zurück — zu dir, mein Engel, den allein ich liebe!"

Während er ihren warmen, vor heißer Leidenschaft zitternden Körper ruhend an seiner Brust verspürte, empfand er eine Art teuflischer Genugtuung darüber, dieses schöne, liebeatmende Weib ganz in seinen Händen zu haben, binnen kurzem über sie, wie eine Leibeigene, verfügen zu können.

Klopfen an der Tür störte sie.

Die Zofe kam und meldete, daß das gnädige Fräulein sich entschuldigen lasse. Fräulein Fanny danke bestens für die Teilnahme Herrn Neukirchs, aber sie bitte den Herrn Assessor, am Nachmittag wieder mit vorzusprechen. Sie fühle sich außerordentlich angegriffen von der vergangenen Nacht.

„Sehen Sie, Herr Assessor, — ich habe es Ihnen vorher gesagt, sie ist wirklich sehr leidend," sagte Frieda mit gut geheuchelter Beherrschung; und zur Zofe gewandt: „Der Herr Assessor läßt nochmals bestens seine Empfehlung machen und wünscht seinem Fräulein Braut gute Besserung."

„Was sagst du nun?" fragte sie Neukirch, als sie wieder allein waren.

Er war sichtlich überrascht. Diese Abfertigung hatte er doch nicht erwartet. Jedenfalls steckte hinter dieser andauernden Unpäßlichkeit mehr als eine der vielen Launen, die er bei Fanny im Laufe der Zeit kennen gelernt hatte. Was sie nur gegen ihn haben mochte? Er schöpfte wieder den alten Verdacht, daß sie von seinem Verhältnis zu Frieda erfahren haben könne. In ihrer Ehre verletzte Weiber waren in ihrer Handlungsweise unberechenbar. Das wußte er aus eigener Erfahrung. Er entsann sich doch ganz deutlich, daß in den hinteren Räumen niemand anwesend war, daß er im Korridor keine Seele angetroffen, daß er die Tür nach seinem Eintritt zu Frieda fest ins Schloß gedrückt hatte. Geöffnet konnte sie also während seines Aufenthalts im Zimmer kein Mensch haben. Er hatte wenigstens nichts gehört. Und die ganze Gesellschaft befand sich in animiertester Stimmung in den vorderen Räumen.

„Dummheit!" sprach er halblaut vor sich hin.

„Was denn?" fragte Frieda.

„Es wäre eine ganz dumme Geschichte, wenn man uns beide —"

Er schämte sich doch, den Satz zu vollenden.

Sie wußte, was er sagen wollte. Eine brennende Röte stieg in ihr Gesicht, während sie die Augen niederschlug, sich abwandte und an das Fenster trat. um auf die Straße zu blicken.

Er hatte sie auf denselben Gedanken gebracht, der sie die ganze Nacht hindurch und während des Vormittags gequält hatte, aber sie schämte sich ebenfalls, es ihm nun einzugestehen. Fünf Minuten sprachen sie kein Wort, bis er es endlich an der Zeit fand, sie durch einige liebenswürdige Frivolitäten über das Peinliche des Gesprächs hinwegzusetzen und sich mit dem Bemerken zu verabschieden, daß sich jedenfalls bei seiner Wiederkehr herausstellen werde, wie sehr sie beide durch eine pure Mädchenlaune getäuscht worden seien und sich ganz unnötige Gewissensbisse gemacht hätten. Damit verließ er sie und gab ihr die Zuversicht wieder



Viertes Kapitel.

Na ja, meine liebe Frau Brause, man erlebt Wunderdinge," sagte die dicke Minna hinten in der Küche, indem sie auf ein paar Schnitten Brot, die für die Wäscherin bestimmt waren, die Butter dick aufstrich. „So, — und das hier nehmen Sie für Ihre Kinder mit nach Hause, es ist ein tüchtiges Stück Braten. Aber stecken Sie es nur schnell in die Tasche," fügte sie mit einem Blick auf die Türe hinzu. Man hörte das Knistern von Papier, mit dem sie nun eiligst die ansehnliche Portion leckerer Speise umhüllte.

„Sehen Sie nur, meine liebe Frau Brause, das, was da aufgebaut ist, hat man gestern abend übrig gelassen. Wenn mancher arme Mensch das nur hätte, er würde sich alle Finger darnach lecken, nicht wahr? Ich sage Ihnen, das war gestern eine Wirtschaft! Hundert Hände hätte man haben mögen, um es allen recht zu machen. Denken Sie nur, ganze fünfunddreißig Personen haben wir zu Tisch gehabt. Bis nach zwei Uhr hat der Skandal gedauert."

Die Zofe kam dann vergnügt herein. Die gnädige Frau sei ausgegangen, habe aber hinterlassen, daß um fünf Uhr erst diniert werden würde. Zwei Kuverts mehr sollten aufgelegt werden.

Gleich darauf ließ sich auch Olga sehen, die ebenfalls die Abwesenheit der Gnädigen benutzte, um die Reinigungsarbeiten in den Vorderräumen ruhen zu lassen und hier einen Abstecher zu machen.

Die Klatscherei war bald im Gange.

„Das gnädige Fräulein? Ja — hm —.“ Die Zofe, die darnach gefragt wurde, machte ein bedenkliches Gesicht. Dann zeigte sie ein Lächeln, das andeuten sollte, daß sie wie immer, so auch diesmal, in alle Geheimnisse des Hauses eingeweiht sei. Als sie bemerkte, daß die anderen sehr neugierig taten und die Wäscherin sich bis zu den Worten verstieg: „Ich glaube wohl, Fräulein Hedwig, daß Damen in Ihrer Vertrauensstellung so manches von den vornehmen Herrschaften erfahren, was unsereinem böhmische Dörfer sind,“ fühlte sie sich sehr geschmeichelt und nahm keinen Anstand, sich etwas mehr als sonst zur Frau Brause herabzulassen.

„Nun gibt's doch bald Hochzeit,“ meinte die Wäscherin.

„Natürlich“, bestätigte Minna. „Im Oktober verheiraten sie sich. Sie wollen ja da runter, wohin alle Herrschaften überhaupt ihre Hochzeitsreisen machen, nach Ditalien.“

„Italien“, verbesserte die Zofe mit dem Bemerken, daß sie, Hedwig, bereits einmal mit der Frau Geheimrat dort gewesen sei. Ein sehr vornehmer Herr, ein italienischer Graf, habe sie auf Schritt und Tritt verfolgt, sie könnte heute schon seine Frau sein und Diamanten tragen, aber sie habe sich nichts aus ihm gemacht, denn er sei ihr zu häßlich gewesen! S i e würde nie eine „Vernunftehe“ eingehen, sondern nur einen Herzensbund schließen, fügte sie mit angelernter Vornehmtuerei hinzu und warf den Kopf in den Nacken. Minna benutzte die Gelegenheit, um Frau Brause mit einem Fingerzeig nach der Stirn einen bedeutsamen Blick zuzuwerfen, woraus die Wäscherin entnahm, daß es mit Fräulein Hedwig nicht recht richtig im Kopfe sei.

Dann fuhr die wohlgenährte Köchin in ihrer unterbrochenen Rede fort: „Ja, ja, liebe Frau Brause. Mit den Herrschaften geht's schneller als mit anderen Leuten. Da klippt und klappt allens.“

„Manchmal auch nicht,“ fiel die Zofe wieder ein, „es hat schon viele Verlobungen in der Welt gegeben, auf welche die Hochzeiten niemals gefolgt sind.“

„Das kann doch auf unser gnädiges Fräulein niemals passen.“

„Wer weiß auch —"

„Sooo —?" Die Wäscherin machte ein ganz entsetztes Gesicht und schlug die Hände zusammen, während die gute Minna plötzlich so tat, als hätte sie alles bereits vorausgesehen. Es war das eine Angewohnheit, von der sie in Gegenwart der Zofe, sobald es sich um häusliche Angelegenheiten handelte, niemals lassen konnte.

Sie habe längst untrügliche Anzeichen für einen Familienskandal gehabt, meinte die dicke Köchin; sie habe es aber vorgezogen, sich nie den Mund zu verbrennen. Fräulein Fanny sei ihr schon längst verändert vorgekommen, aber jedenfalls wollte das arme Kind jedes Opfer bringen. Schon um der Mama willen, die von jeher ganz entzückt von Herrn Neukirch gewesen sei! Aber die Umwandlung habe doch nicht ausbleiben können. Der Herr Assessor sei überall als ein Generalbummler bekannt. Na, — und was seine Moral anbetreffe, so erzähle man sich ganz allerliebste Sachen darüber. Jedes dritte Frauenzimmer kenne er, kein hübsches Dienstmädchen sei vor ihm sicher. Man möge nur Olga fragen, die habe in der letzten Nacht ganz Erbauliches mit ihm erlebt. Er sei kein Mensch mehr gewesen. Vollgetrunken wie ein Igel habe er sich, um sich nachher auf ganz unanständige Art und Weise zu übergeben. Sei da wohl Aussicht, daß der sich in der Ehe jemals bessern würde? Sie sei gewiß ein rechtlich denkendes Geschöpf, das niemandem Übles nachreden wolle, aber es habe sie schon lange innerlich gewurmt, daß das einzige Kind des verstorbenen Geheimrats, Gott möge ihn selig ruhen lassen, Zeit seines Lebens an solch einen Mann gefesselt sein sollte."

„So, nun ist's runter von der Leber," beschloß sie atemlos. „Und wenn ich auf der Stelle um meinen Dienst kommen sollte, ich würde es der Frau Geheimrat ins Gesicht sagen, meine liebe Frau Brause."

Nach einer Pause, während der sie nach Luft schnappte, fuhr sie in ihren Ereiferungen fort. Alle Frauensleute seien zu bedauern, die nicht Vorsicht einem Manne gegenüber gebrauchten. Ihr solle so einer kommen, na —! Die Pantomime

mit der großen geröteten Hand, die gespreizt durch die Luft fuhr, ließ den fehlenden Schluß des Satzes erraten.

„Dieser eine kommt ja gar nicht bei Ihnen," fiel die Zofe spöttisch ein, um die Köchin zu ärgern.

Dieser Hinweis auf den größten Kummer ihres Lebens verletzte die gute Minna immer. Eigentlich war es ja wahr, was das hochmütige Frauenzimmer da eben behauptete, aber deshalb brauchte es sich noch nicht das Recht zu nehmen, sich darüber lustig zu machen. Wenn dieses Männerpack schon einmal so schlecht war, niemals einzusehen, was für einen guten Griff man machen würde, wenn man eine so überaus tüchtige, in der Wirtschaft erfahrene Köchin, die sich des Besitzes zweier Sparkassenbücher im Werte von über sechshundert Taler zu erfreuen hatte, zum Standesamt führte, so konnte sie, Fräulein Minna Kohl, genannt Niedlich, von der der selige Herr Geheimrat bereits vor fünfzehn Jahren behauptet hatte, sie sähe trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren aus, wahrhaftig nichts dafür. Konnte sie wohl eine Ahnung davon haben, daß auch der letzte ihrer Anbeter, dieser saubere Herr Gefreite von der Artillerie, der für ewig in ihren Fesseln zu schmachten schien, sich ebenfalls nur als ein würdiger Nachfolger seiner drei Vorgänger entpuppen würde? Und gerade ihn hatte sie mehr als alle anderen in ihr Herz geschlossen gehabt! Wie süß hatte er nicht geschmeichelt, wie oft hatte er ihr nicht ewige Treue geschworen, wenn er mit hungrigem Magen zu ihr kam, sich dick und fett aß und mit gefüllten Taschen, schon an der Türe, sie noch sein süßes geliebtes Täubchen genannt hatte, das er heimzuführen gedenke, sobald er nur erst die Tressen an seinem Rockkragen tragen werde. Was waren das nicht für herrliche Luftschlösser gewesen, die sie im Schmollwinkel der Küche oder im Schattenzauber des Torweges und der Treppenflure gebaut hatten, — Luftschlösser, in deren zauberischen Glanz abwechselnd ein wohleingerichteter Budikerkeller, ein flottgehender Gemüsehandel, eine knarrende, ewig sich bewegende Drehrolle aufgetaucht waren. Wie oft hatte sie nicht das Bier und Abendbrot im fern gelegenen Moabit und im nahen Schöneberg

für diesen feurigen Kanonenhelden bezahlt, wenn sie sich selig mit ihm nach den Klängen von Polka und Walzer im Kreise gedreht hatte und im Innern den Wunsch hegte, so mit ihm auf der Stelle durchs ganze Leben zu tänzeln. O, und was für Freiheiten hatte sie diesem schändlichen Menschen gestattet, — ihm, der ihr Keuschheitsgefühl durch süßkosende Worte über ihre Reize siegreich zu bekämpfen wußte! Und doch war er abgeschnappt, als er sich eines Tages die goldenen Tressen geholt hatte.

Fräulein Minna Kohl, genannt Niedlich, wäre in dieser einen Minute allerflüchtigster Erinnerung nahe daran gewesen, Tränen der Scham und der Reue in ihren Augen zu zeigen, wenn ihr nicht plötzlich die zehn Taler eingefallen wären, um welche dieser Schlingel von Poussеur sie noch kurz vor dem Einstellen seiner Besuche gebracht hatte. Zuerst wollte sie ihn deshalb bei seinen Vorgesetzten anzeigen, schließlich aber hatte ihre unvergleichliche Gutmütigkeit gesiegt. Man konnte doch auch nicht wissen, auf welche Art sich so ein Bursche rächte; ob er nicht an die Gnädige Briefe schrieb, deren Inhalt sich um die reichgefüllte Speisekammer des Hauses drehte. Den Schmerz um den Verlust des Geldes vermochte sie jedoch niemals ganz zu überwinden; er artete in innere Wut aus, sobald die Gelegenheit ihn neu entfachte. Und nun hatte diese Person da vor ihr sich herausgenommen, sie ziemlich direkt, obendrein in hämischer Weise, daran zu erinnern? Mit so etwas sollte man ihr nicht kommen, da hörte bei ihr die Gemütlichkeit auf!

Fräulein Minna zeigte den Anwesenden plötzlich ein verändertes Gesicht. Sie stemmte die entblößten fleischigen Unterarme gegen die Hüften und stellte sich mit einer so plötzlichen heftigen Wendung vor die Zofe hin, daß diese zusammenschrak und einen Schritt zurückwich.

Und die aufs tiefste gekränkte, dicke Köchin ließ ihrem Zorn die Zügel schießen.

„I, was Sie sagen! Sehen Sie mal an! Ist er vielleicht bei Ihnen schon gekommen!? Denken Sie vielleicht, man glaube Ihnen ein Wort von Ihrer Geschichte mit dem Ditaliener-

grafen? Man ist doch nicht aus Dummsdorf. Ein ganz gewöhnlicher Lakai war dieser sogenannte Herr Graf, ein ganz ordinärer Lakai, der seinen Herrn gründlich bestohlen hatte. Haben Sie verstanden, Sie neugierige Papierkorbdurchsucherin? Die gnädige Frau hat mir's selbst erzählt, als sie ihre gute Laune hatte."

Die Zofe war bei diesem ganz unerwarteten Ausbruch der tief gekränkten Beherrscherin der Küche so erstaunt, daß sie zuerst kein Wort zu erwidern vermochte. Mit bleichem Gesicht und halb geöffnetem Munde stand sie vor der empörten Minna. Endlich preßte sie hervor: „Was erlauben Sie sich da herauszunehmen gegen mich? Sie, das Dienstmädchen hier im Hause, gegen die Zofe der gnädigen Frau!"

Die Köchin unterbrach sie sofort: „Ach was, Zofe hin, Zofe her,— hier ist von gar keinem Herausnehmen die Rede. Bediensteter bleibt Bediensteter, ob zwischen den Kochtöpfen oder zwischen den Kleidern der gnädigen Herrschaft, das bleibt sich ganz egal. Hier hat jeder nur seine Pflicht zu erfüllen und sich nicht um die Familienverhältnisse eines anderen zu bekümmern."

„Familienverhältnisse?" höhnte die Zofe, und brach nun in ein lautes Lachen aus. „O, das ist köstlich! Bereits eine ganze Familie von Liebhabern haben Sie gehabt. Da haben Sie recht." Nach diesen Worten drehte sie sich förmlich im Kreise, um ihre gute Laune zu beweisen.

Nun drohte der Zank ernstliche Folgen anzunehmen. Die Köchin zitterte am ganzen Leibe. Es schien, als wollte sie sich auf Fräulein Hedwig stürzen, um diese ganz gehörig zu bearbeiten. Sie ließ ihre Blicke in der Küche herumschweifen, als suchte sie nach einer Waffe.

Die Waschfrau war starr vor Entsetzen. Sie kannte die dicke Minna nun bereits seit dreizehn Jahren, konnte sich aber nicht entsinnen, sie jemals in solcher Aufregung gesehen zu haben. Überdies mischte sie, Frau Brause, sich nicht gerne in Angelegenheiten, die sie nichts angingen und von denen sie keinen Vorteil hatte. Am Ende fragte man sie gar um ihre Meinung und rief sie als Zeugin an. Sie hatte aber nicht

die geringste Lust, es mit einer Partei zu verderben. Der dicken Minna hatte sie manches Freibeutergut zu verdanken; die Zofe aber konnte sie bei der Frau Geheimrat gehörig verklatschen und sie um ihre Beschäftigung in diesem Hause bringen. Es war also das beste, sie wusch ihre Hände in Unschuld und verschwand beizeiten.

„Herr Gott,“ sagte sie plötzlich, „ich vergesse ganz das Feuer unten im Keller.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich eilig.

Als einzige Zeugin blieb also nur Olga zurück. Sie hatte während des ganzen Streites kein einziges Wort gesagt. Im Innern hatte sie sich darüber geärgert, als man über den Assessor herzuziehen begann. Alles übrige sollte sie auch nichts angehen. O, wenn die anderen nur in Erfahrung gebracht hätten, was sie wußte! Jedenfalls hätte man sie darum beneidet, so in das Vertrauen dieses Herrn gezogen worden zu sein. Aber sie wollte sich schön hüten, etwas davon auszuplaudern. Wer so viel Geld für Verschwiegenheit übrig hatte wie Herr Neukirch, dessen Gunst mußte man sich zu erhalten suchen.

Gewiß war das nur ganz gewöhnliches Geschwätz, mit dem die gute Minna ihrem Unmut über einen leichtsinnigen Mann, wie es der Herr Assessor war, Ausdruck gab. Im Grunde genommen meinte es das alte Mädchen doch nur gut mit ihrer Herrschaft; dafür war sie bekannt. Nun begann sich Olga außerordentlich über das resolute Auftreten ihrer Freundin zu amüsieren. Dieses hochmütige Frauenzimmer, das als Zofe beinahe mehr im Hause herrschen wollte als die gnädige Frau selbst, hatte längst eine derartige, derbe Lektion verdient; schon um ihret-, Olgas wegen, die es noch nicht vergessen hatte, wie schlecht sie von ihr behandelt worden war. Aber auch in diesem Falle war es wohl das Gescheiteste, kein Wort zu sagen und nur still zuzuhören. Minna würde gewiß ganz allein mit der Zofe fertig werden; man brauchte bloß einen Blick auf ihre vollen, bäuerisch-starken Arme zu werfen, um davon überzeugt zu sein.

Fräulein Hedwig zeigte durchaus keine Furcht; sie wußte längst, daß Neukirch der Frau Geheimrat nicht nur als

zukünftiger Schwiegersohn gegenüberstand. Wenn man Zofe einer solchen Dame ist, dann kommt man bald hinter die geheimsten Schliche. Was man weiß, das weiß man eben. Eines Tages findet sich doch Gelegenheit, vortrefflich Kapital daraus zu schlagen. Wenn sie der gnädigen Frau einfach berichtete, was dieser Küchendragoner soeben über den Assessor gesagt hatte, so verdiente sie sich gewiß nur ihren Dank. Das Mädchen würde entlassen werden. Das sollte ihr Trumpf sein.

Sie lachte spöttisch weiter, als wollte sie ihre Gegnerin noch zu größerer Wut herausfordern; dann sagte sie: „Wie Sie mir vorkommen! Tun Sie doch nicht so, als wollten Sie mich auffressen. Auf einen groben Klotz gehört immer ein grober Keil. Es ist schlimm, wenn gewisse Menschen die Wahrheit nicht vertragen können. Du lieber Himmel, das weiß ja das ganze Haus, daß Sie bereits fünf Liebhaber gehabt haben, von denen kein einziger zum Schluß anbeißen wollte. Daß Sie sich darüber so haben. Bei dem sechsten werden Sie sich gewiß bequemen müssen, ihn wo anders zu empfangen, als in diesem Hause. Denn daß die gnädige Frau solche Leute nicht mehr im Dienst behalten wird, die so nichtswürdige Dinge über den Herrn Assessor sprechen, ist doch sonnenklar."

Sie wußte, der Hieb hatte gesessen; ein Blick auf das Gesicht der dicken Minna hatte es ihr gesagt. Die Köchin stand starr wie eine Bildsäule da. So etwas von niedriger Gesinnung, von Hinterlist und Heuchelei war ihr noch nicht vorgekommen. Man redete, wenn man untereinander war, manchmal ein Wort zuviel, aber man tat es im Eifer um die gute Sache und unter der Voraussetzung, daß sich nicht gleich eine elende Kreatur finden würde, welche aus einem Floh einen Elefanten machte und brühwarm das Gehörte an die große Glocke hängt.

O, das war so eine Kreatur, die da vor ihr stand und sie ins Gesicht hinein verhöhnte. Aber sie wollte ihr doch dieses Lächeln gehörig versalzen. Bis in die Zähne hinein! Dieses verlogene Frauenzimmer sollte gewiß nicht das zweitemal eine derartige Posse mit ihr aufgeführt haben. Wenn sie schon einmal, was nun in Aussicht stand, durch nichtswürdige

Verdrehung von Worten, die gar nicht so schlimm gemeint waren, das Haus verlassen mußte, in dem sie fünfzehn lange Jahre treu und in Ehren gedient hatte, so sollte es auch mit einem Siegesmarsch geschehen.

Blitzschnell hatte sie einen Teppichausklopfer von der Wand gerissen und fuhr nun der Zofe damit ins Gesicht, so daß diese laut aufschrie. Ein zweiter, leiser Schrei kam von den Lippen Olgas.

„Ich werde Ihnen das anstreichen! ... Sie sollen nicht noch einmal den Jesuwiten herausbeißen! ... Sie sollen zeitlebens an mich denken!“

Und während die Köchin das sagte, ließ sie Schlag für Schlag auf den Kopf des Fräulein Hedwig niedersausen.

Olga empfand nicht das geringste Bedürfnis, die beiden zu trennen. Die Plötzlichkeit des Angreifens Minnas hatte sie auch so überrascht, daß sie im Augenblick nur ihre Augen gebrauchen konnte. Auch der Zofe war der Angriff so unverhofft gekommen, daß sie sich nicht sofort zu wehren vermochte, sondern nur Zeit fand, nach dem ersten Schlage das Gesicht mit den Händen zu bedecken und der Köchin den Rücken zuzukehren. Dabei rief sie mehrmals: „Werden Sie aufhören?! ... Fräulein Olga, reißen Sie die Verrückte zurück! ... Rufen Sie Fräulein Fanny!“

„Ich werde Ihnen zeigen, wer verrückt ist, Sie eingebildete Liese Sie!“

Der dicken Minna wurde nun das Handhaben des Klopfers sehr unbequem; sie warf ihn von sich und begann ganz energisch ihre Hände zu gebrauchen. Wenn zwei Frauenzimmer so dicht aneinander geraten, dann ist es ganz natürlich, daß man zuerst darnach trachtet, sich gegenseitig ganz gehörig die Frisur in Unordnung zu bringen. Die Stirnlocken Fräulein Hedwigs luden förmlich dazu ein, in ihnen einmal tüchtig zu wühlen. Die Finger der dicken Köchin nahmen diese Beschäftigung auch vortrefflich in Angriff.

Es war gerade kein schöner Anblick, das untersetzt gebaute, fette Küchenmädchen in einer solchen kannibalischen Art mit der schlanken, schwächlich gebauten Zofe verfahren zu sehen;

aber die keine Grenzen nehmende Wut der Beleidigten schien das entschuldigen zu müssen.

„So, — das soll Ihnen bekommen, Sie werden sich wohl nicht mehr um ungelegte Eier bekümmern ... Plärren Sie nur! Das ganze Haus mag es hören, wie man so ein sauberes Ding behandelt ... Was, Sie kratzen? Die falsche Katze zeigt ihre Krallen. O, das kommt mir schon recht!"

Die Köchin trommelte nun mit der rechten Faust auf den Kopf der Zofe, während die linke nach ihrem Gesicht griff. Fräulein Hedwig schrie laut und schmerzvoll auf. Ein langer blutiger Riß zeigte sich auf ihrer zarten Wange: die Fingernägel der dicken Minna hatten ihre weiße Haut etwas zu unsanft berührt. Nach diesem lauten Aufschrei brach die Zofe in ein sehr unschön klingendes Weinen aus. Sie betrachtete sich augenscheinlich als bezwungen, denn sie ließ ihre Arme sinken und gab sich ganz widerstandslos den Angriffen ihrer Gegnerin preis.

Olga vermochte das nicht mehr ruhig mit anzusehen. Sie hatte bereits die oberen Küchenfenster geschlossen, nachdem sich, durch den Skandal aufmerksam gemacht, an den Fenstern im Hofe neugierige Köpfe gezeigt hatten. So mischte sie sich denn in den Streit, um die Kämpfenden zu trennen.

Es sei nun genug, meinte sie. Die Leute im Hause würden schon aufmerksam; man brauche sich nicht gleich einer Lappalie wegen die Fensterladen gegenseitig blau anzustreichen und sich blutige Denkmünzen ins Gesicht zu hängen. Übrigens solle man bedenken, daß das gnädige Fräulein auf ihrem Zimmer sei und sich nicht aufregen dürfe. Es werde schon genug Donnerwetter abgeben, wenn die Frau Geheimrat von dem Skandal erfahre.

Es gelang ihr denn auch, Minna zu besänftigen und sie von ihrem Opfer loszureißen. Während die Köchin noch immer brummend und schimpfend die Geneigtheit zeigte, Fräulein Hedwig aufs neue zu einer reizbaren Antwort herauszufordern, zog diese es vor, darauf nicht zu antworten. Sie heulte ruhig weiter und ließ sich halbgeknickt auf einen Schemel nieder, um Blut und Tränen vom Gesicht zu trocknen. Die blüten-

weiße Latzschürze hatte sich rot gefärbt. Olga empfand nun Mitleid mit ihr; da sie keinen Menschen gern weinen sah, versuchte sie, die Zofe zu beruhigen. Fräulein Hedwig möge sich vorerst nur das Gesicht waschen und auf den Riß etwas englisches Pflaster legen, dann auf ihr Zimmer gehen, um das Haar zu ordnen und eine reine Schürze vorzubinden. Der Schaden sei nicht so schlimm, als man glaube. Wenn dann schließlich noch mit ein wenig Puder im Gesicht nachgeholfen werde, bemerke kein Mensch die kleine Verwundung. In ihrer Gutmütigkeit ging sie so weit, das Geschäft des Reinigens selbst zu besorgen. Sie nahm Waschbecken und Schwamm und wischte teilnahmsvoll das tröpfelnde Blut vom Antlitz der Zofe. Diese bedankte sich, während Minna bei der Verrichtung des Samariterdienstes große Augen machte, aber nichts sagte, weil sie Olgas Selbstlosigkeit kannte.

Als Fräulein Hedwig sich einigermaßen erholt und ihr Weinen eingestellt hatte, machte Olga einen Versuch, die beiden Feindinnen wieder zu versöhnen.

Du lieber Himmel, — Streitigkeiten kämen ja überall einmal vor, nicht nur zwischen Dienstboten, sondern auch zwischen ganz anderen Leuten. Man möge sich nur getrost die Hände reichen und dann so tun, als sei nichts Böses vorgefallen. Dann bleibe alles beim alten. Fräulein Hedwig werde gewiß eingestehen, daß sie es mit ihren Worten durchaus nicht so bös gemeint habe, und Fräulein Minna werde desgleichen tun. Man solle sich gegenseitig die Versicherung geben, daß eins dem anderen nichts nachtragen werde. Fräulein Hedwig würde dann auch so vernünftig sein, einzusehen, daß manches Wort, das sie hier unter sich sprächen, durchaus nicht für das Ohr der Herrschaft geschaffen sei. Sie würden dann alle zusammen nach wie vor wieder in Frieden leben.

Die dicke Köchin wollte aber davon nichts wissen. „Nie im Leben!“ sagte sie.

Die Zofe hatte ihre alte Zuversicht bekommen. Sie zog verächtlich die Achseln und stand auf, um die Küche zu verlassen. An der Tür drehte sie sich noch einmal um. Sie werde schon wissen, was sie zu tun habe, rief sie. „Man“ möge

nur immer anfangen, seine Sachen zu packen. Damit verschwand sie.

Minna meinte, Olga werde doch nun einsehen, daß diese hinterlistige Kreatur noch lange nicht genug bekommen habe.

Das Stubenmädchen hatte keine Zeit mehr, sich darüber noch in langen Auseinandersetzungen einzulassen, denn an der Tür, die nach der Hintertreppe hinausführte, hatte es leise geklopft. Gleich darauf steckte Paulus Liese seinen Kopf durch die Spalte und fragte in sehr bescheidenem Tone nach „Fräulein Olga Braun". Das Pärchen zog es vor, auf dem Flur seine Zärtlichkeiten auszutauschen.

Als die alte Köchin allein war, empfand sie erst, was für dumme Geschichten sie angerichtet hatte. Es war ihr zum erstenmal passiert, daß sie, die sich verwachsen fühlte mit diesem Hause und in Ruh und Frieden mit jedermann gelebt hatte, zur Selbsthilfe greifen mußte. Sie fühlte sich plötzlich verlassen und entmutigt. Eine Unlust, irgend eine Beschäftigung zu verrichten, überkam sie. Sie setzte sich im äußersten Winkel der Küche auf eine Fußbank, legte die gefalteten Hände in den Schoß und starrte vor sich hin. Dabei wurden ihre Augen naß, rollten große Tränen über ihre wohlgenährten Wangen. — —

Fanny von Setzen befand sich in einer ähnlichen Verfassung wie die Köchin, nur daß die Spur der letzten Träne bereits von ihrem Gesicht verwischt war. Der abermalige Besuch Margarete von Lamberts hatte sie dazu genötigt, äußerlich gefaßt zu erscheinen, während es in ihrem Innern brandete und tobte. In ihrer entsetzlichen Verfassung seit der vergangenen Nacht, war sie nahe daran gewesen, sich ihrer oft verlästerten Jugendfreundin ganz anzuvertrauen. Aber die Scham und der Gedanke an die eigene Erniedrigung hatten sie davon abgehalten.

Seit fünf Minuten hatte Margarete sie verlassen. Und nun lag sie, ohne Toilette gemacht zu haben, mit offenen Augen auf der Chaiselongue und brütete vor sich hin, ohne zu wissen, was sie beginnen solle. Der Mann, der sie so gemein betrügen konnte, war derselbe, den sie leidenschaftlich liebte, dem sie fürs ganze Leben gehören sollte; und das Weib, das

teil an seiner Schuld nahm und das sie als Nebenbuhlerin zu hassen berechtigt war, war ihre eigene Stiefmutter, dieselbe Frau, mit der sie seit ihrer Kindheit unter einem Dache lebte, der sie ihre Erziehung zu verdanken hatte. Das war gerade genug, um ihr den Verstand zu rauben. Aber sie war trotz alledem vernünftig geblieben; nur an ihren Schläfen hämmerte es heiß, und an ihrer Herzwand schlug es dumpf und rasend schnell. In den qualvollen Nachtstunden, als sie sich ruhelos auf ihrem Lager wand, war es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen. Es wurde ihr klar: sicher trieb man bereits seit Monaten das nichtswürdige Spiel hinter ihrem Rücken. Dann, ruhiger geworden, war sie geneigt, ihren Verlobten von aller Schuld zu entlasten, ihre von Haß und Verachtung zusammengesetzte Anklage allein gegen die Stiefmutter zu richten. Mitten in der Nacht, als Folterqualen ihre Seele durchzogen, war sie von ihrem Lager aufgesprungen, um Auge in Auge Frieda zur Rechenschaft zu ziehen. Sie hatte sich bereits an der Türe befunden, als Kraft und Wille sie wieder verließen. Ihre Mädchenscheu hatte gesiegt.

Nun war die Nacht mit ihren Qualen vorüber, und der Tag sah sie in derselben, dem Irrsinn nahen Verfassung. Selbstmordgedanken waren bei ihr aufgetaucht, verschwanden aber ebenso rasch; denn sie war jung und hing mit vollen Zügen am Leben. Und wenn sie weiter nichts aufrecht erhalten hätte, so wäre es die Rachsucht gewesen, die sie antrieb, den Kampf mit ihrer Stiefmutter aufzunehmen. Jene starrköpfige, kaltherzige Selbstsucht, die als Kind schon den Grundzug ihres Wesens bildete, kam schließlich zum Durchbruch. Die bösen Gedanken begannen sie zu beherrschen, um schließlich wieder einem wehmütigen Gefühl Platz zu machen und sie aus einer Stimmung in die andere zu bringen. Ihr gegenüber an der Wand hing das Bild ihres verstorbenen Vaters, des Geheimrats. Es erschien ihr wie ein Trost, wie die einzige schlichte Wahrheit in dieser Umgebung inmitten von Heuchelei, Glanz und Lüge.

Sie stand auf und betrachtete das Bild lange mit gefalteten Händen; nahm es dann herab, um es mit weinenden Augen zu küssen. Das tat ihr wohl. Es kam über sie wie eine

Stärkung, die ihr neue Kraft und neues Leben für die Zukunft gab. Sie wurde merkwürdig ruhig und gefaßt und begann allen Ernstes einen Plan für den bevorstehenden Kampf zu entwerfen.

Bis in den Nachmittag hinein hielt sie sich eingeschlossen, denn sie fürchtete sich vor dem Augenblick, wo sie der Stiefmutter gegenüber treten würde, zitterte noch mehr vor der Minute, die Neukirchs Besuch bringen würde. Dann kam sie zu dem Entschluß, sich krank zu stellen, um sich mit dieser Notlüge über die eigentliche Ursache ihres Zustandes hinwegzuhelfen. So gelang es ihr denn, besonders Frieda zu täuschen. Die Teilnahme an ihrem Befinden freute sie sehr. Besonders der Besuch der Geschwister Lambert tat ihr wohl. Margarete durfte sich denn auch schmeicheln, allein bei ihr vorgelassen zu werden. An Otto hatte sie die herzlichsten Grüße ausrichten lassen. Der Gedanke an ihn erregte sie. Sie wußte, wie wenig gleichgültig sie ihm auch jetzt noch war, wo er sie bereits für sich verloren glaubte. Sie mußte plötzlich Vergleiche zwischen seinem geraden männlich-aufrichtigen Charakter und dem schwankenden, zersetzten ihres Verlobten anstellen. Wenn sie Lambert nur den geringsten Beweis einer Gegenliebe bringen würde, er läge gewiß zu ihren Füßen. Der Gedanke daran schmeichelte ihr plötzlich ganz außerordentlich. Jetzt, wo sie sich so schmählich verraten glaubte, hätte sie es als eine teuflische Genugtuung empfunden, einen anderen, der sie liebte, das fühlen zu lassen, was man sie fühlen ließ. Wie, wenn sie plötzlich äußerlich eine Wandlung ihrer Gefühle eintreten ließe, wenn sie Lambert in der letzten Stunde noch irdendwelche Hoffnung gäbe, ihm ihr Unglück verständlich machte, die beiden Männer gegeneinander hetzte?

Dann kam Neukirch, und sie verleugnete sich.

Nun, da sie ihn in der Nähe der verhaßten Stiefmutter wußte, empfand sie erst, wie sehr sie ihn liebte, denn nun lockte quälende Eifersucht zur Unbesonnenheit. Sie konnte nicht hören, was die beiden sprachen, sah ihre Blicke nicht, wußte nicht, was sie taten. Lange hielt sie die Folter nicht aus. Leise schlich sie hinaus. Die Zimmer waren leer, die Tür zum

Empfangssalon war geschlossen. Von fieberhafter Unruhe getrieben, totenbleich vor Aufregung, schlich sie bis an die Portiere und lauschte. Sie erkannte die Stimmen Friedas und Neukirchs, vernahm aber nicht, was sie sprachen. Schon hatte sie die Hand auf die Türklinke gelegt, um beide aufs neue zu überraschen, diesmal mit dem ganzen Zorn ihrer Entrüstung, als sie durch ein Geräusch, das vom hinteren Korridor kam, erschreckt wurde. Wie eine Diebin machte sie kehrt und ging eiligst in ihr Zimmer zurück, um schluchzend weiter zu harren.

Nach einer Weile klingelte sie nach Olga, die ihr berichtete, daß Neukirch sich nicht lange aufgehalten habe und daß ihre Stiefmutter zum Ausgehen Toilette mache.

Zum Glück ließ Frieda durch die Zofe Adieu sagen: Sie habe es sehr eilig und wolle Fanny nicht stören, würde aber bald wieder zurück sein.

Diese Gleichgültigkeit war Fanny heute sehr willkommen. Es lagen also noch Stunden dazwischen, bis Neukirch wieder eintraf und sie die Maske fallen lassen mußte. Nun war sie also allein. Rasch machte sie Toilette und begab sich in die Salons.

Obwohl draußen warmer Sonnenschein lag, erschienen ihr die Räume kalt und öde. Der Glanz starrte sie an, als enthielte er eine plötzliche Umwandlung ihres Lebens, als würde sie sich in ihm nicht mehr wohlfühlen können. Aus jedem Winkel, aus jeder Falte von Seide und Damast blickte ihr die hohle Lüge entgegen. Was waren ihr nun Wohlleben und Reichtum, um die man sie so oft beneidet hatte! Mit Macht kam es ihr zum Bewußtsein, daß das Glück des Lebens doch wohl in etwas anderem bestehen müsse, als nur im sorgenlosen Dasein.

Niemals hätte sie geglaubt, daß man sich in solcher Umgebung so einsam und verlassen vorkommen könne. Als ihr Auge irrend im Kreise ging, blieb es auf dem großen Porträtbild ihrer längst entschlafenen Mutter haften. Wenn die gewußt hätte, wie es ihrer Tochter dereinst ergehen würde! Wie oft war sie an dem Porträt vorübergegangen, ohne mehr als flüchtig emporzuschauen. Jetzt war es ihr, als gewönnen

die Züge Leben, als spräche etwas aus ihnen, was sie nie zuvor herausgelesen hatte: Trost im Unglück, die Kraft, das Herbste mit Standhaftigkeit zu ertragen. Sie bekam die Vision, als öffneten sich die Lippen des Bildes und als vernähme sie die Worte: „Fasse dich, mein Kind, meine Liebe ist dir nahe, wenn auch die Hülle längst in Staub zerfallen ist."

Mit gefalteten Händen stand Fanny vor dem Bilde, helle Tränen rannen ihr über die Wangen. In dieser grenzenlosen Verlassenheit wünschte sie sich ein Wesen, das Anteil an ihrem Leid genommen hätte, dem sie sich rückhaltlos hätte anvertrauen können. Wie gebrochen ging sie aus einem Zimmer ins andere. Schon wollte sie wieder ihr Zimmer aufsuchen, als ihr einfiel, einen Blick in die Küche zu werfen, um Olga einen Auftrag zu geben. In der Ecke saß immer noch Minna und weinte still in die blaugestreifte Schürze hinein.

Noch niemals hatte Fanny das alte Dienstmädchen in einer derartigen Verfassung gesehen.

„Weshalb weinst du denn, Minna?" fragte sie teilnahmsvoll.

Die Köchin verschluckte noch ein paar Tränen und erhob sich respektvoll.

Diese nun große Dame, die sie als Kind auf dem Arm getragen hatte, konnte sich noch der Zeit erinnern, wo es anders in diesem Hause herging. Damals war sie zwar eine wilde Range, die wie alle verzogenen Kinder ihre Fehler hatte, aber auf ihre Minna hatte sie nie etwas kommen lassen. Wie so manchen Gefallen hatte man ihr getan, wenn sie pfiffig und aufhorchend in die Küche kam, um sich Rat von einem Dienstboten zu holen. O, die Lehrer an der höheren Töchterschule hätten das nur hören sollen, sie wären erstaunt gewesen über diese Aufklärungssucht. So erschien es Minna ganz natürlich, daß das Fräulein eines Tages diese alte Freundschaft wieder anknüpfen würde. Es war ihr nun eine gewisse Beruhigung, derjenigen ihr Leid zu klagen, um deren willen sie sich hatte hinreißen lassen, an Neukirch kein gutes Haar zu lassen. Ein plötzlicher Heldenmut kam über sie, der armen Betrogenen nichts zu verschweigen.

„Oh, Fräulein, nun ist alles aus zwischen uns, aber ich habe das nicht verdient.“

„Aber was ist denn passiert, Minna? Fasse dich nur erst und dann erzähle mir dein Unglück.“

Minna begann zu berichten. Das gnädige Fräulein möge es ihr nicht übel nehmen, wenn sie frei von der Leber rede, aber sie könne nun einmal nicht dafür, wenn sie so spreche, wie ihr der Schnabel gewachsen sei.

Zuerst kam sie auf ihre Liebesverhältnisse zu sprechen.

„Nicht wahr, dazu gehört doch nicht viel, ein armes Dienstmädchen zu betören, ihm erst goße Versprechungen zu machen und es nachher ganz gehörig sitzen zu lassen.“

Könne wohl ein Frauenzimmer es einem Mann immer an der Nase ansehen, was für ein Windbeutel sich hinter ihm verstecke. Sie sei in einer unglücklichen Stunde geboren, das sehe sie jetzt ein. Aber verulken lasse sie sich nicht, obendrein von einer Zofe.

„Nun muß ich ziehen, dagegen ist nichts zu machen. Und ich werde ziehen, — ganz natürlich! In die weite, weite Welt werde ich gehen, denn in Berlin will ich nicht mehr bleiben. Ich halte es hier nicht länger aus, wo man mir so mitgespielt hat. Aber weshalb bin ich immer ein so gutmütiges Schaf gewesen.“

Plötzlich ergriff sie die beiden Hände ihrer jungen Herrin und sagte flehend wie ein Kind: „Nicht wahr, Fräulein Fanny, ich habe doch immer meine Schuldigkeit getan. Sie werden mir doch nicht böse sein, wenn ich so über Ihren Herrn Bräutigam gesprochen habe. Ich habe es doch nur gut gemeint, es geschah nur in der Hitze und aus Wut gegen alle Mannsleute.“

Die dicke Köchin wiederholte nun, was sie gesagt hatte.

Schließlich saßen sich Herrin und Dienstbote wie zwei Vertraute gegenüber. Fanny hörte sie ruhig an. Eine seltsame Regung beschlich sie. Sie empfand plötzlich, daß sie diesem alten Geschöpf menschlich näher gerückt war, daß in diesen seltsamen, aber treuherzigen Klageausbrüchen eine Widerspiegelung ihres eigenen Leides lag, dem sie sich nicht verschließen konnte.

Und so hatte sie nur sanfte Worte bereit.

„Es war unrecht von dir, in solcher Weise über Herrn Assessor Neukirch zu sprechen, aber ich will es dir verzeihen. Denn gewiß hast du nur nachgeredet, was verleumderische Menschen dir vorgeschwatzt haben. Es ist kein wahres Wort daran. Ich will hoffen, daß du dir niemals mehr erlaubst, in Gegenwart anderer ähnliches zu sagen. Tröste dich nur und tue ruhig deine Arbeit wie bisher. Ich verspreche dir, dafür zu sorgen, daß du auch fernerhin deinen Dienst bei uns behalten wirst."

„O gnädiges Fräulein, wie gut Sie sind!"

Minna wollte ihr die Hand küssen, aber Fanny verließ rasch die Küche.

Also die Dienstboten sprachen bereits wegwerfend über den Mann, dessen Frau sie werden sollte und den sie obendrein liebte. Ja, daß sie ihn trotz aller seiner Schwächen noch liebte, das empfand sie jetzt mehr als zuvor. Schließlich aber durfte man einen solchen Hintertreppenklatsch nicht so ernst nehmen. Sie überlegte nun, was sie tun solle. Verleugnen durfte sie sich am Nachmittage nicht mehr lassen. So nahm sie sich vor, die liebenswürdige Braut und gehorsame Stieftochter weiter zu spielen, um ihre Beobachtungen fortzusetzen.

Damit sie ihre Rolle besser durchführen könne, wollte sie mit Frieda und Bruno nicht allein sein. Olga mußte eine Bestellung bei Lamberts ausrichten. Fanny lasse Margarete bitten, sie um fünf Uhr nochmals zu besuchen und sich gleich auf den Abend einzurichten.

Olga sollte gleich auf Antwort warten. Nach fünf Minuten bereits kam sie zurück und berichtete, daß Fräulein Lambert kommen werde.

„Es ist gut, bleiben Sie noch einen Augenblick," sagte Fanny kurz. Ihr fiel wieder der Blick ein, mit dem Neukirch am Abend vorher Olga auffallend fixiert hatte. Vielleicht bildete sich so eine Bedientenseele etwas darauf ein, wenn ein junger Lebemann sich einmal vergaß, sie in die Wangen zu kneifen oder ihr irgend ein Scherzwort zu sagen. Daraus zog man nachher die Berechtigung, allerhand verleumderische Klatschereien über den Betreffenden in die Welt zu setzen.

„Waren Sie heute beim Herrn Assessor Neukirch?“ fragte sie frostig.

Olga bejahte.

„Man sagte mir, daß Sie sehr lange fortgeblieben seien.“

Olga wurde verlegen. Vielleicht hatte man etwas von den Zutraulichkeiten Neukirchs zu ihr erfahren und wollte sie nun deswegen in die Enge treiben. Jedenfalls trachtete sie darnach, sich nicht durch Kreuz- und Querfragen einschüchtern zu lassen.

„Ich mußte warten, gnädiges Fräulein. Der Herr Assessor war gerade beim Ankleiden.“

„So —“

Olgas Ängstlichkeit entging ihr nicht.

„Wo haben Sie denn so lange gewartet? Auf dem Korridor?“

„Jawohl. Der Herr Assessor rief mich dann herein. Er wollte ganz genau wissen, wie das Befinden des gnädigen Fräuleins sei. Dann ging ich sofort.“

Das Lügen wurde ihr sehr schwer, aber es gelang ihr doch.

„Was hatten Sie denn von meiner Mama zu bestellen?“

„Die gnädige Frau glaubte, der Herr Assessor sei krank, weil er so lange ausblieb. Sie ließ deswegen anfragen.“

„Hatten Sie weiter nichts auszurichten?“

„Nein.“

„Es ist gut.“

Olga glaubte entlassen zu sein, aber Fanny herrschte sie an, sie möge noch bleiben. Das Stubenmädchen war über diesen Ton sehr erstaunt. Das war wirklich nett: heute schien alles in diesem Hause Lust zum Zanken zu haben.

„Hören Sie, ich habe noch ernstlich mit Ihnen zu sprechen,“ begann Fanny wieder. „Es sind mir da allerlei Klatschereien über Herrn Neukirch zu Ohren gekommen, die niemand weiter verbreitet haben kann als Sie —“

„Aber gnädiges Fräulein —“

„Verteidigen Sie sich nur nicht noch obendrein! Jedenfalls werden Sie wissen, was ich meine. Wenn Sie sich noch ein-

mal unterstehen, derartige unsaubere Geschichten zu erfinden, so verlassen Sie auf der Stelle unser Haus. Nun gehen Sie."

Mit einer Handbewegung wies sie nach der Tür.

Olga war so starr, daß sie keine Silbe zu erwidern vermochte. Als sie auf wenige Minuten ihre Kammer aufsuchte, stellte sie allerlei Betrachtungen über den soeben gehörten Vorwurf an. Zuerst war sie geneigt, die dicke Minna in Verdacht zu haben. Die Zofe hatte dieselbe gewiß verklatscht, und die Köchin wollte sich nun rein waschen und die ganze Schuld auf sie, Olga, wälzen, weil sie von Liebenswürdigkeiten Neukirchs gesprochen hatte. Dann bildete sie sich ein, Fanny könnte eifersüchtig auf sie sein. Sie fand diesen Gedanken so ergötzlich, daß sie im Umdrehen eine lustige Miene zeigte und vor sich hinlachte.

„Die sollte nur wissen, daß er mich schon geduzt hat," sprach sie vor sich hin.

Zum ersten Male trug sie sich mit boshaften Gedanken. Es schmeichelte ihr nun außerordentlich, von Neukirch heute mittag in ein Vertrauen gezogen zu sein, das eigentlich seine Braut herabsetzte.

Als sie sich auf den Rand ihres Bettes niedergelassen hatte und vor sich hinblickte, empfand sie eine gewisse Sucht, Rache zu üben wegen der ihr zugefügten Kränkung. Eigentlich hatte sie immer in geheimer Feindschaft mit Fräulein von Setzen gelebt. Ihr stand wieder jene Szene vor Augen, als sie sich in Gegenwart der Zofe und des Fräuleins von Lambert mit den Obliegenheiten eines gemeinen Dienstboten bekannt machen mußte, indem sie gezwungen wurde, dem hochmütigen Backfisch Fanny die Schuhschnüre zu lösen.

Das hatte sie ihr noch nicht vergessen. Sie sehnte sich darnach, irgend eine teuflische Rolle in diesem Hause zu spielen, um die Harmonie zwischen Neukirch und seinen beiden Geliebten zu stören.

Sie faßte in die Tasche ihres Kleides und holte aufs neue, wie schon so oft im Laufe der letzten Stunden, die ihr von Neukirch geschenkten Goldstücke hervor, um sich an ihrem Anblick zu erfreuen. Wie das blanke Gold glänzte, wie es leuchtete,

wie es sie anlachte, als wollte es ihr zurufen: „Weißt du auch, wie leicht du es verdient hast? Sei klug wie bisher, nütze die Gelegenheit aus, dann wirst du uns vermehrt in deinem Besitz sehen.“ Sie nahm die beiden Stücke in die hohlen Hände, klapperte damit nach Kinderart und ließ sie dann aus einer Hand in die andere gleiten. Und das Gelüste überkam sie, recht viel solcher Stücke zu besitzen, um sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.

Sich allein? Gott bewahre! An der Seite ihres Paulus, des lieben, guten Liese, dem sie sich das Dasein sonnig und rosig gestalten wollte!

„Der gute Mensch! Wie zufrieden werden wir leben.“

Sie sann und sann. Das Gold in der Hand, blickte sie durch das niedrige Fenster auf das Stallgebäude, in dem sie die trostlosen Jahre ihrer Kinderzeit verlebt hatte und wo auch der wohnte, dem ihr zukünftiges Leben gehören sollte. Wie, wenn sie wieder in eine ähnliche Häuslichkeit zurückkehren müßte, umringt von Elend und Not? Wenn sie hungern und darben müßte wie in vergangenen Tagen? Wenn sie als Frau das alles entbehren sollte, was sie jetzt als dienendes Mädchen in Hülle und Fülle hatte?

Er war halb erblindet, dreizehn Jahre älter als sie, die sie ein junges Blut war, das lachenden Auges in das Leben blickte!

Sie wußte nicht, weshalb sie diese Betrachtungen anstellte, aber sie sann und sann, bis eins der Goldstücke ihrer Hand entglitt und sich rollend im Kreise drehte, als wollte es den Strudel andeuten, durch den es den Menschen in die Tiefe zieht ...

Als Margarete von Lambert erschien, fand sie Fanny in bester Stimmung vor, so daß sie ihrer Freude übermäßig Ausdruck gab.

„Siehst du, Mädel, ich hab's dir gleich gesagt: ein durchgehender Zug, der etwas Wind hinterließ, — das war die ganze ‚Katastrophe‘, die uns mit dem Schreck davonkommen ließ. Die Götter wurden neidisch auf dein Glück, aber sie mögen künftig zu Hause bleiben. So etwas zieht bei uns nicht, meine

zukünftige kleine Frau Assessor, Regierungsrat, natürlich auch Exzellenz. Laß nur, ich finde das ganz selbstverständlich! Dein Mann wird brillant Karriere machen, er hat das Zeug dazu. So meint wenigstens Otto."

„So —? Sagte das dein Bruder im Ernst?"

„Aber natürlich doch. Ich habe ihn nie ernster gesehen. Er meint, dein Schatz besitze das, was ihn außerordentlich befähige, eine hervorragende Staatsstellung einzunehmen: Kombinationsgabe und sonstige diplomatische Talente."

Fanny lachte spöttisch auf.

Margarete sah sie betroffen an. „Du wirst doch nicht etwa an den Fähigkeiten deines eigenen Verlobten zweifeln?"

„Gott bewahre. Ich muß nur eben an die Urteilsschärfe deines Bruders denken ... Neukirch besitzt in der Tat eine seltene Kombinationsgabe. Ich hatte selbst Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Er kombiniert ausgezeichnet, ich sage dir, — ausgezeichnet!"

Die Zweideutigkeit dieser Worte entging dem guten Fräulein von Lambert völlig. Sie war ganz aufgegangen in der Freude, Fanny wieder mit geröteten Wangen vor sich zu sehen. Ihre Treue, Sanftmut und Hingebung für das Glück eines anderen zeigten sich in dieser Stunde mehr denn je, so daß Fanny das Gefühl hatte, als wüßte sie erst heute den Besitz dieses selbstlosen Geschöpfes zu schätzen. Im Innern bat sie Margarete für die vielen hämischen Bemerkungen, die sie im Laufe der Jahre hinter ihrem Rücken gemacht hatte, um Vergebung.

Die beiden Freundinnen befanden sich im Salon, als Frieda von ihrem Ausgange zurückkehrte.

„Ah, sieh da, — unsere liebe Fanny wieder frisch und munter. Das ist brav von dir, daß du in deiner grausamen Laune nicht zu weit gegangen bist. Die Welt hätte wirklich geglaubt, du machtest Ernst."

Und sofort eilte sie auf ihre Stieftochter zu und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Diese Liebkosung nach den Erfahrungen der letzten Nacht war das Entsetzlichste, was Fanny zu ertragen hatte. Einen

Augenblick überlief es sie brühwarm, und ihr ganzer Körper zitterte wie eine Magnetnadel. Giftige Worte lagen ihr auf den Lippen, aber sie preßte den Mund zusammen und schloß die Augen, bis die flüchtige Sekunde vorüber war. Wenn sie im Augenblick die richtige Bezeichnung für diese Diplomatie hätte aussprechen dürfen, so würde sie die Worte „abgebrüht" und „verworfen" ausgesprochen haben, aber die Verstellungskunst Friedas bekam plötzlich etwas Anziehendes für sie. So reizte es sie, die Komödie mit gleicher Rolle zu erwidern. Was seit ihren Kinderjahren in ihr geschlummert hatte, wurde durch die Eifersucht in ihr erweckt: die Sucht, sich ganz so zu geben, wie ihr innerer Kern war: übertüncht mit angelerntem Schein, frühreif an Erfahrung, ohne sie genossen zu haben, aber darnach lechzend, sie zu verwerten. Das Weib erinnerte sich seiner Reize und trachtete darnach, sie im Ringen um den Geliebten zu gebrauchen. Das verkehrt angewandte „Es schickt sich nicht", das die Hand verschämt vor die Augen schlagen läßt, um mit Wollust verstohlen durch die gespreizten Finger sehen zu lassen, begann sich zu rächen an der, die es gelehrt hatte.

Fanny hätte viel darum gegeben, wenn in diesen Minuten Neukirch plötzlich aufgetaucht wäre. Denn fast hatte sie Angst, daß die Sirenenstimme in ihr frühzeitig verhallen könne, ohne ihre Schuldigkeit getan zu haben.

„Ja, die Welt, Mama — die ist natürlich immer maßgebend," zwang sie sich zur Heiterkeit. „Ich habe mich heute herzlich wenig um sie gekümmert."

„Das haben wir gemerkt, besonders dein Verlobter."

„Ach ja, der gute Bruno! Er hatte mir ein so wunderschönes Bukett geschickt, und ich ließ mich nicht sehen. Aber ich will ihn auch recht sehr um Verzeihung bitten. Wo er nur bleibt, es ist bereits ein halb fünf Uhr."

Sie eilte ans Fenster und blickte auf die Straße.

Frieda, die sie scharf musterte, atmete erleichtert auf. Also doch nur eine Mädchenlaune. Wer solche kindliche Sehnsucht zeigte, bewegte sich in süßer Ungewißheit der Dinge.

„Was würdest du tun, wenn du deinen Bräutigam plötzlich bei einer Untreue ertapptest?" fragte Fanny leise die Freundin.

Fräulein von Lambert war sehr überrascht. „Wie kommst du denn darauf?"

„Ein plötzlicher Einfall, weiter nichts. Du warst doch immer als kluges Mädchen bekannt. Ich möchte nur deine Meinung hören."

Frieda ging hinaus, und so konnten sie beide ungezwungen darüber sprechen.

„Den Männern sind vor der Verheiratung gewisse Freiheiten gestattet, an die wir Mädchen niemals denken dürfen," erwiderte Margarete. „Ich finde das auch ganz natürlich. Ich jedenfalls könnte einem Duckmäuser, an dem ein Weib niemals Gefallen gefunden hat, keinen Geschmack abgewinnen. Ich denke mir, daß gerade der Mann, der das Leben kennen gelernt und gründlich ausgetobt hat, alles aufbieten wird, um die Frau, die er lieb hat, vor allen Gefahren zu schützen."

„So, was du sagst. Und meine Frage?"

Fanny stand wie auf Kohlen. Es ärgerte sie, daß sie ihre eigenen Empfindungen aussprechen hörte. Sie hätte kaum geglaubt, daß die so überaus zurückhaltende Margarete solche vernünftige Ansichten über die Männer haben könnte. Das war es ja gerade, was sie zu Neukirch so außerordentlich hinzog und sie rasend in ihn verliebt machte: daß alle Mädchen und Frauen ihre Augen auf ihn warfen.

„Was wir Untreue bei den Männern nennen," fuhr Margarete fort, „ist, glaube ich, wohl weiter nichts, als die Ausnutzung irgend einer Gelegenheit, die sich ihnen darbietet. Wir hätten jedenfalls mehr Veranlassung, unsere Nebenbuhlerin zu hassen als den Mann zu verachten, den wir lieben. Ich würde jedenfalls so handeln ... Wünschst du, daß ich meinen Vortrag noch erweitere?"

„Margarete, süßer Engel!"

Fanny preßte sie stürmisch an sich. Margarete war erstaunt, denn sie hatte solche Zärtlichkeiten für ihre Sentenz nicht erwartet.

Frieda kehrte zurück. Als nachträgliche Aufmerksamkeit zur Verlobung überreichte sie Fanny eine kostbare Perlenschnur.

„Hier, mein Kind. Möge jede Perle ein Jahr des Glückes für dich bedeuten."

„Ich danke, Mama."

Ziemlich frostig kam es über ihre Lippen.

Frieda verließ die beiden abermals, denn die Zofe meldete Besuch.

Margarete fand das Geschenk prächtig.

„Dann wollen wir einmal die Perlen zählen, um zu sehen, wieviel Jahre des Glückes du zu genießen hast," sagte sie.

Fanny warf die Kette verächtlich auf den Tisch.

„Aber, Fanny!"

„Laß mich doch! Perlen bedeuten Tränen. Ich will das Geschenk nicht, — von ihr nicht!"

Ein grausamer Zug lag um ihren Mund; zwischen den Augenbrauen zeigten sich Falten des Zorns. Diese Aufmerksamkeit der Stiefmutter kam ihr wie ein versteckter Spott vor.

Und sie mußte schweigen.

Der kleine Herr Hauptmann Schwitzer wand sich herein und begrüßte die Damen mit militärischer Grandezza. Da er, wie bereits bekannt, zu dem Hause in sehr nahen Beziehungen stand, so pflegte er die Gastfreundschaft der Geheimrätin in ergiebiger Weise in Anspruch zu nehmen. Er genoß das Recht, zu kommen, wann er wollte, und wurde sozusagen wie ein väterlicher Freund betrachtet. An jedem Donnerstag in der Woche wurde ihm die Ehre zuteil, Tischgast zu sein. Er aß dann für zwei, lobte fortwährend die Speisen, um beim Nachtisch mit seinem derben Soldatenhumor die Kosten der Unterhaltung zu tragen und schließlich die chronique scandaleuse seiner Kreise gehörig auszukramen. Er sprach dann unverdrossen von der Leber weg und ließ an keinem Menschen ein gutes Haar, aber in vorsichtiger Weise, indem er sich stets auf andere bezog.

„Na, ausgeschlafen?" wandte er sich an Fanny. „Alles wieder eingerenkt? Habe gestern oder vielmehr heute früh einen Totenschreck bekommen. Die ganze Nacht nicht schlafen können vor Aufregung. (Er hatte natürlich wie ein Bär ge-

schnarcht.) Im Bureau die Feder nicht halten können vor Desperation. (Er hatte nämlich an einem schweren Kater zu laborieren.) Ich versichere Sie auf Ehre, liebes Kind! Habe aufgeatmet, als der Bote Besserung meldete."

Er sah im übrigen sehr feierlich aus, wie immer, wenn es sich um eine bevorstehende Attake auf eine wohlbesetzte Tafel handelte. An solchen Einladungstagen pflegte er während Stunden vorher wenig zu genießen, und so bildete er sozusagen einen präparierten Hungerleider, der auf die Dauer durch sein aufregendes Schnüffeln unheimlich wird und die ganze Gesellschaft in Mitleidenschaft zieht.

Beinkleider und Weste schnürte er aus naheliegenden Gründen bei derartigen bevorstehenden Genüssen niemals zu, um ihren Erweiterungen beizeiten freien Lauf zu lassen. Der Versuch, den langen schwarzen Rock zuzuknöpfen, wurde bereits längst als ein vergeblicher betrachtet.

Nachdem er noch einige Worte mit den jungen Damen gewechselt hatte, benutzte er die Gelegenheit, um mit der Miene eines Menschen, der sich zu Hause fühlt, solange von einem Nippestisch zum anderen zu gehen, und dabei allerlei Dinge zu betasten und zu betrachten, bis er glücklich in den Nebensalon gelangt und nun imstande war, einen langen Blick in den Speisesalon zu werfen, wo soeben Olga damit beschäftigt war, die Tafel zu decken. Sein Gesicht begann sich zu verklären. Der Kopf ging in die Höhe, während die Nasenflügel sich merklich blähten, um etwas zu wittern, was mit dem Küchengeruch in innigem Zusammenhang stände. Alsdann ging er mit großer Unruhe in die nächst gelegenen Vorderräume, um sich zu überzeugen, daß die Geheimrätin, die er hier vermutete, nicht anwesend war. Und plötzlich machte er mit einer Rechtsschwenkung auf der Schwelle zum Speisezimmer Halt, aus dem das halblaute Klappern der servierten Teller ihm verheißungsvoll in die Ohren klang.

„Pst, pst —", kam es über seine Lippen.

Er war so plötzlich vor Olga aufgetaucht, daß diese nun erschrocken zurückfuhr.

„Guten Tag, liebes Kind," tuschelte er sehr vergnügt.

Er klemmte sein Monokel ins Auge und winkte ihr sehr leutselig zu, um ihr schließlich wie ein alter verliebter Herr, der sich niemals beherrschen kann, ein paar Kußhändchen zuzuwerfen.

„Was gibt's denn heute, schönes Kind, wenn man fragen darf?" flüsterte er weiter, indem er die Ohren spitzte.

Mit einem Schreck fuhr er zurück. Er hatte Frieda nicht bemerkt, die vom Balkon hereintrat und ihm lustig zurief: „Hühnersuppe mit Nudeln, Krebse, gefüllte Lammbrust mit Morchelsauce, für Sie noch extra Rehbraten, dann Kartoffeln und Spargelsalat, und schließlich Erdbeergelee, Melonen oder Auflauf von Kirschen. Mehr gibt's nicht. Willkommen, mein lieber Herr Hauptmann."

Damit streckte sie ihm die Hand entgegen. Schwitzer wurde sehr verlegen, machte aber dann die galante Bemerkung, daß man sich nie frühzeitig genug von der ausgezeichneten Küche dieses Hauses, die unter so „vortrefflicher sachkundiger Leitung" stehe, überzeugen könne.

Als sie dann beide nach vorn schritten, wiederholte er im Geiste das Menu, aus dem ihm namentlich die Krebse leuchtend vorschwebten. Aber er war noch über etwas im Zweifel.

„Sind die Krebse in diesem Jahre teuer, meine Gnädige?"

„Ich weiß nicht gleich, was die Oderkrebse gekostet haben, aber sie sind sehr schön und groß," erwiderte Frieda nun etwas zerstreut, denn sie vernahm die Stimme Neukirchs.

Also Oderkrebse und sehr schön und groß! Der kleine Hauptmann Schwitzer wiederholte das im stillen und wußte nun genug. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Jedenfalls nahm er sich vor, daß die Scheren dieser Krebse nicht sehr weit in die Nachbarschaft gelangen sollten. Mit diesen Gedanken ließ er sich nach der Begrüßung des Assessors gelassen auf einen Fauteuil nieder, um sich in düsteres Schweigen zu hüllen, das nur hin und wieder durch das heimliche Schnalzen seiner Zunge unterbrochen wurde.

Neukirch schien äußerst angenehm berührt bei dem Anblick seiner ihm lebhaft entgegenkommenden Braut. Nichts in ihrem Benehmen ließ erkennen, daß er ihr seit gestern nacht

weniger geworden sei. Der Rest seines Mißtrauens schwand, und so fühlte er sich wieder als Herr der Situation.

Sie zog ihn sofort in eine Fensternische.

„Verzeihe meine Unart von heute morgen,“ raunte sie schmachtend.

„Aber ich bitte dich, — die Aufregung in letzter Nacht hatte dich launig gemacht. Meine liebe, süße Kleine! Liebst du mich noch?“

„Mehr als je, Bruno. Wirst du mich auch nur allein lieben?“

Ein Beben ging durch ihren Körper, das er verheißungsvoll auslegte.

„Wie du nur zweifeln kannst!“

In diesem Augenblick sagte Frieda laut: „Wir haben eine neue Blumensendung bekommen, wunderschöne Centifolien und Verbenen sind darunter. Wollen Sie einmal sehen, Fräulein von Lambert? Kommen Sie mit, Herr Hauptmann!“

„Mit Vergnügen, meine Gnädige!“

Schwitzer erhob sich. Er wußte, es ging durch den Speisesaal. Für die Blumen hatte er weniger Interesse.

Frieda wollte die Verlobten absichtlich allein lassen. Ehe sie ging, wandte sie ihren Kopf nach der Fensternische. Ein sengender Blick traf Neukirch, den er auffing und auch verstand.

Nach wenigen Minuten saßen die Verlobten Hand in Hand in einem kleinen Nebensalon. Die seidenen Fenstervorhänge waren zugezogen und dämpften das Licht durch ihr zartes Gewebe. Die Portiere verdunkelte den Raum noch angenehmer von der Seite des größeren Salons her.

Es war Fannys Schmollzimmer, in dem sie sich mit Vorliebe am Tage aufzuhalten pflegte. Alles in ihm hatte blaue Farbe. Von dem bläulich kolorierten Stuck an der Decke und den ultramarinfarbenen Tapeten bis zu der Garnitur des Möblements und den Lambrequins von Damast am Fenster. Wohin man blickte, in den Ecken und an den Wänden tauchten zierliche Nippes auf, die für die Braut ihre erinnerungsreichen Geschichten hatten. Es waren kleine Scherze und Überraschungen von Freundinnen, Aufmerksamkeiten von seiten der Freunde

des Hauses, Geschenke ihres verstorbenen Vaters aus ihren Kindertagen.

Unter einem riesigen Makartbukett im Winkel stand das Ruhebett. Als sie die Schwelle hinter sich hatten, der Spieluhr ein paar Minuten gelauscht, sich mit dem und jenem beschäftigt hatten, er mit seiner alten Gleichgültigkeit, sie mit dem Gefühl einer nach Ausbruch ringenden Unruhe, fühlte er sich plötzlich mit einer bisher von seiner Verlobten noch ungewohnten leidenschaftlichen Wallung umschlungen und auf das Polster gezogen. Sie küßte ihn stumm, aber heiß und wild; dann nahm sie seine Hände und drückte sie an ihre hochwogende Brust.

So verliebt hatte er sie noch nie gesehen. Nun setzte sie sich auf seinen Schoß und behandelte ihn noch stürmischer, preßte ihn mit einer Kraft, die er ihr nicht zugetraut hatte. Und immer noch lautlos und stumm. Ihre Wangen waren hochgerötet und brennend heiß. In diesem sinnlichen Rausch erschien sie ihm mit einem Male wie toll geworden. Bisher hatte er sie immer für einen Stockfisch gehalten und deswegen nie den Versuch zu einer glühenden Szene gemacht, sich vielmehr mit dem Gedanken an das spätere eheliche Zusammenleben getröstet. Nun aber war plötzlich eine Umwandlung mit ihr vorgegangen, die ihn in Staunen und in Erregung versetzte. Er fühlte ihren warmen Körper, die knospenhaft schwellenden Formen, und sein Blut begann sich ebenfalls zu erhitzen. Schließlich kam ihm aber dieses maßlose Gebaren wie ein plötzlich ausartender Wollusttaumel vor, an dem junge Mädchen von großer Einbildungskraft öfters zu leiden pflegen.

„Aber Fanny, was hast du denn?"

„Laß mich doch, Bruno. Ich bin doch deine Braut."

Er verspürte aufs neue Pressen und Küssen. Sie war in der Tat völlig aufgelöst. Also als ihr gutes Recht betrachtete sie diese Hingebung, seitdem sie den Ring an der linken Hand trug! Dann verstand er sie.

Er glaubte ein Geräusch von nahenden Tritten zu vernehmen.

„Du, man kommt," raunte er ihr zu.

Sie erhob sich auch, verdeckte ihm aber die Aussicht. Denn sie hatte ihre Stiefmutter erblickt, die sich im Rahmen der Tür zeigte.

Ein unbändiger Trotz überkam sie, die Flammen der Eifersucht und des Hasses loderten jäh in ihr empor und raubten ihr fast die Sinne. Ein Zittern fraß an ihren Gliedern, das die schlummernden Dämonen in ihrer Seele entfachte. Sie wollte beweisen, daß sie geben könne wie andere.

„Nein, bleibe noch, Geliebter, auf wenige Minuten noch, mein süßer Bruno, du. Ich glaube dir ja, daß ich dir nur allein gehöre und daß du anderen nur heuchelst, dafür soll dir dereinst alles gehören."

Sie warf sich ihm, so lang wie sie war, auf den Körper und drückte ihn leidenschaftlich auf den Sitz nieder, so daß ihm förmlich die Luft ausging.

Er hatte Frieda gar nicht bemerkt.

„Aber Fanny, wenn man das sieht!"

Es wurde ihm doch zu bunt, sich so am hellen Tage im Salon von ihr geliebt zu sehen.

Sie wandte ihren Blick wieder nach der Tür und sah ihre Nebenbuhlerin nicht mehr. Das machte sie plötzlich vernünftig. Und so erhob sie sich schnell, fuhr mit der Hand über das noch immer glühende Gesicht und tat nun so, als erwachte sie aus einem Traum: „Was habe ich bloß getan! Verzeih mir, aber ich weiß selbst nicht, was mit mir vorging."

Im Innern aber triumphierte sie, denn sie war zufrieden mit ihrem Spiel. Zuerst war sie allerdings nahe daran gewesen, von ihrer wirklich zum Durchbruch kommenden Leidenschaft für ihn mit fortgerissen zu werden. Der Anblick Friedas aber hatte sie sofort ernüchtert. Sie betrachtete die kleine Komödie als vortrefflich gelungen, denn sie hatte sich die erste Genugtuung verschafft.

Sie begann nun laut mit ihm über ein Künstleralbum zu sprechen, das Schwitzer ihr vor kurzem verehrt hatte, und er stimmte ebenso vernehmlich mit ein in die Unterhaltung. Als sie Margaretens Stimme nebenan vernahm, bat sie diese zu sich herein, um ihr ebenfalls das Geschenk zu zeigen.

Neukirch verstand sie. Im Notfalle wußte sie sich also auch vortrefflich zu beherrschen. Er trat ans Fenster und betrachtete die beiden Freundinnen, die gemeinschaftlich in dem Album blätterten.

Nach dem Vorhergegangenen fand er sich veranlaßt, Vergleiche zwischen den beiden anzustellen. Was für Verleumdungen kursierten nicht über Frau von Lambert und ihre Tochter! Aber wenn er jetzt Margarete, die in gewissen Dingen bereits so aufgeklärt sein sollte, daß der Hauch der Keuschheit ihr schon im Kindesalter entschwunden sei, mit den Augen des erfahrenen Lebemannes betrachtete, so kam sie ihm neben seiner Braut wie eine Heilige vor.

Fannys Gesichtsausdruck hatte in diesen Minuten für ihn etwas Kokottenhaftes. Was er nie an ihr bemerkt hatte, das glaubte er nun zu sehen: ein versteckter Zug der Gemeinheit, der nur der Entfesselung bedurfte, lag um ihre aufgeworfenen Lippen, sprach aus ihren Augen. Sie widerte ihn förmlich an, wenn er bedachte, wie sie sich soeben gegeben hatte. Er war ehrlich genug, sie deswegen nicht tiefer zu stellen als ihre Stiefmutter. Im Grunde seiner Seele jedoch verachtete er alle Weiber, die sich sofort gaben, wie sie waren. Was wäre ihm Frieda gewesen ohne ihren schönen Körper, ohne ihre Opferfreudigkeit! Nicht mehr als die anderen, die er bisher kennen gelernt hatte! Nun ward ihm das Mädchen, das er heiraten sollte, noch weniger; sie verlor von Minute zu Minute an Reiz für ihn.

Wenn man sich nun einmal verheiratete, so war es doch selbstverständlich, daß man sich nicht gerade eins von den Weibern aussuchte, die man zur Genüge kennen gelernt hatte. Der Gourmand liebt das junge Gemüse. Wie alle Wüstlingsnaturen war er genug vom sinnlichen Ekel gepackt, um nicht die größte Unschuld zur Frau haben zu wollen. Wer die Moräste kennt, vermeidet sie, wenn er sich anbaut.

Die nonnenhafte Erscheinung Margaretens wirkte um so bestrickender auf ihn. Sie war unstreitig eine ganz eigenartige Schönheit; eine von denen, an welchen man ihrer Prunklosigkeit wegen tagtäglich gleichgültig vorübergeht, um

sie erst im kritischen Augenblick zu entdecken und sich wider Willen gefesselt zu sehen. Gerade das, was den anderen fehlte, besaß sie: keusche Zurückhaltung, eine den Respekt herausfordernde Art und Weise, sich unnahbar zu machen, ohne prüde zu erscheinen. Das reizte doppelt, dreifach. Der seltenen Blume wegen versucht man sich zuerst den Hals zu brechen.

Dafür hatte er gestern den Beweis bekommen, als er in seinem Rausche sich ihr nähern wollte. Wenn er sonst eine neue weibliche Erscheinung musterte, so pflegte er sie zuerst mit seinen Blicken zu entkleiden und seine Phantasie dadurch zu beschmutzen, — betrachtete er dagegen Margarete, so empfand er Lust und Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, ohne irgend einen seiner sinnlichen Nebengedanken zu hegen. Aus ihren großen Taubenaugen, die schüchterne Blicke umhersandten, sprach die Seele, die die Gemeinheit bezwang. In dem sinnlichen Taumel, in dem er hilflos in diesem Hause umhertastete, sich nur festklammernd an den Gedanken: reich zu werden der Genußsucht wegen — erschien sie ihm wie das reinigende Element, das einen frischen Lufthauch in diese üble Atmosphäre brachte.

Sie wurden durch Olga gestört. Die gnädige Frau lasse die Herrschaften zu Tisch bitten, bestellte sie. Neukirch lächelte sie heimlich an und nickte ihr zu. Sie war bereits so kühn, den stummen Gruß ebenso unbemerkt zu erwidern.

Im großen Salon sahen sie den kleinen Schwitzer sehr hastig auf und ab wandern. Die Ungeduld hatte ihn bereits so aufgeregt gemacht, daß sein rundes Gesicht einen Zug von Verstörtheit zeigte. Er wollte nicht eher das Speisezimmer aufsuchen, bis die jungen Damen erschienen seien. Nun flog ein Schimmer plötzlicher Glückseligkeit über sein Antlitz. Sofort schoß er, so schnell es ihm seine kurzen Beine erlaubten, auf Margarete zu und bat sie mit einer sehr komisch wirkenden Würde um ihren Arm. Er hatte die beste Absicht, bei jungen Mädchen immer den Galanten zu spielen, aber auch immer das Unglück, irgend eine Ungeschicklichkeit zu begehen, die die Lächerlichkeit herausforderte. Diesmal passierte ihm das Unglück, die Schwelle zum Eßsaal so vollständig zu ignorieren,

daß er beinahe gestolpert wäre. Margarete bekam einen leichten Schreck und sagte etwas ironisch: „Bitte hopsen, — Herr Hauptmann!“

Aber er „hopste“ nicht eher, bis er die Tafel erreicht hatte und nun mit merkwürdiger Geschwindigkeit seinen dicken Korpus nach dem ihm von der Geheimrätin angewiesenen Platz an der entgegengesetzten Seite des Gedeckes bewegte. Zum Glück saß er direkt vor der Schüssel mit Krebsen, deren Anblick ihn entzückte.

Neukirch, der mit Fanny hinter ihm herschritt, bemerkte zu dieser leise: „Ich wundere mich nur, daß dieser Freßsack noch niemals über seinen eigenen Bauch gestolpert ist ... Er hat sich wieder, als habe er seit acht Tagen nichts gegessen. Ich glaube, es wäre die ärgste Strafe für ihn, wollte man ihn zwingen, nur von seiner Pension zu leben. Er würde das nicht lange ertragen.“

Das Diner begann sehr einsilbig. Es war, als fühlte man nach dem gestrigen sehr lebhaften Abend die Verpflichtung, sich einmal gehörig auszuschweigen.

Die Hauptschuld lag wohl an Frieda. Sie pflegte sonst den munteren Ton anzugeben, nun aber war sie nicht wieder zu erkennen. Eine auffallende Blässe lag auf ihrem Gesicht. Die stürmische Szene in Fannys Salon hatte sie so sehr überrascht, daß sie sich zwingen mußte, ihre Herrschaft zu bewahren. War das dasselbe Mädchen, dessen Erziehung sie so sorgsam überwacht hatte, für dessen Züchtigkeit sie sich verbürgt hätte? War ihr über Nacht die Scham abhanden gekommen?

Es fiel Frieda nicht im geringsten ein, an ihre eigenen Schwächen zu denken, — es empörte sie plötzlich, daß hier in diesem Hause ein anderes Weib das wagen konnte, was sie gewagt hatte. Schmutziger Neid überkam sie. Nun wußte sie erst, was sie an dieser „Braut“ dereinst haben würde. Wenn sie es nur nicht gesehen hätte! Und er, der ihr geschworen hatte, daß Fanny ihm völlig gleichgültig sei, hatte diese stürmischen Liebenswürdigkeiten verlangend hingenommen, vielleicht gar erwidert, doppelt, dreifach! Sollte sie sich doch in ihm getäuscht haben? Sie wurde von Grauen erfaßt, dachte

sie daran, daß Neukirch sie eines Tages fallen lassen könnte, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. Dann aber beruhigte sie sich rasch. Jedenfalls hatte er nur eine kleine Komödie gespielt, um Fanny in Sicherheit zu wiegen. Nach der Tafel würden sich sicher ein paar Augenblicke zur Aussprache darüber finden.

Fanny saß ihr gegenüber, keck, mit einer gewissen Herausforderung, so daß Frieda ganz ihre sonstige überlegene Haltung verlor. Schließlich wurde sie so zerstreut, daß sie dem kleinen, emsig kauenden Hauptmann Schwitzer eine falsche Schüssel reichte.

„Nein, die Krebse, meine Gnädige, wenn ich bitten darf,“ berichtigte er ihren Irrtum mit übergehenden Augen. Er hatte bereits dem Dreizehnten die Scheren abgebrochen, und so ging er als Feind dieser Unglückszahl zu einem neuen Angriff über.

Die Damen zeigten wenig Appetit; auch Neukirch schien schlecht verdauen zu können. So war denn Schwitzers Ehrgeiz, die Schlacht zu gewinnen, erklärlich. Da er bei seiner Arbeit wenig aufblickte, nur sein „Danke, danke recht sehr“, schnalzend von den fettigen Lippen ertönen ließ, gewahrte er gar nicht, daß man eigentlich nur auf seine Sättigung wartete, um sich zu erheben.

Endlich hielt er pustend inne. Er hatte eine Anspannung seiner Beinkleider über dem Bauch verspürt, was ihn befriedigte.

Bevor die Tafel aufgehoben wurde, wandte er sich noch an Frieda.

„Haben Sie gelesen, Gnädigste, daß in einer Stadt wie Berlin eine ganze Familie förmlich verhungert ist? Schrecklich, schrecklich! Ich begreife nicht, wie das zugehen kann.“

Die gespreizten Finger der rechten Hand legten sich unter der Tafel sanft auf den dicken Bauch, als wollten sie bei diesem Gedanken neue Eßgelüste beschwichtigen.

Neukirch, der sich bereits längst an seiner Freßsucht geweidet und die Damen still darauf aufmerksam gemacht hatte, so daß unter den Vieren ein heimliches Ergötzen herrschte,

wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem vollgepfropften Salonschlinger einen kleinen Ärger zu bereiten.

„O, ich begreife vollkommen, wie das zugehen kann, Herr Hauptmann."

„Inwiefern denn?"

„Weil die Fälle des Verhungerns bis jetzt immer viel häufiger gewesen, als diejenigen des Erstickens im eigenen Fett. Leider. Apropos — haben Sie die neuesten Berichte über die Hungerkur des Doktors Tanner gelesen? Würden Sie das dem Manne nachmachen?"

Der feierliche Ernst, mit dem er das sagte, reizte Margarete und Fanny zum Lachen. Hauptmann Schwitzer dagegen wurde verlegen und glutrot im Gesicht. Derartige Anspielungen konnte er nicht vertragen.

„Wie meinen Sie das, bitte. Wollen Sie sich nicht näher erklären," brauste er auf.

Im nächsten Augenblick schon verzog er das Gesicht in eigentümlicher Weise. Er verspürte ein entsetzliches Magenkneifen, das immer einzutreten pflegte, wenn er unmäßig gegessen hatte.

Frieda, die die schnelle Reizbarkeit des sonst Gutmütigen kannte, fand es an der Zeit, die Tafel aufzuheben. Schwitzers Groll verflog rasch, denn die Aussicht auf einen vorzüglichen Mokka und dito Zigarre winkte. Nach zehn Minuten saß er in einer Ecke des Rauchzimmers auf seinem Lieblingsplätzchen, anscheinend sehr aufmerksam mit dem Durchblättern eines Buches beschäftigt; in Wahrheit aber hatte er sich nur deswegen hierher verzogen, um keine Seele Zeuge seiner schweren Verdauung und des dadurch bedingten Grimassenschneidens sein zu lassen.

Frieda sehnte den Augenblick zu einer ungestörten Unterhaltung mit Neukirch herbei, aber er unterhielt sich mit Margarete so anregend, daß er Geliebte und Braut vergessen zu haben schien. Fräulein von Lambert geriet in Verwirrung, wenn er sie mit einem seiner verlangenden Blicke bedachte, die durch die drei Gläser Wein, die er bei Tisch getrunken hatte, zur Kühnheit entfacht waren. Schließlich legte er ihr Verhalten

anders aus und bildete sich ein, er könne ihr trotz seines Verlöbnisses nicht ganz gleichgültig sein. Die Erfolge hatten ihn verwöhnt.

Als er dann aber zu kecke Reden führte, verließ sie ihn mit dem Bemerken, sie müsse doch einmal sehen, was „Onkel Schwitzer" mache.

Als Neukirch sich dann dem Musiksalon näherte, vernahm er die gedämpften, aber scharf klingenden Stimmen Friedas und Fannys. Mutter und Tochter waren in einen Wortwechsel geraten. Das war ihm neu.

„Das schickt sich aber nicht," hörte er Frieda aufgebracht sagen.

„Aber ich weiß nicht, was du willst," gab Fanny zurück.

„Sooo? Hast du hinter meinem Rücken so sehr die Verstellungskunst getrieben, daß du mich zwingst, noch deutlicher zu reden? Das ist keine Manier für ein wohlerzogenes Mädchen aus gutem Hause, sich in ihrer eigenen Wohnung mit dem Bräutigam in höchst merkwürdigen Situationen überraschen zu lassen."

„Du hast uns also belauscht?"

„Durch Zufall."

„Das freut mich, daß du uns gesehen hast," sagte Fanny sehr trocken, „wir haben uns einmal herzlich abgeküßt."

„N u r abgeküßt?"

„Was soll das heißen, Mama?!"

„Daß du nahe daran warst, dich zu vergessen."

Nun lachte Fanny hell.

„Du lachst noch, statt beschämt zu sein? Was soll übrigens dieses Benehmen gegen mich bedeuten —"

Neukirch hörte, wie ihr Atem heftig ging und sie hastig auf und ab schritt.

„Das soll bedeuten, Mama, daß ich mir in meinem Verhalten zu meinem Bräutigam von niemandem Vorschriften machen lasse, auch von dir nicht."

„Nichtswürdiges Ding, das sagst du mir ins Gesicht?!" Zischend kamen die Worte über Friedas Lippen.

„Mama, reize mich nicht! Wir haben Gäste."

Das brachte Frieda zur Besinnung.

„Du haßt recht, ich will dich schonen. Aber wir sprechen uns später."

Neukirch, der sich erst vorgenommen hatte, laut zu husten, um sich bemerkbar zu machen, trat nun schnell zurück. Zum Glück benutzte Frieda den anderen Ausgang. Nach einigen Minuten folgte ihr auch Fanny.

Neukirch pfiff leise vor sich hin. So also standen die Dinge zwischen den beiden. Das war eine ganz nette Eifersuchtsszene, die ihm zu denken gab. Wenn derartige Auftritte sich vor der Hochzeit wiederholten, so wurde seine Lage gerade nicht beneidenswert. Dann fand er, daß es am besten sei, die Angelegenheit humoristisch aufzufassen und den Gleichgültigen zu spielen. Keiner von beiden gehörte sein Herz, er brauchte sich also nicht aufzuregen, wenn man sich eines Tages seinetwegen in die Haare geriet. Er nahm sich aber doch vor, auf seiner Hut zu sein und Olga zu gewinnen, um von den Vorgängen hinter seinem Rücken unterrichtet zu sein. Gemütlich schlenderte er nun nach dem großen Salon zurück und blickte durchs Fenster in das Gewühl der Straße — mit der Miene eines Mannes, der nichts Fesselnderes für sein Auge gefunden hat. Es dauerte nicht lange, so tauchte Fanny auf

„Ich suche dich schon überall."

„So? Dann hättest du mich hier finden können, Schatz. Ich beobachte bereits seit einer Viertelstunde, ob der Dachdecker da drüben endlich das Gleichgewicht verlieren wird. Er besinnt sich jedesmal, sobald ich ihn bereits unten glaube. Ein merkwürdiger Kauz."

Seine Heuchelei war wahrhaft rührend.

„Das ist aber merkwürdig, lieber Bruno. Ich war zweimal hier, ohne dich zu sehen ... Ein Dachdecker? Wo denn?"

„Soeben ist er auf der anderen Seite verschwunden," log er trocken weiter, indem er die Spitze einer neuen Zigarre abknipste.

„Ich habe Mama soeben eine Szene gemacht," sagte sie erregt.

„Nicht möglich. Weswegen denn?"

„Ich hasse sie, ich will aus dem Hause, sonst passiert ein Unglück. Ich weiß alles: daß sie dich in ihre Netze zu ziehen versucht, daß sie dich mir nicht gönnt, daß sie — —. Das habe ich ihr alles gesagt, direkt ins Gesicht! O, ich wollte, du wärest dabei gewesen. Sie darf aber nicht wissen, daß ich's dir gesagt habe."

Diese Virtuosität im Lügen hätte er ihr nicht zugetraut. Obwohl er blaß wurde, beherrschte er sich vortrefflich. Wenn sie einmal alles wußte, mußte man sich in das Unvermeidliche fügen. Seine Partie wenigstens wollte er nicht verloren geben. Zärtlich zog er Fanny an sich und sagte: „Gib dich nur nicht solchen Gedanken hin, liebe Fanny. Mama ist eben wie alle braven Mütter verliebt in ihren Schwiegersohn. Das kann ja auch gar nicht anders sein, — bei meiner Unwiderstehlichkeit! Und wenn sie vielleicht ein bißchen zu weit darin gegangen ist, so muß man das aufs Konto ihres Temperamentes und des Sektgenusses schreiben. Mein Gott, — wir machen alle mal Dummheiten, wenn's Blut kocht. Denk doch an deinen Taumel von vorhin. Du warst ja die reine Lava! Sieh, wie rot du wirst. Also Schwamm drüber. Ich werde mir Mama schon vom Leib halten. Und nun mach dir keine Kopfschmerzen mehr, du süße Törin. Du hast wirklich keine Rivalin zu fürchten."

Er hatte bereits gesiegt, so daß er gar nicht nötig gehabt hätte, sie noch weiter auf „ihre kindische Eifersucht" aufmerksam zu machen. Sie sprachen dann sehr vernünftig über ihre Zukunft. Neukirch meinte, daß die Hochzeit bald stattfinden müsse, und Fanny gab ihm in seliger Stimmung das Versprechen, jeder Veranlassung zu einer ähnlichen Szene mit Frieda aus dem Wege zu gehen. Dann suchten sie Arm in Arm wie durchaus glückliche Brautleute die übrigen Herrschaften auf, jedes innerlich fest davon überzeugt, den anderen durch meisterhaftes Komödienspiel übertrumpft zu haben.

Hauptmann Schwitzer wollte gerade Abschied nehmen. Wenn er gehörig verdaut hatte, ging er immer. So schützte er denn, wie gewöhnlich, seinen „Skatabend" vor, obgleich Eingeweihte behaupteten, sie hätten noch niemals eine Karte in seinen Händen gesehen.

Neukirch, der das wußte, wollte ihn in Verlegenheit bringen.

„Sie wollen schon gehen, Herr Hauptmann?“

„Ich muß, mein lieber Herr Assessor. Ich bin der unglückseligste dritte Mann, den Sie sich denken können. Kein Tag vergeht, wo man mich nicht —“

„Ich habe schon davon gehört, — Sie sollen ein ausgezeichneter Skatspieler sein. Können Sie vielleicht zur Schlichtung eines kleinen Streites beitragen, wenn Sie mir Ihre Meinung über —“

„Ein andermal, Herr Assessor, ein andermal. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herrschaften!“

Damit hatte er seinen dicken Körper durch die Tür geschoben.

„Schade, ich hätte ihn gern einmal festgenagelt,“ sagte Neukirch hinter ihm.

Neukirch empfahl sich auch bald. Er müsse einigen Kollegen eine Bowle zum besten geben, entschuldigte er sich, und hatte damit seinen Zweck erreicht, früher als sonst das Haus verlassen zu dürfen, um ungestört über die Erlebnisse der letzten Stunden nachdenken zu können.

Als er auffallend herzlich Abschied von Fanny genommen hatte, benutzte Frieda eine Gelegenheit, ihm zuzuflüstern: „Ich werde morgen an dich schreiben.“

Er wußte, daß sie, wie gewöhnlich, Olga schicken werde, und so ging er sehr vergnügt von dannen.





Fünftes Kapitel.

Am anderen Morgen gegen zehn Uhr bemerkte Fanny Olga, die mit einem Briefe in der Hand aus dem roten Salon kam und es sehr eilig zu haben schien.

„Sollen Sie für Mama fortgehen?" fragte sie mit einem neugierigen Blick auf das zierliche Kuvert, das das Monogramm Friedas trug.

„Jawohl, diese Einladung zu dem Herrn Assessor tragen und auf Antwort warten."

„Eine Einladung? Ach ja, ich weiß schon," redete sich Fanny aus.

Bei dem Worte „Einladung" hätte sie auflachen mögen, denn sie zweifelte nicht daran, daß das Kuvert mehr als eine Förmlichkeit enthielt.

„Ach, hören Sie, Olga, — da können Sie mir gleich einen kleinen Gefallen erweisen," fuhr sie mit freundlicher Miene fort.

„Gewiß, gnädiges Fräulein."

„Ich möchte ebenfalls ein paar Zeilen an Herrn Neukirch schreiben ... Hat Mama schon Toilette gemacht?"

„Nein. Die gnädige Frau liest die Zeitungen."

Damit pflegte die Frau Geheimrat sich ziemlich lange zu beschäftigen.

„Gehen Sie inzwischen nach der Leihbibliothek und fragen Sie an, ob die Bücher schon da sind, die Sie gestern schon holen sollten. Sie können doch in zehn Minuten wieder zurück sein?"

„Gewiß, ich werde mich beeilen."

Als Olga sich entfernen wollte, rief ihr Fanny nach: „Lassen Sie doch den Brief solange hier!"

Dann befand sie sich allein in ihrem Schlafzimmer, verriegelte die Tür und hielt den Brief in fieberhafter Erregung in der Hand. Sie trat ans Fenster und hielt ihn gegen das Licht, aber sie konnte nichts entziffern. Lange schwankte sie, denn sie wollte das verletzen, was jedem Menschen heilig ist. Dann aber wußte sie kaum, was sie tat. Knisternd flog das Kuvert auseinander.

Im Stehen, mit wogendem Busen und heißem Atem las sie:

„Mein Heißgeliebter! Ich habe die Empfindung, daß Fanny durch irgendetwas Verdacht schöpft. Seit gestern wenigstens ist mir ihr Benehmen unerklärlich. Vorsicht ist daher mehr als je geboten. Jedenfalls behandle mich noch gleichgültiger als sonst in ihrer Gegenwart, wenn mir auch dieser Gedanke entsetzliche Folterqualen bereitet. Mein erster Gang gilt Dir. Vernichte diesen Brief wie gewöhnlich.

Für ewig
Deine Frieda.

P. S. Fannys Vormund ersucht mich um eine Unterredung betreffs Ordnung der finanziellen Angelegenheit. Ich erledige die Sache noch heute."

Unbeweglich las Fanny die wenigen Zeilen zum zweiten- und dann zum drittenmal. Nur ihre leuchtenden Augen und das Wogen ihrer Brust belebten sie. Nun hatte sie die schriftliche Bestätigung dessen, was sie bereits wußte. Nicht die geringste Ahnung von der finanziellen Spekulation Friedas und Brunos stieg in ihr auf; nur Raserei, fürchterliche seelische Raserei, die sich nicht austoben kann, rüttelte an ihr.

Aber auch jetzt noch sprach sie Neukirch von aller Schuld frei, denn in ihren Augen war er nur der Verführte. Er hatte eben die „Gelegenheit wahrgenommen", wie Margarete von den Männern gesagt hatte, und schämte sich einzugestehen, in welchen unwürdigen Fesseln er lag.

„Mein erster Gang gilt dir", wiederholte sie halblaut. Wie viele solcher Gänge mochte sie bereits nach der Wohnung Neukirchs gemacht haben!

Die offene Wut brach sich endlich Bahn.

„Hinterlistige Schlange, ich will dich zertreten!" zischte sie hervor.

Ihr Blick fiel auf die Uhr. Olga mußte jeden Augenblick kommen. Sie konnte sich in den Augen des Dienstboten nicht kompromittieren. Sie griff zur Feder und schrieb auf den weißen Rand des Bogens:

„Ich habe diesen Brief gelesen. Ich verzeihe Dir, denn ich weiß, Du bist unschuldig. Ich schwöre Dir, niemals zu meiner „Mama" etwas davon verlauten zu lassen. In aufrichtiger Liebe

Deine Fanny."

Dann holte sie hastig eins ihrer Kuverts hervor. Es war von derselben Art wie das zerrissene und zeigte dasselbe verschlungene F. v. S. Als der Brief wieder verklebt war, ahmte sie die flüchtig hingeworfenen Züge von Friedas Handschrift nach. Als Olga zurückkehrte, war sie gerade dabei, selbst ein paar freundliche Zeilen an ihren Verlobten zu schreiben.

„So, nehmen Sie die beiden Briefe und gehen Sie. Halten Sie sich aber nicht lange auf, wie es gewöhnlich Ihre Manier ist."

Als Olga die Tür hinter sich hatte, drehte sie sich um und machte eine lange Nase. „Hochnäsiges Ding, — wir sprechen uns noch einmal!" machte sie ihrem Ärger Luft.

Nach einer Viertelstunde stand sie dann vor Neukirch. Schon unterwegs hatte sie sich vorgenommen, gegen seine etwaigen Liebenswürdigkeiten nicht unempfindlich zu sein. „Aus Rache gegen seine Braut", wie sie sich krampfhaft einredete. In Wahrheit jedoch beherrschte sie instinktiv der Drang, schnell und viel Geld zu verdienen. Natürlich nur ihres Paulus und seines dereinstigen Glückes wegen! Das war selbstverständlich. Sie verbohrte sich förmlich in diesen Gedanken, um der Sünde leichter entgegengehen zu können.

Sie hatte sich nicht getäuscht: Neukirch benahm sich sofort sehr ungeniert gegen sie. Jedesmal, wenn er sie in dem hellen, prallsitzenden Kleide erblickte, erwachte sein Begehren, das dadurch noch gesteigert wurde, weil sie seine Zärtlichkeiten nicht

abwehrte, sondern mit dem verschämten: „Aber nicht doch, Herr Assessor“ geduldig hinnahm.

Diesmal wagte er sogar, die Festigkeit ihres Busens zu prüfen. Als sie dabei ihren Kopf an seine Wange legte, war er doch betroffen und ließ sie los. Er zweifelte nun, ob das Hingebung aus Dummheit oder raffinierte Verstellung sei. Am Ende war sie schlau genug, ihn in ihre Netze zu ziehen, um dann irgendwelches Kapital daraus zu schlagen. Als er dann aber in ihr offenes Gesicht blickte, vermißte er jeden Zug dieser schlechten Eigenschaft. Gewiß hatten seine Geschenke sie nur gereizt und gelockt.

Friedas Brief brachte ihn dann auf andere Gedanken. Er wurde erregt, als er Fannys Randbemerkung las. Seinen scharfen Augen konnte es nicht entgehen, daß Friedas Handschrift nachgeahmt war. Es war schon weit gekommen zwischen Stiefmutter und Tochter! Wer konnte wissen, was da alles hinter seinem Rücken vorging. Nun wuchs sein Mißtrauen gegen Olga. Womöglich stand sie im Solde seiner Braut, die ihm eine Falle stellen wollte.

„Wer hat Ihnen den Brief zur Besorgung übergeben?“ fragte er mit veränderter Miene.

Ohne weitere Fragen abzuwarten, erzählte sie den Vorgang. Die Treuherzigkeit, mit der sie das tat, die Freiheit ihres Blickes dabei, eine gewisse ungeheuchelte Angst, deren sie sich nicht entwehren konnte, sprachen lebhaft für ihre Unschuld und Harmlosigkeit. Er hätte kein gewiegter Frauenkenner sein müssen, um sie im Innern nicht sofort von seinem Verdacht freizusprechen. Nach Öffnung des zweiten Briefes durchschaute er nun den Kniff seiner Braut. Wenn Olga keine Kenntnis von dem dummen Streich Fannys hatte, so brauchte sie auch nichts davon zu erfahren.

Er zeigte nun wieder ein freundliches Gesicht.

„Ich bin nicht so wie die andern“, sagte sie. „Sie können fest auf mich bauen. Darauf will ich ihnen einen Eid geben. Aber das tue ich nur für Sie, für Sie ganz allein, Herr Assessor.“

„Wirklich, ist das wahr?“

Er hatte sich niedergelassen, um Friedas Brief mit wenigen

Zeilen zu beantworten. Nun trat er auf sie zu, bog ihren Kopf ein wenig hintenüber und küßte sie heiß auf den Mund. Damit war ihre Freundschaft besiegelt.

Dann zog er sie auf seinen Schoß.

Wo sie denn ihr Portemonnaie stecken habe? Er wolle ihr etwas für ihre Sparkasse schenken.

Als er es suchen wollte und sich seine Hand dabei verirrte, kicherte sie vergnügt.

„Die Herren finden nie unsere Taschen", sagte sie dann und holte das Portemonnaie hervor. Aufmerksam beobachtete sie, was er ihr hineinstecken würde. Als sie abermals ein Goldstück blinken sah, war sie zufrieden und ließ sich aufs neue drücken und abküssen.

Neukirch war schon nahe daran, noch weiter zu gehen, als er sich mit Gewalt von ihr losriß. Es war die höchste Zeit, er mußte fort.

Ob sie ihm den Gefallen tun wolle, darauf zu achten, was man im Hause der Geheimrätin über ihn spreche, was überhaupt hinter seinem Rücken dort vorginge? fragte er. Er habe seine bestimmten Gründe dazu, die er ihr ein andermal mitteilen werde.

Sie beteuerte, daß er sich ganz auf sie verlassen könne.

„Ich weiß überhaupt schon längst, daß etwas vorgeht", sagte sie mit der selbstbewußten Miene abhängiger Menschen, denen man plötzlich die Berechtigung gegeben hat, sich ein offenes Wort zu erlauben.

„Wann kannst du mich einmal besuchen, liebes Kind?"

Am Sonntag Nachmittag habe sie frei, meinte sie. Wenn es ihm recht sei, komme sie alsdann. Er möge nur die Stunde bestimmen.

Er besann sich nicht lange, denn er wollte sie gern auf längere Zeit bei sich haben. So nahm er sich vor, sie zu verführen, um sie sich seinen Zwecken gefügig zu machen.

Nachdem er ihr noch eingeschärft hatte, die Antwort direkt Frieda zu übermitteln, verschwand sie, während er über die „göttliche Dummheit" philosophische Betrachtungen anzustellen begann.

Es kostete Olga große Mühe, sich am festgesetzten Tage von Paulus Liese loszumachen. Er quälte sie wieder mit seiner Eifersucht. Wohin sie denn allein wolle, fragte er ein über das andere Mal. Sie wisse doch, daß er sich schon tagelang darauf gefreut habe, mit ihr ausgehen zu können. Gerade heute sei prachtvolles Wetter. Nun würde wieder nichts daraus.

Mehrmals bereits hatte sie erwidert, daß sie für die gnädige Frau einen nötigen Gang habe, der sich nicht aufschieben lasse. Aber er glaubte das nicht. Er redete sich ein, daß sie etwas ganz Besonderes vorhaben müsse. Dazu machte sie viel zu große Vorbereitungen. Noch nie hatte sie beim Ankleiden so viel Umstände gemacht. Sie pflegte ihre gute Garderobe in der Wohnung ihrer Eltern aufzubewahren. Vater und Mutter waren ausgegangen. Paulus Liese konnte sich nicht enthalten, das Alleinsein zu benützen, um zudringlicher als sonst zu werden. Wie gewöhnlich brachte er sein Gesicht dicht an sie heran und betastete sie leise. Als er ihre nackten Arme fühlte, wurde er sehr kühn.

„Wie schön du bist, Olga!"

Er küßte ihren Nacken und kniff in das volle Fleisch der Arme, so daß sie rot wurde und rasch nach einem Tuch griff, das sie um die Schulter warf.

Gewöhnt an sein schlechtes Sehen, nahm sie niemals Anstand, sich in seiner Gegenwart die Taille abzustreifen. Nun wurde sie aber grob, so daß er ganz verlegen wurde. Wenn er sich noch einmal so etwas herausnehme, dann sei es aus zwischen ihnen.

„Ich denke, du bist kurzsichtig", muckte sie auf.

Er hatte diese Abfertigung nicht erwartet und bewegte sich nun wie ein beleidigter Mensch, der nichts mehr zu erwidern hat, in seiner unbeholfenen linkischen Gangart der Türe zu, wo er nach der Klinke tastete.

Das rührte sie. „Paulus!"

Sie schritt auf ihn zu und führte ihn zum alten Sofa. Er gehorchte wie ein Kind. In diesem Augenblick sah man, wie lieb er sie hatte.

„Wenn wir Mann und Frau sind, dann erlaube ich dir alles. Jetzt schickt sich das noch nicht. Nun geh nach drüben, ich komme gleich nach. Und merke dir, was ich dir gesagt habe.“

Er verließ sie in seiner alten fidelen Stimmung.

Als sie allein war, riß sie das Tuch wieder ab und betrachtete sich in dem Wandspiegel, wobei sie Kopf und Schultern nach allen Seiten drehte. Ihre Reize erregten heute zum ersten Male ihre besondere Aufmerksamkeit. Wie schön sie sei, hatte er gesagt. Wenn das schon ein halberblindeter Mensch bemerkte, wie sehr mußte es einem gesunden Gesicht auffallen! Paulus war nun in ihren Augen ein richtiger Tolpatsch. Wie unzart er seine Liebkosungen anstellte! Am Ende fand sie das außerordentlich frech. Die dicke Minna drüben hatte völlig recht, wenn sie behauptete, man dürfe den Männern vor der Verheiratung nicht zu viel gestatten. Eines Tages ließen sie sich nicht mehr sehen. Die sprach doch aus Erfahrung, denn sie hatte bereits fünf Schätze gehabt.

Plötzlich dachte sie an Neukirch, dem sie doch verhältnismäßig viel mehr Freiheiten gestattet hatte als ihrem Paulus, der doch ihr Verlobter war. Aber konnte sie wohl gegen einen so feinen, hübschen Mann ebenso grob sein wie gegen Liese? Gewiß doch nicht!

„Aber es ist unrecht, daß ich mir das von einem fremden Herrn gefallen lasse“, sprach sie halblaut vor sich hin.

Aber machte er nicht Geschenke, an Goldstücken sogar? Die Gewissensbisse verschwanden, wie sie gekommen waren. Schließlich würde sie ja doch keines anderen Frau, als Paulus Lieses, — er brauchte sich also gar nicht zu beklagen. Der Assessor konnte sie doch nicht heiraten!

Damit verschwand jedes Bedenken. Sie schuldete ihm Dankbarkeit, es war also ihre Pflicht, ihr Versprechen zu halten. Alles in allem mußte sie sich stolz fühlen, daß er gerade sie, das einfache Stubenmädchen, zu seiner Vertrauten ausersehen hatte.

Als sie endlich mit ihrer Toilette fertig war, befielen sie doch sonderbare Gedanken. Weshalb wollte er längere Zeit mit ihr sprechen? Instinktiv ahnte sie eine Gefahr.

„Ich werde doch lieber nicht gehen."

Sie zögerte. Man sprach so viel über die Liebschaften des Assessors.

„Aber das sähe wie Furcht aus."

Hatte sie nicht starke Arme, war sie nicht kräftig gebaut, war sie nicht ein erwachsenes Mädchen, konnte sie nicht schreien?

Er sollte nur wagen —!

Ihr Entschluß war gefaßt. Sie verschloß die Türen und ging dann zur Nachbarin, um die Schlüssel abzugeben.

„Ei, Sie haben sich ja so fein gemacht," sagte Frau Liese. „Diese wunderschöne blaue Schleife!"

Paulus kam sofort auf Olga zu, um den Schmuck aus nächster Nähe zu betrachten und zu befühlen.

„Nicht doch, — das gibt ja Flecke!" sagte sie abwehrend. Dann zur Nachbarin gewandt: „So? Sehe ich fein aus? Man muß sich doch auch einmal herausputzen. Adieu, ich komme bald wieder."

Paulus folgte ihr auf den Flur. Er quälte sie noch im letzten Augenblick. Sie wurde wütend.

„Wenn du es nun einmal wissen willst: ich habe mich mit einer Freundin verabredet. Wir wollen etwas kaufen."

Damit stürmte sie die Treppe hinunter.

Nun glaubte er ihren Worten erst recht nicht. In der Stube angelangt, zog er sich seinen guten Rock über und griff nach dem Hut. Wohin er denn wolle, fragte die Mutter.

„Du wirst ihr doch nicht etwa nachlaufen? Wie kann man nur so eifersüchtig sein! Sie ist ein gutes, braves Mädchen, das keine Verstellung kennt."

Paulus erwiderte nur, daß er allein an die Luft gehen wolle, küßte sie und ging.

Vom Fenster aus verfolgten ihn die liebenden Augen der Mutter, bis er im Torweg des Vorderhauses unsichtbar geworden war. — — — — — — — — — — — — — — — —

„Also doch noch, — das ist reizend von Ihnen, Olga. Ich glaubte, Sie könnten mich zum besten gehabt haben. Nun

danke ich Ihnen doppelt. Treten Sie nur näher und legen Sie ab."

Sie war eine halbe Stunde später gekommen. Als sie sich vor dem Hause befunden hatte, war sie zaghaft geworden, so daß sie wieder umkehrte und eine Weile in den Nebenstraßen auf und ab spazierte, ehe sie den Mut wieder bekam. Sie fand, daß es doch ein großer Unterschied sei, als Bote ihrer Herrschaft zu dem Assessor zu gehen oder aus eigenem Willen ihm einen Besuch zu machen. Endlich konnte sie nicht mehr zurück, denn sie hatte die Klingel ertönen lassen. Neukirch hatte ihr die Tür geöffnet.

Im Zimmer war sie mit gesenktem Kopf an der Tür stehen geblieben. Ein Blick hatte sie davon überzeugt, daß die Fenstervorhänge zugezogen waren, trotzdem es draußen noch Tag war, daß eine gewisse Vorbereitung auf ihren erwarteten Besuch hindeutete. Auf dem Tisch standen mehrere Flaschen Wein und zwei Gläser. Die Ahnung einer Gefahr brachte sie nicht von der Stelle. Ihr Atem war beklommen, und schwer hob und senkte sich ihre Brust.

Sie gefiel ihm durch dieses zaghafte Auftreten außerordentlich, denn das gab ihm dadurch den Beweis, daß sie wohl wisse, was sie zu erwarten habe.

„Aber so treten Sie doch näher. Was ist Ihnen denn?"

Er versuchte ihr glühendes Gesicht in die Höhe zu heben, um ihr in die Augen zu sehen, während der andere Arm sich um ihre Taille legte.

Sie schwieg noch immer. Endlich sagte sie leise und bittend: „Ich möchte lieber wieder gehen. Lassen Sie mich hinaus."

„Weshalb denn, liebes Kind? Ich habe Ihnen doch nichts getan. Wir haben viel zu plaudern. Ich werde gleich Licht anzünden. Kaum sind Sie angelangt, so wollen Sie mich wieder verlassen, — das wäre ja noch schöner! ... Kommen Sie nur ... Ich bitte Sie recht sehr, recht herzlich."

Der einschmeichelnde Ton seiner Stimme trug den Sieg davon. Halb ging sie, halb ließ sie sich von ihm führen.

Am Sofatisch blieb sie wieder stehen, noch immer mit gesenktem Blick. Mit beiden Händen hielt sie sich an der Platte fest, als wolle sie widerstreben.

„Bitte, liebe Olga, legen Sie Ihre Sachen ab. Machen Sie es sich recht bequem.“

Als sie seiner Bitte wiederum nicht Folge leistete, zog er ihr selbst die lange Nadel, die den Hut festhielt, aus dem Haar und legte den Hut beiseite. Dann versuchte er mit zitternder Hand ihr festanschließendes, sommerliches Jackett aufzuknöpfen. Nun entwand sie sich seinen Händen und sagte leise wie vorher: „Ich werde das selbst machen. Aber bitte, machen Sie nur Licht.“

Draußen brach die Dämmerung immer merklicher herein und verdunkelte das Zimmer zunehmend. Sie entledigte sich des Jacketts und verharrte dann schweigend am Tisch. Ihre volle Gestalt hob sich silhouettenartig von dem durchsichtigen weißen Vorhang des hinter ihr liegenden Fensters ab.

Bei diesem Anblicke konnte er seine niedrige Leidenschaft nicht mehr bezähmen. Sie mußte durch irgend etwas zum Ausbruch kommen. Er drückte ihre vom Arbeiten harte und gerötete Hand, umschlang sie dann mit beiden Armen, preßte die volle Büste an sich und stammelte mit heißer Stimme: „Was für ein schönes Mädchen du bist ... du bist viel zu schade für deine untergeordnete Stellung ... Ich bin dir gut, du glaubst nicht wie ...“

Mit geschlossenen Augen und wogendem Busen ließ sie sich abküssen, überrumpelt von seinen stürmischen Zärtlichkeiten. Daß sie schön sei, hatte er ihr bereits öfters gesagt, nicht aber, daß sie für ihre Stellung nicht passe und daß er ihr gut sei. So schwamm sie in Seligkeit.

Als er sie ins Nebenzimmer führte, sträubte sie sich schon weniger. Und als er sie dann auf das Sofa niedergedrückt und Licht gemacht hatte, war sie neugierig, was nun geschehen würde. Ihre größte Angst war, daß plötzlich ein Fremder sie hier sehen könne. So atmete sie denn auf, als er sagte, daß sie keine Furcht zu haben brauche. Es werde sie niemand stören, denn es sei kein Mensch zu Hause.

Nach zehn Minuten hatte er sie zu bewegen gewußt, von dem Wein zu trinken, den er ihr vorgesetzt hatte. Sie nippte zwar erst, als er aber auf ihr Wohl anstieß und sie bat, einen herzhaften Schluck zu nehmen, setzte sie das Glas kräftig an.

Da sie sehr vollblütig war und der Wein leicht berauschte, wurde es ihr bald warm im Kopfe. Die Augen glänzten, die Lippen leuchteten. Die alte Munterkeit kam über sie. Nach weiteren zehn Minuten lachte sie bereits über einen anzüglichen Scherz, den er machte.

Sie saßen nebeneinander. Er wurde immer zärtlicher, zudringlicher; umfaßte sie immer kühner, fester. Sie wehrte ihn nur leise ab und sagte lachend: „Ach, nicht doch. Erzählen Sie mir erst, was Sie mir zu sagen haben."

Er meinte, daß das noch Zeit habe. Nun fiel ihm ein, daß er ihr eine kleine Aufmerksamkeit zugedacht hatte. Er stand auf und holte ein zierlich geformtes Armband herbei mit dem Bemerken, daß er es ihr zum Andenken an den heutigen Tag verehre. Es hatte keinen großen Wert, aber sie freute sich außerordentlich darüber, betrachtete es von allen Seiten und legte es dann um ihr Armgelenk.

Die Lampe brannte ihm plötzlich zu hell. Er schraubte die Flamme herunter und gebrauchte dafür die Ausrede, daß es ohnedies schon heiß genug im Zimmer sei.

Als sie abermals ein halbes Glas Wein getrunken hatte, flüsterte er ihr etwas Verheißungsvolles ins Ohr.

„Was ist das?" fragte sie ruhig, schon dreist geworden in der Weinstimmung. Dabei konnte sie sich des Lachens nicht enthalten. Er wußte, daß er gewonnenes Spiel hatte.

Endlich, nach vielen Bitten und Beteuerungen, versprach sie ihm zögernd, ihm ganz angehören zu wollen, wenn er nicht darüber sprechen wolle. Aber — — die Angst vor den Folgen sei so entsetzlich! Er solle bedenken, die Schande ... Es könne für ein Mädchen nichts Schrecklicheres geben!

„Was du dir denkst, meine Kleine! Ich sollte dich unglücklich machen? Niemals, das schwöre ich dir."

Er sprang auf und verlöschte die Lampe, während ein überraschtes „Ach!" von ihren Lippen kam. — — — — — — —

Nach einer Stunde wurde zweimal hintereinander stark an der Klingel gezogen. Neukirch sprang erschreckt auf und zündete die Lampe an. Wer konnte das sein?

„Olga!" rief er leise.

Sie war fest eingeschlafen. Als er sie dann glücklich munter gemacht hatte, rieb sie sich die Augen und blickte um sich, als wüßte sie nicht, wo sie sich befinde. Nach einer Minute hatte er sie gehörig unterrichtet. Sie solle durch die Tür dieses Zimmers nach dem Korridor gehen und das Haus verlassen, sobald ein Besuch da sei, den er ins erste Zimmer hereinnötigen müsse. Halb schlaftrunken ließ sie sich zur Tür hinschieben, nachdem er ihr die Garderobe gereicht hatte.

Dann öffnete er. Frieda stand vor ihm und trat sofort herein. Er lehnte die Tür nur an. Frau von Setzen schien sehr erregt zu sein, denn sie befand sich ganz außer Atem.

„Ist Fanny nicht bei dir?" fragte sie stürmisch, „ich habe wieder eine Szene mit ihr gehabt. Sie ging ohne Adieu zu sagen fort. Ich glaubte, sie könnte dich aufsuchen, weil wir vergeblich auf dich gewartet hatten."

Neukirch war sehr erstaunt. Während er seine Geliebte ins Zimmer führte, hörte er leise die Korridortüre klappen. Olga war also verschwunden. Frieda war bereits ins zweite Zimmer gefolgt. Sie erblickte die Weinflaschen und Gläser und sah ihn nun groß an.

„Du hast Besuch gehabt?"

„Ein Freund, der mich aufhielt —"

„Sooo —. Tragen deine Freunde denn auch Haarnadeln?"

„Vielleicht beim Aufräumen von dem Dienstmädchen verloren gegangen," erwiderte er ruhig.

„Merkwürdig, daß sie ganz denjenigen ähnlich sieht, die Fanny und ich zu gebrauchen pflegen."

„Dann kann ich für diese merkwürdige Ähnlichkeit nicht, meine Liebe", sagte er, sich auf die Lippen beißend.

„Man denkt sich sein Teil", erwiderte sie, im Zimmer auf und ab gehend.

Damit trat eine Pause ein, während welcher sie ihre Eifersucht zu bekämpfen suchte und er im Inneren diesen plötzlichen Besuch verwünschte ...

Nach einer Viertelstunde saßen sie friedlich auf dem Sofa, die übrig gebliebene Flasche Wein vor sich. Und froh, ihn ganz ungestört zu haben, schenkte ihm Frieda ihre Liebe ...

Olga fühlte sich tödlich erschrocken, als sie Frau von Setzen an der Stimme erkannt hatte. Also „du“ nannten sie sich! Das waren ja ganz merkwürdige Dinge, die sie erlebte. Wie sie die Treppen heruntergekommen war, wußte sie nicht. Im Gewühl der Straße erst kam sie zur Besinnung. Sie betrachtete die Welt mit anderen Augen. Himmel, Häuser und Bäume waren dieselben geblieben, aber die Menschen hatten sich verändert. Mit dem Gefühl der Ermattung, das sie träge dahinschreiten ließ, mischte sich etwas von der Wonne genossenen Glückes. Der Gedanke, daß sie eine Gefallene sei, wurde verdrängt durch die Genugtuung, um ein Geheimnis bereichert zu sein, dessen Erforschung die größte Sehnsucht des erwachenden Weibes bildet, das Lieben und Leben ihres Geschlechts ausfüllt.

Als sie in diesem Dämmerungstaumel niegeahnter Lebenswollust langsamen, unsicheren Schrittes inmitten der sonntäglich gekleideten Menge durch die Straße ging, in der der erste Laternenschimmer mit dem Schatten des späten Abends rang, streifte jemand unbewußt sanft ihren Arm, um sich dann in unsicherer Gangart an ihr vorbei zu winden.

Es war Paulus Liese, der sie nicht erkannt hatte und sich nun beeilte, noch spät seiner Kneipe zuzusteuern. Ihr Herz bekam einen Stoß, alles Blut drängte sich zu ihm zurück, daß sie meinte, es stocke ihr in allen Adern. Sie blieb stehen, wollte ihm nach, aber sie schämte sich. So stand sie an einer Laterne, verfolgte ihn mit ihren Blicken, bis er in einem Pferdebahnwagen verschwunden war. Dann schritt sie zitternd an allen Gliedern, mit einem Segenswunsch für ihn auf den Lippen, sich selbst verachtend, ihres Weges weiter ...





Sechstes Kapitel.

„Ah sieh' da, — der neue Caliban!"

Die Herren von Schichlinski und Major von Schimmel schlenderten die „Linden" entlang, als sie des großen Kritikers ansichtig wurden.

Beide kamen von Dressel, wo sie sich auf Anregung des Majors, dessen Börse mit dem vor wenigen Stunden erhaltenen Pensionsgelde gefüllt war, bei Austern und Sekt in eine animierte Stimmung versetzt hatten. An derartigen Tagen pflegte der Gatte der dicken Lustspieldichterin mit einem gewissen Selbstbewußtsein durch die Straßen zu schreiten, bewegt von dem Gefühl, die ganze Welt befinde sich in seiner Westentasche. Da er stark unter dem Pantoffel stand, sich daher selten in Extravaganzen ergehen durfte, so zeigte er heute die erklärliche Neigung, einen sogenannten wilden Mann zu machen. Hatte er dann irgend einen Bekannten gefunden, der seine Abwege zu begreifen verstand, so hielt er es nicht für unwürdig, zuletzt in einer etwas zweifelhaften Kneipe unterzutauchen, in der er bei eben so teurem als schlechtem Wein ein Vergnügen daran fand, sich von einem der bedienenden üppigen Frauenzimmer den bereits grauen Bart streichen zu lassen. Den Schluß des Abends bildete gewöhnlich ein Besuch im „Feudalen Klub", wo man einen kleinen „Tempel" legte und, wenn man Glück hatte, die verschwenderischen Ausgaben des Tages wieder hereinholen konnte.

Leider war Fortuna dem Major wenig hold, wahrscheinlich um deswegen, weil er sich seines großen Glückes in der Liebe rühmen durfte, was er bei passender Gelegenheit gern erwähnte.

Er setzte sich aber über den Verlust leicht hinweg, indem er bei zahlungsfähigen Klubmitgliedern kleine Anleihen machte, die seiner Ansicht nach zu gering waren, als daß er sich ihrer noch bei der nächsten Zusammenkunft hätte erinnern sollen.

Zu Herrn von Schichlinski hatte er sich in der letzten Zeit um so aufrichtiger hingezogen gefühlt, je mehr der junge Schlachtschitz das Bedürfnis fühlte, die Gesellschaft Frau Lilias zu teilen. So sehr der Major seine liebebedürftige Gattin ihres Talentes wegen anbetete, so sehr empfand er ihre Sucht, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, als eine Last, die er hin und wieder gern auf andere abwälzte. Im Grunde seines Herzens war er also Herrn von Schichlinski dankbar dafür, daß dieser sich die redlichste Mühe gab, seiner Frau zu ihrer vollsten Zufriedenheit Ritterdienste zu leisten. Sein Gewissen wurde dadurch beruhigt, wenn er einer schmutzigen Passion nachging, die mit dem Sittenkodex eines Ehemannes nicht ganz übereinstimmte.

Der junge Journalist schlug erst vor, Doktor Gerechter aus dem Wege zu gehen. Er hatte erklärliche Gründe dafür. Die Brüderschaft, die er an jenem Morgen im Café National mit seinem liberal gesinnten Kollegen geschlossen hatte, berührte ihn peinlich in Gegenwart eines Dritten. Er benutzte daher jede sich ihm darbietende Gelegenheit, dem neuen Caliban auszuweichen.

„Lassen wir ihn laufen, Herr Major", sagte er, indem er, anscheinend interessiert, vor einem Schaufenster stehen blieb, um sich den Blicken Gerechters zu entziehen. „Er ist doch eigentlich ein widerlicher Kerl, schon der Anblick seiner Nase berührt mich unangenehm. Ich habe immer die Empfindung, als würfe sie bereits in einiger Entfernung ihren Schatten voraus."

Der Major lachte, kehrte sich aber nicht an das Mißbehagen seines Begleiters. Er hatte alle Ursache, dem Kritiker dankbar zu sein, schon weil seine Frau aus literarischen Gründen für Doktor Isidor Gerechter schwärmte. Der Major hatte sich zwar verpflichtet, eine Kritik über das neueste Novellenbuch seiner Gattin zu schreiben, die Doktor Gerechter in seiner Zeitung unterbringen wollte, da er aber nicht das geringste Talent zur

Abfassung einer Rezension besaß, so unterwarf sich die Dichterin dieser Mühe in höchst eigener Person, welches Vergehen gegen die Gesetze einer unparteiischen Kritik sie dadurch zu entschuldigen wußte, daß sie die ihrem Gatten einleuchtende Behauptung aufstellte, sie als Autorin müsse jedenfalls am besten die Schwächen und Vorzüge ihrer Geisteskinder kennen. Da es nun für beide Teile ganz selbstverständlich war, daß bei einer derartigen gottbegnadeten Dichterin die Vorzüge in ihren Werken bei weitem die Schwächen überflügeln mußten, so konnte man es nur natürlich finden, wenn unter der Feder Frau Lilias ein kritisches Feuilleton entstand, welches sich wie eine ohnegleichen dastehende Lobeshymne ausnahm und verschwenderisch den Lorbeer auf das Haupt der Frau Major drückte. Um jeglichem Verdacht der Selbstberäucherung zu entgehen, mußte der Major mit seinen derben Schriftzügen das Konzept kopieren. Man konnte sich schließlich doch nicht des Gedankens erwehren, in Herrn Doktor Gerechter einen bissigen Satiriker zu erblicken, dem man nicht ganz trauen dürfe.

Die neugefundene Freundschaft aber bewährte sich ganz vortrefflich. Das Feuilleton hatte in engeren Kreisen gewissermaßen Sensation erregt und der Dichterin die verdiente Würdigung ihres novellistischen Talentes eingetragen. Einige Menschen von nicht ganz gewöhnlicher Gesinnung behaupteten zwar, es könne einem Autor nichts Schlimmeres passieren, als in solcher Art und Weise zu Tode gelobt zu werden, aber das waren jedenfalls nur neidische Kreaturen, auf welche man mit Verachtung herabblicken durfte.

Es war also erklärlich, daß der Major es nicht gern mit dem einflußreichen Journalisten verderben wollte und sich daher für verpflichtet hielt, seinen Gruß zu erwidern. So mußte denn Herr von Schichlinsky den gefürchteten Augenblick ebenfalls über sich ergehen lassen.

Der Major machte große Augen, als er vernahm, wie intim die beiden Herren miteinander standen. Seiner Ansicht nach mußte für einen ehemaligen Offizier viel Überwindung dazu gehören, sich mit einem jüdischen Zeitungsschreiber auf du und du zu stellen. Er betrachtete plötzlich den Schlachtschitzen mit

einem gewissen Mißtrauen, das aber glücklicherweise nicht lange anhielt; denn die moralischen Entrüstungen Herrn von Schimmels verflogen mit demselben Augenblicke, in dem man ihm den Vorschlag machte, irgendwo einzukehren.

Ob man nicht gemeinschaftlich in irgend einer anständigen Weinkneipe dinieren wolle, meinte Doktor Gerechter. Es sei Zeit für seinen Magen. Trotzdem der Major, wie bekannt, vor kurzem erst gefrühstückt hatte, so erklärte er sich doch damit einverstanden. Der Gedanke an ein neues Glas Wein ließ ihn mit der Zunge schnalzen.

Herrn von Schichlinski war diese Wendung der Dinge unangenehm. Er müsse sich leider empfehlen, bemerkte er. Der Major aber nahm ihn sofort am Arm und zog ihn mit sich fort.

„Ach was, — kommen Sie nur, Sie bleiben bei uns", sagte er sehr bestimmt, worauf ihm Schichlinsky zuflüsterte:

„Dann lassen Sie uns in ein Lokal gehen, in dem wir unter uns bleiben können."

Man kam überein, eine Weinstube in der Französischen Straße zu beglücken.

Während sie nach dort ihre Schritte lenkten, fuhr ein Landauer an ihnen vorüber, in dem Neukirch neben seiner jungen Frau saß, die in ihrer schicken Frühjahrstoilette die Aufmerksamkeit der Passanten erregte.

Man begrüßte sich sehr freundlich, wonach die Herren ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gaben, das Pärchen wieder in Berlin zu sehen.

Man befand sich jetzt bereits im März. Anfang Oktober hatte Neukirch Hochzeit gemacht und sofort mit Fanny die Reise nach Italien angetreten. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt worden: er war in den Besitz eines großen Vermögens gekommen und konnte nun ganz seinen Neigungen leben.

Die jungen Eheleute hatten sich sehr elegant in einer der ruhigen und vornehmen Straßen des Westens eingerichtet, und es hatte den Anschein, als würde die Gesellschaft auf dieselbe Gastfreundschaft rechnen dürfen, durch welche die Geheimrätin in so hohem Maße sich angenehm zu machen gewußt hatte.

Sie hatte die Trennung von ihrem Geliebten nicht lange auszuhalten vermocht. Eines Tages tauchte sie in demselben Hotel in Venedig auf, in dem das junge Ehepärchen logierte. Neukirch war durchaus nicht überrascht, denn sie hatte ihm bereits vor seiner Abreise Andeutungen gemacht, daß sie ihm so bald als möglich folgen werde. Um so wütender war Fanny. Da sie jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, so hielt sie mit ihrer Meinung über diese Störung in ihrem Honigmond nicht zurück. Und so hatte jede von ihnen die Empfindung, es auf die Dauer mit einer Nebenbuhlerin zu tun zu haben, der gegenüber man die schärfsten Waffen in Bereitschaft halten müsse.

Was Neukirch anbetraf, so hielt er es für das beste, es mit keiner von beiden zu verderben und so zu tun, als hätte er nicht die geringste Ahnung davon, was für eine Komödie des Hasses sich im geheimen zwischen den beiden Frauen abspiele. Wenn er jedoch ganz aufrichtig sein wollte, so mußte er sich gestehen, daß ihm Friedas Besuch nicht ganz unangenehm war. Nicht etwa, daß er die Absicht hatte, ihr Liebesbedürfnis sofort wieder zu stillen — dazu fühlte er sich wenigstens in den Flitterwochen viel zu sehr als pflichtgetreuer Ehemann; aber seine Frau quälte ihn mit einer, seiner Meinung nach ganz aufdringlichen Eifersucht, und so hoffte er, er würde mehr Freiheit zu kleinen Seitensprüngen bekommen, wenn Mama und Tochter sich unter dem blauen Himmel aneinander schlössen.

Aber bereits am selben Abend hatte er eine Szene mit Fanny, die den Gedanken nicht mehr los wurde, daß das unerwartete Auftauchen Friedas von ihrem Manne inszeniert sein könne.

„Ich halte es für das beste, wir reisen morgen schon weiter und kehren uns um Mama gar nicht“, sagte sie mit deutlichem Ingrimm.

Neukirch schritt, die Hände in den Hosentaschen haltend, eine Weile im Zimmer gemütlich auf und ab, bevor er erwiderte:

„Aber ich begreife nicht, liebes Kind, wie du dir dadurch nur im geringsten deine gute Laune verderben kannst. Mama ist uns doch nicht hinderlich. Im Gegenteil kann uns ihre Reise-

begleitung nur von Vorteil sein. Sie kennt halb Italien, besonders Rom, die Stadt deiner Sehnsucht. Eine bessere Führerin können wir gar nicht finden."

Fanny sah ihn starr an. Das hatte sie nicht erwartet, jetzt nicht mehr. Wie er heucheln konnte! Vor Wut ballte sie die kleine Hand. Dann stieß sie merklich mit dem rechten Fuß auf. Ihre Lippen bebten; heller Zorn brach sich zum erstenmal während ihrer jungen Ehe Bahn.

„Ich will aber, daß wir während unserer Reise allein bleiben!" sagte sie durchaus bestimmt. „Ist es schon jemals vorgekommen, daß eine Schwiegermutter sich störend in die Hochzeitsreise eines jungen Ehepaares drängt? Ich finde das einfach komisch, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen."

Grell lachte sie auf, während er stehen blieb und sie mit gut geheuchelter Überraschung anblickte. Innerlich machte es ihm großes Vergnügen, seine Frau so Feuer und Flamme zu sehen. Es hätte nicht viel gefehlt, so würde er ihr gestanden haben, daß er sie in diesem Augenblicke schön finde. Aber er bezwang diesmal seinen Zynismus und sagte mit einem Wohlwollen, das sehr ergötzlich klang:

„Du willst, liebes Kind, — ja, das ändert die Sache vollständig. Das hättest du mir doch gleich sagen sollen. Dein Wille ist mein Himmelreich, mein süßes Weibchen. Ich glaubte nur, es könne dir etwas an der Begleitung liegen. Wenn es dir also recht ist, so reisen wir morgen schon ab, obwohl ich gern noch einige Tage hier geblieben wäre."

Er wurde nun außerordentlich zärtlich zu ihr, so daß sie förmlich gerührt davon wurde und der Zweifel an seiner Treue ebenso schnell verschwand, wie er gekommen war.

„Du Lieber, Guter! Ich wußte ja, daß du mir die Freude unseres Alleinseins nicht verderben würdest".

Danach war man wieder ausgesöhnt und kam nun überein, noch einige Tage in Venedig zu verweilen, sich der Geheimrätin zwar zu attachieren, im übrigen aber zu tun und zu lassen, was man wolle. Schließlich verabredete man, sich in Rom zu einer bestimmten Zeit zu treffen.

Frieda sah dadurch ihren Plan völlig durchkreuzt. Und da

Neukirch klug genug war, Fanny die Verantwortung dafür aufzuladen, so erfaßte sie tödlicher Haß gegen ihre Stieftochter. Und sie mußte schweigen, mit gleichgültiger Miene die Dinge hinnehmen, wie sie waren. Nun kam ihr erst zum Bewußtsein, wie tief sie sich in ihr eigenes Fleisch geschnitten hatte. Wieder mußte sie mit Grauen daran denken, wessen sie fähig sein könnte, wenn Neukirch wirklich seine Liebe zu ihr erkalten lassen würde.

Wie, wenn der Fall schon jetzt eingetreten wäre, wenn er selbst ihre augenblickliche Gegenwart unangenehm fände? Sie beobachtete ihn nun scharf, suchte alles aufzubieten, ihn auf kurze Zeit unter vier Augen zu sprechen, um Gewißheit darüber zu erhalten. Aber soviel Mühe sie sich auch gab, mit ihm allein zu sein, — Fannys Gegenwart vereitelte stets ihr Vorhaben. Es schien fast, als hätte diese es darauf abgesehen, stets dazwischen zu kommen, sobald die liebe Mama ihren Schwiegersohn festzuhaben glaubte.

Am Tage der Abreise des jungen Paares wurde Frieda durch den Hotelboy ein Billett überreicht, das natürlich von Neukirch kam. Sie las es unzähligemal, küßte es und wurde ruhig. Denn er gab ihr seine unwandelbare Liebe zu verstehen und vertröstete sie auf ein besseres Wiedersehen in Berlin. Sie solle doch am besten wissen, wie die Sachen stünden und wie wenig er seine Frau liebe; aber diese schöpfe nun einmal Verdacht, und so halte er es für das beste, wenn man jeder unnötigen Aufregung aus dem Wege gehe. Sie solle überzeugt sein, daß er nie vergessen werde, was sie, Frieda, für ihn getan habe. Er würde diese Reise, die ihn so lange Zeit von ihr entfernt halte, niemals angetreten haben, wenn die Notwendigkeit es nicht verlangt hätte.

Dieses Geständnis entzückte sie dermaßen, daß sie gar kein Verlangen mehr trug, ihre Reise noch weiter auszudehnen, sondern ihren Aufenthalt in Venedig abkürzte und die Heimreise nach Berlin antrat, wo sie zum großen Erstaunen der Dienerschaft früher als erwartet eintraf. —

Die plötzliche Begegnung mit dem jungen Ehepärchen gab den drei Herren Veranlassung zu allerlei Bemerkungen.

„Der Assessor hat sein Glück gemacht“, sagte Schichlinski. „Sie sollen sich ja sehr gut vertragen, — trotz der hübschen Schwiegermama.“

„Das ist nur äußerlich“, fiel Doktor Gerechter ein. „Derartige Ehen hält nur der Schein zusammen. Glauben Sie nur nicht, daß Neukirch sein altes Leben aufgibt. Soviel ich gehört habe, hat er die Gleichgültigkeit gegen seine Frau schon dadurch dokumentiert, daß er ein Verhältnis mit dem ehemaligen Stubenmädchen der Geheimrätin unterhält, das er irgendwo eingemietet hat. Sie entsinnen sich doch des schönen Mädchens mit den starken Armen und dem weißen Teint? Wahrscheinlich hat er sie verführt und kann nun nicht mehr gut zurück. Ich habe gleich prophezeit, daß die Krabbe beizeiten ihren Liebhaber finden wird.“

Der Major stieß etwas wie ein „Oh — i — a“ hervor, womit er den Höhepunkt seines Erstaunens ausdrücken wollte, während der Schlachtschitze gleichgültig bemerkte, daß die junge Frau sich jedenfalls sehr bald in der Gesellschaft eines Hausfreundes zu trösten wissen werde.

Herr von Schimmel vermochte sich noch nicht zu beruhigen. „Bedenken Sie doch, lieber Freund, — das ehemalige Dienstmädchen aus dem Hause seiner Braut zur Maitresse!“ sagte er mit sittlicher Entrüstung, während sich seine Augen beim Anblick eines drallen, frischen Dienstmädchens, das beinahe gegen ihn gerannt wäre, zu einem verliebten Zwinkern zusammenzogen.

„Was wollen Sie, lieber Major,“ erwiderte Schichlinski, — „man kann doch nicht immer von Kaviar und Austern leben. Unter Umständen ist uns ein ganz gewöhnlicher Kuhkäse lieber, wenn er unsern Appetit anregt. Der Geist des Weibes liegt in seinen Reizen. Übrigens sind auch die Fälle nicht vereinzelt, wo hochwohlgeborene Töchter sich von ihrem Klavierlehrer verführen ließen.“

Der Major kam auffallend schnell auf ein anderes Thema. Da ihm der einstige Fehltritt seiner Frau nicht verschwiegen geblieben war, so witterte er in derartigen hingeworfenen Redensarten stets eine Anspielung, mußte sich aber jedesmal

überzeugen, daß Herr von Schichlinski eine Harmlosigkeit zur Schau trug, die jede beleidigende Absicht ausschloß. Außerdem verstand er es, seine Liebenswürdigkeit in dem Maße zu steigern, in dem er boshaft wurde. Man fand also keine Ursache, ihm seine satirischen Anwandlungen übelzunehmen.

Alle drei beschäftigten sich dann mit den Extravaganzen der Frau von Setzen. In der inneren Überzeugung, mit dem andern übereinzustimmen, hielt es jeder für seine Pflicht, die oft genossene Gastfreundschaft durch irgend eine schlüpfrige Bemerkung zu vergelten.

„Ich bin neugierig, wer für die nächste Zeit das Glück ihrer intimen Freundschaft genießen wird", sagte der konservative Journalist, worauf Herr von Schimmel sofort bemerkte:

„O, lieber Freund, ihre Reize sind aber auch bezaubernd. Wenn ich daran denke —"

Ein schmachtender Seufzer glitt über seine Lippen. Da er sich immer noch für einen schönen Mann hielt, der wohl imstande sei, Eindruck auf das Herz eines jungen Weibes zu machen, so wollte er, wie immer, durchleuchten lassen, daß er sich auch bei dieser Dame eines gewissen Erfolges rühmen dürfe. Wohlweislich brach er aber bei dem Gedankenstrich ab, um die Renommiersucht nicht in Verleumdung ausarten zu lassen.

Der neue Caliban meinte, daß jedenfalls sein Freund, der junge Virtuose, der Glückliche sein werde. Die Geheimrätin habe ihn in der letzten Zeit so auffallend ausgezeichnet, daß man daraus seine Schlüsse ziehen könne.

In diesem Augenblick fuhr Frieda in einer Droschke an ihnen vorüber. Mit einer tiefen Verbeugung grüßten die Herren; sie waren nun der einstimmigen Ansicht, daß Frau von Setzen eine ausgezeichnete Dame von Geist und Bildung sei, über die man allerdings so manches spreche, was aber, wie immer, übertrieben sei.

Nachdem sie in der Weinkneipe diniert hatten, trennten sie sich. Da man heute abend im „Feudalen Klub" das Stiftungsfest feierte, so verabredeten Schichlinski und Schimmel, sich dort zu treffen. Der Major machte sich auf den Weg nach

dem Café Bauer, um in den Zeitungen nach dem Namen seiner hochverehrten Lilia zu forschen, während der junge Journalist sich beeilte, ihr inzwischen seinen Besuch zu machen, um den Mokka mit ihr einzunehmen und die mannigfachen Fehler des flatterhaften Ehegemahls durch seine Vorzüge zu ersetzen...

Der „Feudale Klub" bildete eine Vereinigung von Männern, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Politik auch im geselligen Verkehr zu pflegen und vierteljährlich zu einem Festessen zusammenzukommen, um dabei vortrefflich auswendig gelernte Reden zu halten, die alle in dem gemeinschaftlichen Wunsch endigten, „es müsse noch viel mehr getan werden", — das heißt, zur Lösung der sozialen Frage.

Die großen Räume des Klubs waren heute blendend erleuchtet. Als der Major und Schichlinski fast zu gleicher Zeit eintrafen, fanden sie in dem Speisesaal bereits zahlreiche Herren vor, die plaudernd und lachend die lange, rechtwinklige Tafel umstanden und im allgemeinen eine würdige Miene zur Schau trugen, die beredtes Zeugnis für die bevorstehenden Ereignisse des Abends ablegte.

Verschiedene der Herren, besonders die Vorstandsmitglieder, waren im Frack und weißer Binde erschienen; die meisten Anwesenden aber, ausgenommen einige ehemalige Offiziere, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie ihre Uniform nur bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten an die frische Luft führten, hatten es vorgezogen, im Gesellschaftsanzug die Tafelfreuden zu genießen.

Hin und wieder erblickte man unter den Gästen auch einen aktiven Offizier, der durch seine korrekte Haltung auffiel.

Wie ein von der großen Herde abseits gekommenes, fettes, schwarzes Lamm sah man den kleinen pensionierten Hauptmann Schwitzer, die Hände auf dem Rücken haltend, mit gesenktem Haupte und bedächtigen Schritten um das weiße Gedeck irren, und mit Vorliebe dem Büfett im Vorzimmer sich nähern, wo von den Kellnern aus den im unteren Stockwerk gelegenen Restaurations- und Küchenräumen ein vielversprechender Bratenduft heraufgebracht wurde, der Herrn Schwitzer zu kulinarischen Betrachtungen Veranlassung gab.

Den Major erblickend, schoß er sofort auf ihn zu, um ihn in ein Gespräch über die neueste Rede des Kriegsministers zu verwickeln, das jedoch, wie immer, schon nach dem ersten Meinungsaustausch drohte, einen bedenklichen Charakter anzunehmen.

Nachdem Herr von Schichlinski, der hier sehr bekannt war, einige der Herren begrüßt, einigen andern, die ihm fremd waren, sich vorgestellt hatte, schlenderte er den Spielzimmern zu und stieß dabei auf Herrn Buchholz, den jungen Philologen, den er in der Gesellschaft bei Frau von Setzen kennen gelernt hatte, der hier als Gast eingeführt war und sich allem Anschein nach, da er sehr schüchtern und zurückhaltend war, verlassen und einsam vorkam.

Der schweigsame Kandidat, welcher die Absicht hatte, Mitglied des Klubs zu werden, und mit einem Besuch derartiger Vereinigungen stets den Zweck verband, die Bekanntschaft ehrwürdiger Väter zu machen, deren Söhne eines gediegenen Mentors bedurften, freute sich, endlich jemand zu finden, dem er sich enger anschließen könne. Und sofort bat er den jungen Journalisten, ihn mit Namen und Verhältnissen einiger der Herren vertraut zu machen.

Schichlinski war nicht nur ein höflicher, sondern auch ein gutmütiger Mensch, der gern seinem Nächsten eine Gefälligkeit erwies; und da er sich auch viel lieber an Leute in seinem Alter anschloß, als älteren Herren diesen Vorzug zu geben, so faßte er schnell Zutrauen zu dem jungen Philologen, wofür dieser ihm sehr dankbar war. Seine Aufrichtigkeit in gewissen Dingen zeigte sich auch hier wieder im besten Licht.

„Wissen Sie," sagte er, „ich stehe nicht auf dem Standpunkt der meisten dieser Herren, die diesem Klub eigentlich nur aus persönlichem Interesse angehören, und von denen jeder nur zu gern die Rolle eines kleinen Diktators übernehmen möchte, gelänge es ihm, durch das stete Betonen seiner Selbstlosigkeit so schnell als möglich dazu zu gelangen ... Ich bin absoluter Monarchist aus Überzeugung, weil ich der Ansicht bin, daß die Monarchie die allein erträgliche Staatsform ist, welche den brutalen Egoismus des Individuums ausschließt. Schließlich möchte

ich mich doch lieber der Peitsche des Aristokraten beugen als dem Knüttel des Plebejers. Ich bin ein großer Verehrer des Fürsten Bismarck, den ich für den einzig aufrichtigen Anwalt der Armen und Elenden halte um deswegen, weil er zu erhaben und unabhängig ist, um es nötig zu haben, persönliche Vorteile aus seiner Agitation für die Rechte der Enterbten zu ziehen. Wer große Taten verrichten will, muß frei von Selbstsucht sein. Aber ich habe die Schule des Lebens, welche diejenige der Wahrhaftigkeit ist, zu sehr durchkostet, um nicht gefunden zu haben, daß die meisten dieser hier anwesenden Herren, die auf seine Fahne schwören, Leute sind, für deren Gefolge er sich bedanken würde, wüßte er, daß ihre ganze politische Anschauung weiter nichts als die Verkörperung der Phrase ist: Richtet euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Taten ..."

Der junge Philologe war entzückt von seiner Anschauung. „Haben Sie Rousseau gelesen?" fragte er, augenscheinlich bereit, sich mit flammender Begeisterung in ein philosophisches Gespräch zu stürzen. Statt ihm eine Antwort darauf zu geben, erwiderte der junge Journalist die Begrüßung eines soeben an ihnen vorüberschreitenden Herrn.

„Guten Abend, Herr Graf," sagte er laut, mit einer höflichen Verbeugung. Dann wandte er sich wieder dem Kandidaten zu, dessen Neugierde ersichtlich gestiegen war.

„Sehen Sie," sagte er, „der gehört auch zu denen, die ich meine. Es ist der Graf Bärme, einer der reichsten Großgrundbesitzer Pommerns, aber ein Mann von geradezu schmutzigem Geist. Er würde keinem armen Menschen fünfzig Pfennig schenken, wüßte er nicht, daß sie ihm doppelt wieder eingebracht würden. Das Haus hier, in dem unser Klub sich befindet, gehört ihm. Er hat den Klub nur begründet, um diese Räume hier, welche lange Zeit leer standen, auszunützen. Die Ausstattung der Zimmer ist sein Eigentum. Alljährlich steigert er die Miete und droht, falls man nicht damit einverstanden ist, mit sofortiger Räumung des Klubs. Die Blamage wäre da. Er ist aber sonst ein sogenannter anständiger Mann, ein sehr nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Denn wäre er nicht vorhanden, so könnte man sich nicht so oft über ihn unter-

halten. Seine intimsten Freunde nennen ihn gemeinhin den „Pferdejuden", trotzdem sein Stammbaum mehrere Jahrhunderte zurückreicht."

Herr Buchholz fand diese Auseinandersetzung sehr interessant, machte aber doch die Bemerkung, daß er diese Dinge dem Herrn, von dem er schon so oft gehört habe, nicht zugetraut hätte.

Er fragte nun, wer der korpulente Herr sei, mit dem der Graf soeben spreche.

„Ach der —" erwiderte Herr von Schichlinski gedehnt, „der Herr bildet sozusagen das bürgerliche Pendant zum Grafen. Er ist ein vermögender Pastor, der im geheimen das Geschäft eines Häuserkommissionärs betreibt, wenigstens soll er dafür in seiner Vorstadt bekannt sein. Sanitätsrat Schulz dort drüben, der ihn sehr genau kennt, erzählt es jedesmal im Vertrauen, sobald er eine Partie Karambolage an ihn verloren hat. Übrigens wird behauptet, der Pastor betreibe das Geschäft nur aus Menschenliebe, — das Gegenteil verbreiten wohl nur seine Neider. Das ewige Blinzeln seiner Augen, welches ihn verhindert, einen Menschen fest anzublicken, soll ein Fehler sein, den er sich durch das viele Geldzählen zugezogen hat. Im Umgang ist er ein höchst liebenswürdiger Mensch, der sich durchaus nicht scheut, jedermann sehr freundlich die Hand zu drücken.

„Entsetzlich, — was muß man alles hören!" sagte der bartlose Schulamtskandidat, der durch sein häufiges Kopfschütteln bereits bewiesen hatte, wie sehr ihn alle diese Enthüllungen überraschten.

Die Räume des Klubs füllten sich nun immer mehr, so daß die Unterhaltung laut durch die Zimmer schwirrte und einige der Herren sogar das versteckt im Seitenflügel des Hauses liegende Lesezimmer aufsuchten, um Platz zur Bildung einer Gruppe zu finden. Begrüßungen, namentlich zwischen Leuten, die sich lange nicht gesehen hatten, flogen hin und her.

Der Vorsitzende des Klubs, ein höherer Verwaltungsbeamter, ein würdiger Herr im Frack, in tadellos weißer Weste und gleicher Krawatte, dessen Augen hinter der goldenen Brille in steter Bewegung waren, und von dem man sich boshaft

erzählte, er sei eigentlich nur Vorsitzender dieser gewählten Gesellschaft geworden, um durch seine Redeübungen bei offiziellen Feierlichkeiten seine Befähigung zum Reichstagskandidaten ins beste Licht zu führen, befleißigte sich mit anerkennenswerter Hingabe, die zahlreich eingeführten Gäste liebenswürdig zu begrüßen. Er verließ fast die Schwelle des Büfettzimmers nicht, sah sehr oft nach der Uhr und beeilte sich nach jedem schrillen Klang des Flurtelegraphen an seiner Krawatte zu zupfen und das Gesicht neugierig nach dem Entreezimmer zu wenden. Man hatte es ihm als nicht unwahrscheinlich hingestellt, daß ein Minister, der dem Klub seine Gunst zuwendete, auf kurze Zeit erscheinen würde.

Er wollte die Gesellschaft erst im letzten Augenblick damit überraschen, um dadurch den Löwenanteil an dieser Auszeichnung einzustecken. Als aber die Tür fortwährend klappte, ohne daß seine Hoffnung in Erfüllung ging, überkam ihn doch eine gewisse Unruhe, welche die hochgespannte Erwartung sehr herabstimmte. Schließlich tröstete er sich mit der Möglichkeit eines späteren Erscheinens des Ministers. Überdies wurde man angenehm entschädigt durch das plötzliche Auftauchen einiger hervorragenden Abgeordneten der Partei, deren Namen sofort in aller Munde waren.

Die eleganten Klubräume zeigten eine Fülle interessanter Gestalten, deren Gesichtszüge sich in dem wechselvollen, blendenden Lichte scharf markierten. Neben dem Agrarier, der auf wenige Tage zum Besuch in Berlin weilte und sofort durch sein wettergebräuntes Gesicht und etwas unmodischen Habitus auffiel, tauchte der zahlreich vertretene Offizier a. D. auf, der sich befleißigte, selbst noch in Zivil die militärischen Allüren zu verraten. Der zugeknöpfte Beamte mit blassem Kanzleiluftgesicht stand neben dem behäbigen, wohlgenährten Bankier und Fabrikbesitzer, über dessen gerundetem Bauch die schwere, massiv goldene, mit einem halben Dutzend Berlocken versehene Uhrkette als Repräsentationswürde seines Geistes und Geschmackes hing. Dazwischen bewegten sich Ärzte, Architekten, Lehrer und Universitätsprofessoren. Der schlichte bürgerliche Name war neben dem hocharistokratischen und glanzvollen ver-

treten. Hin und wieder erblickte man eine Physiognomie, der man auf der Rednertribüne einer Volksversammlung bereits oft begegnet war, und deren Züge sich sofort leidenschaftlich bewegten, sobald sich das Gespräch um Politik drehte. Fast ängstlich, aber mit nimmer ruhendem Auge wand sich dann ein junger, bereits bekannter Schriftsteller an den einzelnen Gruppen vorbei, um von einem verlassenen Winkel aus seine Menschenstudien zu machen.

Die Lichtfülle warf ihre Reflexe auf die Vergoldung des Wand- und Deckengetäfels und ließ durch ihre Strahlen den Reichtum der Zimmer grell hervortreten. Durch die fest zugezogenen Vorhänge der Fenster tönte nur schwach das Wagengerassel der wenig belebten Straße herein, das in dem Gemurmel der zahlreichen Stimmen vollends verschwand.

Herr von Schichlinski zeigte sich mit einer gewissen Hintenansetzung persönlicher Rücksichten bestrebt, den jungen, schweigsamen Philologen jedermann vorzustellen, soweit es sich mit der augenblicklichen Schicklichkeit vertrug. Der satirische Zug seines Charakters zwang ihn schließlich, ihn wie einen unmündigen Menschen zu betrachten, dessen man sich unter allen Umständen annehmen müsse. Denn er hatte während der Unterhaltung mit ihm gefunden, daß sich hinter seiner Schweigsamkeit ein tiefes Wissen verbarg, das nur durch Schüchternheit verhindert werde, sich vorteilhaft bemerkbar zu machen. Er fühlte daher das Bedürfnis, aus dem Kandidaten eine sehr gewichtige Person zu machen, indem er jedem Herrn bei der Vorstellung zuflüsterte: „Das ist ein bedeutender Mensch, ein hervorragender Ägyptologe ..."

Der Kandidat schwamm in Wonne und war entzückt von der Liebenswürdigkeit des Journalisten, bis er endlich vernahm, was Schichlinski bei jedesmaliger Vorstellung mit leisen Worten aus ihm machte.

„Aber erlauben Sie mal, ich war niemals in Ägypten, meine Kenntnisse sind in dieser Beziehung sehr bescheidene," sagte er mit gut gemeintem Vorwurf.

„Das schadet nichts, lieber Freund, so etwas imponiert aber ungemein," erwiderte Schichlinski trocken.

Vor einem der Billards stand ein sehr energisch aussehender Herr, welcher stark nach Moschus duftete und in seiner fast stutzerhaften Kleidung das Bestreben zeigte, den äußeren Menschen ganz besonders hervorzuheben. Er besaß ein lautes Organ und die Angewohnheit, den goldenen Klemmer unnötig von der Nase zu nehmen und während der Unterhaltung damit in die Luft zu tippen, als gebrauchte er seiner zur Demonstration. Die gespreizten Finger der linken Hand glitten dann zeitweilig über das sauber frisierte, kokett in der Mitte gescheitelte Haar, um sich von dem tadellosen Zustande zu überzeugen.

„Ja, meine Freunde," sagte er soeben zu den ihm gespannt zuhörenden Herren, „nur die bezahlten Agitatoren der Sozialdemokraten sind es, welche die Arbeiter gewissenlos verführen und betören. Ich bitte Sie, wie kann man für Geld Ideen verfechten!"

Da Schichlinski diese Worte gehört hatte, so sagte er sofort zu dem kleinen Philologen: „Sie dürfen sich nicht wundern, den Herrn so reden zu hören, er ist nämlich einer der besten Agitatoren unserer Partei und bezieht täglich zwanzig Mark Diäten aus unserem Fonds, wovon er sehr anständig lebt. Er vergißt das jedesmal, sobald er sein Steckenpferd reitet, auf die bezahlten Agitatoren der Sozialdemokraten zu schimpfen, aber das ist wohl rein menschlich zu erklären. Man zeigt niemals gern den Aussatz, mit dem man behaftet ist."

In einer Fensternische standen zwei Herren, die sich leise, aber allem Anschein nach eifrig unterhielten. Da Herr von Schichlinski sich gerade im besten Zuge glaubte, so machte er seinen Begleiter auch auf dieses Paar aufmerksam.

„Der eine Herr dort, mit dem struppigen, rötlichen Vollbart, der ihm etwas Affenähnliches gibt," begann er wieder, „ist einer unserer bekanntesten Börsenspekulanten. Man sagt, er habe kürzlich in einem Monat an Sankt-Gotthardbahn-Aktien achtmalhunderttausend Mark verdient. Er ist bei Ausbeutung von Petroleumquellen sehr eng liiert mit einer bekannten jüdischen Börsenfirma, was ihn aber durchaus nicht hindert, sich für äußerst konservativ zu halten und in christlicher Gesell-

schaft seine antisemitische Gesinnung zu verraten. Nur sobald das Gespräch auf die projektierte Börsensteuer kommt, schweigt er sich merkwürdigerweise aus. Das soll übrigens allen Leuten so gehen, deren Anschauung niemals mit ihren Taten sich deckt.

Der andere Herr ist der Verlagsbuchhändler Löschkopf, Besitzer einer großen Zeitung, ein Mann, der die krankhafte Sucht besitzt, in der Politik eine Rolle zu spielen, ohne die geringsten Fähigkeiten dazu zu besitzen. Er eröffnet gewöhnlich immer unsere politischen Versammlungen und versteht mit Grazie die Glocke des Präsidenten zu schwingen. Da er ein Organ besitzt, das eines Auktionators würdig ist, so überläßt man ihm gern die kindliche Freude, die unsterblichen Worte sprechen zu dürfen: ‚Meine Herren, ich eröffne hiermit unsere Versammlung‘.

Sie sehen also, mein Lieber, er besitzt im vollsten Maße das Zeug zu einem bahnbrechenden Politiker ... à propos — kennen Sie übrigens die famose Geschichte von der Bismarckzigarre? Nein? O, dann muß ich sie Ihnen erzählen, denn sie hat Herrn Löschkopf, der nebenbei gesagt ein gutmütiger und ungefährlicher Mensch ist, zu einem gewissen Ruhm verholfen und kennzeichnet seine Renommiersucht außerordentlich. Man geht zwar schon zu Tisch, wie ich sehe, aber wir haben noch Zeit genug. Also hören Sie:

Herr Löschkopf lebt in der Einbildung, mit allen großen Politikern persönlich bekannt zu sein, ihnen die Hand gedrückt, mit ihnen diniert, bankettiert und konferiert zu haben. Fragen Sie ihn, ob er irgend einen Diplomaten, irgend einen Minister kenne, — Sie werden sofort die Erfahrung machen, daß er zuerst überlegen lächelt, aber dann die bedeutungsvollen Worte spricht: ‚Was meinen Sie wohl, — wie oft ich in geheimer Audienz von dem Manne empfangen worden bin‘ ... Als ich ihn zum erstenmal besuchte, zog er mich sofort beiseite und öffnete mit geheimnisvoller Miene ein Fach seines Schreibtisches. Dann zeigte er mir eine in Seidenpapier eingewickelte Zigarre mit den Worten: ‚Haben Sie schon einmal eine Zigarre vom Fürsten Bismarck gesehen?‘ Ich verneinte mit dem Bemerken, daß ich noch nicht in der glücklichen Lage gewesen sei,

mit Seiner Durchlaucht am Rauchtisch gesessen zu haben. Er aber erzählte mir sofort, daß er sich schmeicheln dürfe, diese ausgezeichnete Ehre bereits genossen zu haben. Als ich ihm nach einem viertel Jahre abermals meine Aufwartung machte, hatte er, wie alle harmlosen Aufschneider, das erste Debüt seiner wirkungsvollen Zigarre bereits vergessen, und so demonstrierte er mir das hochwichtige Ereignis von neuem. Da ich mir aber die Form der Zigarre gemerkt hatte, so mußte ich die Erfahrung machen, daß sich an Stelle des Originals bereits eine andere Zigarre befand. Da ich nicht der einzige war, den er für würdig hielt, in seine politischen Beziehungen eingeweiht zu werden, so hatte sich mit der Zeit durch das viele Antasten der berühmten Zigarre das Deckblatt gelöst, so daß Herr Löschkopf sich genötigt sah, die Bismarckzigarre durch eine andere minderwertige zu ersetzen. Er tut das übrigens mit regelmäßiger Wiederkehr in jedem Monat. Nachträglich habe ich dann aus ganz zuverlässiger Quelle erfahren, daß das Original der sich stets verjüngenden Havanna von einem der vortragenden Räte seiner Durchlaucht stamme, aus dem die Phantasie des Herrn Löschkopf den Reichskanzler in eigener Person gemacht hatte. Es muß auch solche Käuze geben, sagt Goethe."

In der Gesellschaft war eine allgemeine Bewegung entstanden: der Vorsitzende, dessen Frackschöße fortwährend zu tanzen schienen, hatte die Herren zu Tisch gebeten. Hauptmann Schwitzer betrachtete das als ein Signal, dem Major, mit dem er, wie gewöhnlich, heftig aneinander geraten war, die bekannten Schlußworte: „Sie wissen gar nichts!" ins Gesicht zu schleudern, worüber Schimmel diesmal so empört war, daß er zu Schichlinski, der ihn streifte, äußerte, er könne mit „diesem Menschen" nicht mehr verkehren, denn derselbe entwickle geradezu staatsgefährliche Anschauungen. Er habe ihn sogar im Verdacht, daß er im geheimen sozialdemokratische Tendenzen verfolge.

Diese bitteren Anklagen hinderten ihn jedoch nicht, an der Seite des Hauptmanns Platz zu nehmen, denn der Arrangeur der Tafel hatte es so bestimmt. Auch Schichlinski brachte der

Zufall in die Nachbarschaft des Philologen. Als der Journalist den Blick erhob, sah er Herrn vom Unterrock, der wie ein riesiges Känguruh um die Tafel irrte und nach seiner Tischkarte suchte. Dann bemerkte er auch Neukirch, der soeben den Saal betrat. Um ihn zu begrüßen, erhob er sich wieder von seinem Platz.

Der Assessor sah bleich aus, denn sein erster Blick beim Eintritt war auf Paulus Liese gefallen, der vor dem Piano in einer Ecke des Saales saß und die Tafelmusik auszuüben hatte. Einer der Herren vom Vorstande hatte ihn empfohlen, und so wurde er für den Abend engagiert. Er sah körperlich sehr herabgekommen aus, so daß der ausgediente, aber immer noch sauber gehaltene Frack, der stets den Eindruck machte, als wäre er für eine andere Figur bestimmt gewesen, seine mageren Glieder umschlotterte. Verhaltener Kummer sprach aus seinen Zügen. Kein Wunder, denn Paulus trauerte um eine verlorene Braut, um Olga.

Vor etwa sechs Monaten, im August des vergangenen Jahres, hatte sie den Dienst bei Frau von Setzen verlassen und war verschwunden. Alle Nachforschungen erwiesen sich als vergeblich, bis Liese durch einen Brief von ihrer Hand, den ihm seine Mutter vorlesen mußte, überrascht wurde, in dem sie die schönsten Grüße bestellte und ihm die Mitteilung machte, daß sie ihrer Ansicht nach doch niemals zu ihm gepaßt hätte und es daher vorgezogen habe, eine gute Stellung nach außerhalb anzunehmen, und zwar als Kammerzofe.

Paulus war untröstlich, denn der Gedanke, daß Olga seine Frau werden würde, hatte so feste Wurzel in ihm geschlagen, daß er eine Trennung von ihr niemals für möglich gehalten hätte. „Laß sie laufen, Paulus, du bekommst noch zehn andere," sprach seine Mutter auf ihn ein. Er aber vermochte nicht so leicht zu verzichten. Olga war zu innig mit seinem Seelenleben verwoben, als daß er sie vergessen konnte. Der einzige Traum seines Lebens verflog mit ihrer Untreue. In seinem Innern verurteilte er sie aber nicht. Denn sah er auch nicht offenen Blickes ins Leben, so lag die Welt mit ihrem Jammer doch klar vor seinem geistigen Auge. Sein Gehör war nicht umsonst ein

geschärftes, um ihn nicht während seines Aufspielens in den verschiedensten Gesellschaftskreisen, zumal während seines zwölfjährigen Wirkens in ein und derselben Kneipe zur Menschenkenntnis gelangen zu lassen. Er hörte, um niemals zu vergessen. So wurde es denn bei ihm zur ausgemachten Sache, daß Olga einem gewissenlosen Verführer in die Hände gefallen sei. Zur nagenden Eifersucht gesellte sich nun auch die stumme Wut des Ohnmächtigen.

Bei seinem Grübeln und geheimen Forschen nach dem Todfeind kam ihm Hedwig, die Zofe der Geheimrätin, entgegen. Eines Tages hielt sie ihn auf der Straße fest. Mit Wollust träufelte sie ihm das Gift in die Ohren, galt es doch in erster Linie der „Person", die ihr stets im Wege gewesen war.

Sie wolle ja gerade nichts behaupten, bei Leibe nicht! Liese, der ja ein so „gebildeter und netter Herr" sei, werde gewiß dieses „gewöhnliche" Stubenmädchen schon längst vergessen haben, aber —, ja aber! Man habe auch seine fünf Sinne beisammen und obendrein gesunde Augen und Ohren. Diese Person habe es ganz gehörig verstanden, nicht nur ihrem Bräutigam, sondern auch aller Welt ein X für ein U zu machen. Der Hochmutsteufel habe ihr im Nacken gesessen, nach feinen Herren und deren Geschenken habe sie geschielt. Sie sei doch nicht umsonst so oft und so gern zum Herrn Assessor Neukirch gegangen und manchmal sehr lange ausgeblieben. Um Himmelswillen wolle sie, Hedwig, so einem feinen Herrn, der in nahen Beziehungen zum Hause ihrer gnädigen Frau stände, nichts Übles nachreden, aber —, ja aber! Wenn auch der Herr Assessor als ein Don Juan genügend bekannt sei, so liege es doch immer an einem so leichtsinnigen Frauenzimmer selbst. Den Herren könne man es nicht verdenken, wenn sie jedes derartige Entgegenkommen zu schätzen wüßten ... Aber sie wolle nichts gesagt haben, sie erzähle nur wieder, was andere Menschen sprächen!

Damit war sie verschwunden und ließ Paulus zurück, der wie gewöhnlich ins Leere starrte. Dann ging er wie im Taumel weiter, mit halb geöffnetem Munde und fieberndem Hirn. Er wollte es nicht für möglich halten, was er vernommen hatte,

— war doch der Mann, der sein Unglück verschuldet haben sollte, der Bräutigam eines schönen, reichen Mädchens! Gewiß hatte die hinterlistige Zofe, von der er wußte, daß sie seine Olga niemals leiden konnte, nur böswillig verleumdet, um neuen Unfrieden zu säen und sich an seinem Unglück zu weiden. Plötzlich aber ward es ihm, als würde er sehend, als müßte er der Verdächtigung vollen Glauben schenken, denn er entsann sich nun, wie oft Olga von den Liebenswürdigkeiten des Herrn Assessors gesprochen hatte. Damals hatte man darüber gelacht und die Sache scherzhaft aufgefaßt. Nun fielen ihm auch die reichlichen Trinkgelder ein, die sie von Neukirch für ihre Botengänge empfangen haben wollte. Und auch jener Sonntagnachmittag, an dem sie sich so auffallend lange geputzt hatte und den ganzen Abend über ausgeblieben war, stand ihm lebhaft vor Augen. Immer heftiger peinigte ihn der Gedanke, daß sie sich von Neukirch habe betören lassen, und daß Furcht und Scham sie dann gezwungen habe, das Haus der Geheimrätin und die Nähe ihrer Lieben zu meiden.

Diesen fürchterlichen Verdacht trug Paulus Liese monatelang still mit sich herum, denn er hatte nicht den Mut, jemand anzuklagen, für dessen Schuld er keine genügenden Beweise hatte. Denn Neukirch war inzwischen glücklicher Ehegatte geworden und, wie Paulus Liese erfahren hatte, mit seiner jungen Frau nach Italien gereist. Wie durfte also er, der armselige Kneipenspieler, es wagen, in den Frieden eines so feinen, angesehenen Herrn störend einzugreifen, um sich vielleicht nur lächerlich zu machen!

Paulus verdammte die Stunde, die ihn körperlich kurzsichtig gemacht hatte. Er horchte nun überall herum, um irgend etwas Gewisses zu erfahren, was Neukirch belasten könnte. In der Küche der Geheimrätin war er beständiger Besucher. Er hoffte, die Zofe würde ihm noch mehr enthüllen, aber Hedwig hütete sich wohl, etwas verlauten zu lassen, was sie nicht verantworten konnte. Im Gegenteil gestand sie ihm, daß sie sich bloß einen Scherz mit ihm erlaubt habe, um ihn recht eifersüchtig zu machen. Er solle nur nicht im Ernste glauben, daß der Herr Assessor sich jemals mit einem „pauvren" Dienst-

mädchen eingelassen habe; solch ein feiner Mann habe denn doch eine ganz andere Auswahl.

In seinem Herzenskummer fand Paulus in der dicken Minna eine wohlgesinnte Freundin, was ganz natürlich war, wenn man bedenkt, welchen Liebesgram die gutmütige Köchin bereits hinter sich hatte. Und es war wohl der wieder erwachte, stille Wunsch nach einem endlichen ehelichen Glück, der sie antrieb, ihr absprechendes Urteil über die Männerwelt nun auch auf einen großen Teil des weiblichen Geschlechts auszudehnen und direkt durchleuchten zu lassen, daß sie nicht abgeneigt wäre, die Stelle Olgas im Herzen Lieses einzunehmen, wenn er sich entschließen könnte, den Lebensweg an der Seite einer „verständigen und gesitteten Person" anzutreten. Daß bei dieser Liebesüberrumpelung der Hinweis auf gewisse Sparkassenbücher eine hervorragende Rolle spielte, versteht sich von selbst; wie es Paulus auch für selbstverständlich hielt, den späten Liebeswallungen der Beherrscherin der Küche dadurch zu entgehen, daß er seine Besuche einstellte und es vorzog, lieber seinen Kummer allein mit sich herumzutragen, ehe er Gefahr lief, sich selbst auf einer, seiner Meinung nach ihn nicht ehrenden Untreue zu ertappen.

So waren die Dinge bis heute unverändert geblieben.

Als Neukirch, der an dem Klavierspieler vorüber mußte, den Gruß Schichlinskis erwiderte und einige Worte mit ihm wechselte, erkannte Paulus den Assessor sofort an der Stimme, und eine Aufregung bemächtigte sich seiner, für die ihm nur das dumpfe, schnelle Klopfen seines Herzens eine Erklärung gab. Er kam sich vor wie jemand, der sich berechtigt glaubt, gewisse Fragen an einen Menschen zu stellen, und durch das Gefühl seiner sklavischen Ohnmacht daran verhindert wird. Was war er denn hier weiter als ein armseliger Lohnmusikant, der sich von dem Kellner nur dadurch unterschied, daß er statt mit Schüsseln mit Tönen aufwartete und dafür weniger Verständnis erwarten durfte als die Zuträger für ihre Speisen.

Er wollte abwarten, ob Neukirch sich seiner ebenso erinnern würde, wie er es am Verlobungsabend im Hause der Geheimrätin getan hatte. Beachtete ihn der Assessor nicht, so durfte

er wohl annehmen, daß es weniger aus Stolz als aus Gewissensbissen geschah.

„Der Klub hätte sich auch einen anderen Pianisten aussuchen können als gerade diesen obskuren Kneipenspieler,“ bemerkte Neukirch ärgerlich zu Schichlinski, worauf dieser erwiderte, daß er nicht derselben Ansicht sei. Liese sei ein bescheidener Mensch und leiste ganz Vorzügliches. Man müsse solchen armen Teufel nach Kräften unterstützen.

Nach fünf Minuten hatte die ganze Gesellschaft Platz genommen. In der ersten Zeit fühlte man sich wenig aufgelegt zum Sprechen. Diejenigen Herren, die bereits das Glück hatten, die Suppe vor sich zu sehen, beschäftigten sich eindringlich mit ihrem Teller, und die übrigen machten mit ihren erhobenen, nach seitwärts gerichteten Köpfen den Eindruck von Leuten, denen eine bestimmte Windrichtung appetitliche Düfte an die Nase führt, die ihnen das Sprechen verleiden und nur noch stumme Neugierde hervorrufen.

Endlich erhob sich der Vorsitzende zu einer kurzen Begrüßung der Gäste, ehe er den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König folgen ließ.

Ein Rauschen von erhobenen Gestalten, von ausgestreckten Armen und zerknitterten Servietten entstand beim Rücken der Stühle und setzte sich die Tafel entlang fort. Mit dem mächtig dröhnenden Tusch, der vom Piano erschallte, und dem hellen Klingen der Gläser vermischte sich das von Begeisterung getragene dreimalige Hoch auf den Landesherrn, das erst nach Minuten in den vereinzelten Rufen des Zutrinkens erstarb.

Allmählich wurde die Unterhaltung lauter geführt, zeigte sich die Stimmung bewegter. Toast folgte auf Toast. Die gesamte Herrengesellschaft wetteiferte schließlich in dem Bestreben, der geselligen Zusammenkunft ein stark politisches Gepräge zu geben.

Zur Linken Schwitzers saß Herr vom Unterrock, den kleinen Hauptmann um Kopfeslänge überragend. Der Träger des unschönen Namens war seit kurzem zum Geheimen Regierungsrat befördert und durch dieses vor der Zeit gekommene Glück

gesprächiger geworden als sonst. Schwitzer zeigte aber durchaus nicht die Neigung, sich beim Essen stören zu lassen.

Fast knurrend brachte er: „Sooo, meinen Sie?" oder: „Was Sie sagen!" als Antwort hervor, um dann nur noch zerstreut zu nicken. Sein feistes Gesicht hatte sich bereits gerötet, die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, und so erhob sich sein Blick nur vom Teller, um sich nach jener Seite zu wenden, wo die Bedienung zu erwarten war, während die Kauwerkzeuge unaufhörlich ihre Arbeit taten. Er aß nicht, er würgte. Die langen Zipfel der um den Hals gebundenen Serviette bildeten eine Verlängerung der abstehenden Ohren und schufen, von der Rückenansicht aus betrachtet, eine keineswegs schmeichelhafte Silhouette.

Als Herr vom Unterrock in seiner Attacke nicht nachließ und endlich Fragen stellte, die unbedingt Antwort verlangten, fühlte der Hauptmann sich veranlaßt, dieser Belästigung kurz ein Ende zu machen.

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrat, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß ich seit acht Tagen an einem Halsübel leide," krächzte er mit Liebenswürdigkeit hervor. „Mein Arzt hat mir jedes unnötige Sprechen verboten."

Herr vom Unterrock blickte ihn ungläubig an, denn er vermochte dieses Halsübel mit dem gesunden Appetit des wohlgenährten Mannes nicht in Einklang zu bringen; er war aber Diplomat genug, um nicht sofort sein lebhaftes Bedauern darüber auszudrücken, besonders um deswegen, weil es ihm nun nicht vergönnt sei, die Ansicht des Herrn Hauptmann über den angeregten Punkt zu hören. Da sein Nachbar zur anderen Seite ein ihm unsympathischer Mensch war, so versank er in Betrachtungen über die Verstellungskunst Schwitzers. Dieser erwartete ungeduldig den neuen Gang. Da der Duft des nahenden Fasanenbratens ihn milde gestimmt hatte, so versuchte er nun von selbst ein Gespräch mit Herrn vom Unterrock anzuknüpfen, fiel aber damit gründlich ab.

„Sie werden sich einen Rückfall zuziehen, Herr Hauptmann, wenn Sie unnötig sprechen," bekam er mit verbindlichem Lächeln zu hören.

Der kleine Hauptmann verstand ihn; er wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu, denn die Schüssel mit dem Fasanen wurde ihm vor die Nase gehalten. Zitternd begann sich die rechte Hand zu beschäftigen, der Teller füllte sich langsam aber sicher, und wohlmeinend bekam die Bedientenseele im Frack die Worte zugeraunt: „Danke, danke, mein Lieber, lassen Sie sich bald wieder sehen."

Überhaupt schienen sich sämtliche Anwesende eines seltenen Appetits zu erfreuen. Man empfand den Eindruck, als hätte sich jeder darauf vorbereitet, gerade heute als Sieger in der Tafelschlacht zu glänzen.

Die schnalzenden Zungen, die geröteten Gesichter, das deutlich auf jedem Antlitz ausgedrückte feiste Behagen bildeten die vortreffliche Folie zum Studium eines Banketts der gewählten Gesellschaft. Und gleichsam, als käme mit der Sättigung die Lust, die Dinge dieser Welt mit mildtätigen Augen zu betrachten, erinnerte man sich der Aufgabe des Klubs, die Politik Bismarcks, die sich um das Wohl des armen Mannes drehte, auch beim Essen und Trinken zu unterstützen.

Einer der Herren am oberen Ende der Tafel erhob sich und kam in wohlgesetzten Worten auf die letzte große Lebensaufgabe des Reichskanzlers zu sprechen. Es war der wie ein Geck gekleidete und stets nach Parfüm duftende Abgeordnete, dessen Herr von Schichlinski zu dem kleinen Philologen Erwähnung getan hatte.

Er hatte die Angewohnheit, in seinen Reden von dem eisernen Kanzler wie von einem guten Freunde zu sprechen, der ihn direkt beauftragt habe, seine Gedanken der großen Menge zu übermitteln.

„. . . Meine Herren, seien Sie versichert, ich bin außerordentlich gut unterrichtet, ich weiß es aus maßgebender Quelle, der Reichskanzler weilt im Geiste unter uns, er versteht unser Bestreben zu würdigen, ihm mit allen unseren Kräften behilflich zu sein, seine Riesenaufgabe, die darin besteht, den Darbenden Brot zu geben, zum Abschluß zu bringen . . . Meine Herren, gibt es wohl für uns ein edleres Ziel, als darnach zu streben, den Hilflosen stark, den Hungernden satt zu machen?

Meine Herren, gibt es wohl etwas in der Welt, was weher tut als der Hunger?!"

Ein verständlich gerufenes „Sehr wahr!" Schwitzers bekräftigte die Wahrheit der Schlußworte ganz besonders.

Etwas wie ein melancholischer Zug ging durch die Gesellschaft, als der Redner fortfuhr, in schwarzen Farben das Schreckgespenst der Armut weiter auszumalen. Einige der Herren klopften sich mechanisch auf die Bäuche, als wollten sie sich davon überzeugen, daß der grinsende Schatten des zitierten Proletariergespenstes die Wohlbeleibtheit noch nicht verdrängt habe. Bei anderen erneuerte sich der Appetit; sie fühlten das Bedürfnis, die Tafelei mit Hast fortzusetzen, von dem Gedanken geplagt, den letzten Tag vor der Sündflut nicht gehörig ausnutzen zu können.

Oh, wie trefflich der große Parteimann in zündender Rede für die Armen und Elenden plädierte! Nun griff er zum Glas.

Herr von Schichlinski, der jede Gelegenheit benutzte, den Kandidaten Buchholz durch ergötzliche Bemerkungen über Mitglieder der Gesellschaft in amüsanter Stimmung zu erhalten, flüsterte ihm zu:

„Jetzt fehlte nur noch, daß er mit gefülltem Magen den Hunger leben ließe, um die Komödie voll zu machen. Was meinen Sie wohl, wie geduldig heute morgen beim Frühstück das Konzeptpapier war, auf dem diese gesprochene Hungerkur in aller Gemütsruhe entstanden ist."

Aber der große Redner brachte nur den Toast auf Bismarck aus.

„Ja, der Hunger, der Hunger! Ja, der arme Mann, der arme Mann!" Es war fast, als gingen diese Worte wie der leise Widerhall einer ausgegebenen Parole von Lippe zu Lippe, nachdem das letzte Hoch verklungen war. Man beeilte sich denn auch, das soeben angeregte Thema seiner ganzen Bedeutung nach in der Unterhaltung durchzunehmen. Es dauerte nicht lange, so hörte man allgemein die Worte „Hunger", „Not und Elend", „armer Mann", „Arbeiter", „Proletarier" und „Staatshilfe" schwirren.

Es klang wie eine Verherrlichung des leeren Magens an

reichbesetzter Tafel. Denn Messer und Gabel verrichteten nach wie vor eifrig ihre Arbeit, und die Kinnbacken befleißigten sich nach jedem Worte des Bedauerns über die Verhältnisse der „Enterbten", ihr Zerstörungswerk an Lucullus Gaben eindringlicher fortzusetzen, wonach dann die Weingläser um so eifriger geleert wurden.

Graf Bärme, der „Pferdejude", wie ihn Schichlinski bezeichnet hatte, unterhielt sich mit dem Vorsitzenden des Klubs ungeniert über den Tisch hinweg. Er hatte ein Mephistogesicht, dem der Vollbart gewachsen war. Die dünnen Lippen machten den Eindruck eines entstellenden Messerschnitts, die bebrillten, unstät blickenden Augen schillerten wie die einer Katze. Er ähnelte eher einem verschmitzten Winkeladvokaten, der beim Reden immer darauf bedacht ist, gegen seine innere Überzeugung zu sprechen, als einem Aristokraten von Erziehung, der zu stolz ist, sich anders zu geben, als wie er denkt und spricht.

Er wolle nicht bestreiten, daß die Magenfrage ihre Berechtigung habe, meinte er, aber sie werde, wie alles in der Welt, übertrieben.

„Die Arbeitsscheu ist eine ebenso offene Frage," fuhr er laut fort. „Wer essen will, muß sich in erster Linie sein Brot verdienen. Es fehlt dem niederen Volk an Religion, welche die Entbehrung leichter ertragen läßt."

Der Fasan schien ihm gut zu munden, denn er legte sich soeben das zweite Stück auf den Teller. Und nachdem er sich den schmatzenden Mund mit der Serviette gewischt hatte, sprach er weiter: „Die Arbeiter sollten bescheidener leben, vor allem nicht so viel Schnaps und Bier trinken."

Er hatte soeben zu einer neuen Flasche gegriffen, füllte das Glas, hielt es unter die gerötete Nase und sog mit innerem Entzücken den Duft des schweren Rotweins ein, bevor er von ihm schlürfte.

„Eine wunderbare Blume," unterbrach er sich, zu seinem Nachbar gewendet ... „Wie gesagt, nicht so viel Bier und Schnaps; — immer mäßig und bescheiden leben, fleißig arbeiten und sparen, das ist die Hauptsache," fuhr er dann in seiner sozialen Erläuterung fort.

Der Pastor, den Schichlinski dem jungen Philologen gegenüber als in dem Ruf eines Häuserschacherers stehend verdächtigt hatte, stimmte dem Grafen vollständig bei.

„Sie haben leider nur zu recht, Herr Kammerherr," warf er im Kanzelton ein. „Mein Kirchspiel umfaßt eines unserer bevölkertsten Arbeiterviertel, — ich kann also aus Erfahrung sprechen. Wir leben in einer traurigen Zeit, kein Gottesglaube mehr, keine Religion."

„Hören Sie nur," flüsterte Schichlinski dem kleinen Buchholz zu, „wie überzeugungsvoll dieser Seelenhirt zu sprechen versteht. Leider vergißt er zu erwähnen, daß es ihm durchaus nicht darauf ankommt, aus einem seiner vielen Mietskasernen eine arme Arbeiterfamilie exmittieren zu lassen, sobald sie mal die Miete schuldig bleibt. Aber zu seiner Entlastung muß ich hinzufügen, daß er das immer nur in seiner Eigenschaft als Privatmann tut. Und das Christentum ist eine zu öffentliche Angelegenheit, als daß man es in der Klause eines Hauswirts und Kuponabschneiders suchen sollte. Es heißt schließlich auch hier: ‚Richtet euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Taten'."

Am unteren Ende der Tafel, an dem neben dem rotbärtigen Börsenspekulanten der Verlagsbuchhändler Löschkopf saß, knallten die ersten Champagnerpfropfen, gleichsam wie ein lustiges Signal zum Vorpostengefecht der entfesselten Geister. Die dickbäuchigen Flaschen häuften sich dann auf der ganzen Linie an. Da der teure Schaumwein nicht zum „Kuvert" gehörte, so vermochten sich nicht alle Herren diesen Luxus zu gestatten. Der Major von Schimmel gehörte zu den Ausgeschlossenen. Da er aber für sein Leben gerne Sekt trank und das Schnorren niemals lassen konnte, so schweifte sein Blick seit Minuten bereits beobachtend über die Tafel, um irgend einen wohltätigen Spender zu erspähen, der seinen innersten Wunsch zu erraten imstande wäre.

Endlich erblickte er einen leeren Stuhl neben dem rotbärtigen Bankier. Sofort war er zur Stelle und begann das Gespräch damit, sich nach dem Befinden der Frau Gemahlin zu erkundigen. Der Bankier, der wie alle Emporkömmlinge sich äußerst geschmeichelt fühlte, eines intimen Gesprächs von einem

ihm im Range höher stehenden Herrn gewürdigt zu werden, verfiel in den alten Fehler der Geldprotzen, sofort mit Freigebigkeit zu danken. Und so schob er dem „Herrn Major" einen gefüllten Kelch hin und bat ihn, mit ihm anzustoßen. Herr von Schimmel fühlte sich denn auch bald an dieser Ecke so behaglich, daß er es vorzog, bis zur Aufhebung der Tafel hier zu verweilen und die dickbäuchigen Flaschen nach Kräften leeren zu helfen.

Da die Hitze im Speisesaal unerträglich zu werden begann, so hatte man einige nach dem Hof gelegene Fenster geöffnet, um die reine Abendluft hereinströmen zu lassen. Zeitweilig, wenn eine Pause im Reden eingetreten war und die Unterhaltung verstummte, erschallte von der Tiefe des Hofes her lautes, klapperndes Geräusch herauf, das sich wie ein gewaltiges Stöhnen und Ächzen anhörte und das Haus in seinen Grundfesten erbeben machte.

Herr Kandidat Buchholz fragte Schichlinski, was das zu bedeuten habe.

„Im Hintergebäude befinden sich die Geschäftslokalitäten unserer Zeitung," erwiderte der junge Journalist. „Die Maschinen der Druckerei sind bereits im Gange. Herr Löschkopf ist Besitzer der Zeitung. Wenn's Ihnen Spaß macht, führe ich Sie einmal hinunter, um Ihnen einen Einblick in das Getriebe zu gewähren."

Die Magenfrage des Arbeiters beherrschte noch immer die Gemüter. Der Sekt löste alle Zungen, so daß selbst die Unberufensten das Bedürfnis empfanden, ihre Kenntnis der sozialen Dinge auszukramen. Die Debatte wurde dadurch zu einer sehr lauten und ungenierten. Die Meinungen platzten aufeinander, man zankte sich um das Wohl des armen Mannes, wie die Hunde um den Balg des Hasen sich zerren.

Ein bekannter Professor der Nationalökonomie versuchte einem beschränkt aussehenden Fabrikanten, der aus Geschäftsrücksichten Mitglied des Klubs geworden war, durch endlose Reihen von Zahlen sein im Abgeordnetenhause vertretenes Steuersystem zu beweisen. Die Ziffern schwirrten ihm mit der Schnelligkeit von rasch hintereinander abgespielten Noten über die Lippen.

Der Zuhörer lauschte andächtig, aber mit der Miene eines Menschen, der Keilschriften anstarrt, ohne sie entziffern zu können. Von Minute zu Minute fuhr das rotseidene Taschentuch über die breite Stirn des gemütlich dreinschauenden Vollmondgesichts, während die kurze, fleischige Hand zum Weinglas griff, um daran zu nippen.

„Sie werden zugeben, daß ich recht habe," schloß der Professor seine viertelstündige Auseinandersetzung.

„Das mag ja alles sehr richtig sein, was Sie da gesagt haben, Herr Professor," lautete die Antwort, „aber ich habe nicht alles ganz verstanden. Wollen Sie mir das nicht noch einmal wiederholen?"

Er warf dem Professor einen blöden Blick zu, während ihn dieser verblüfft anblickte und es dann unter seiner Würde hielt, sich noch weiter mit ihm zu beschäftigen. Er nahm aber die nächste Gelegenheit wahr, seinem Nachbar, einem Arzte, der ihm ebenfalls aufmerksam zugehört hatte, die laut getane Bemerkung zu überliefern, daß die politischen Verhältnisse wohl niemals eher sich klären würden, bevor nicht das denkfaule „Stimmvieh", das leider auch in der eigenen Partei noch zahlreich vorhanden sei, sich vermindert haben werde.

Plötzlich ertönte wieder das Klingen am Glase. Die ganze Gesellschaft wandte der Seite der Tafel ihre Aufmerksamkeit zu, woher soeben die Worte „Meine Herren" erschallten.

Verlagsbuchhändler Löschkopf hatte sich erhoben. Er war ein Mann von vierzig Jahren, der das Unglück hatte, in seinem gutmütigen Antlitz eine auffallend schief gewachsene Nase der Welt präsentieren zu müssen, auf der das goldene Pincenez sich vergeblich bemühte, das Gleichgewicht innezuhalten. Es tanzte gleichsam mit, so oft er den Kopf nach rechts und links bewegte, um durch schnelle Bewegungen des Hauptes die unregelmäßige Linie seines Geruchsorgans zu verdecken.

„Meine Herren," wiederholte er, „die Welt hat keine ähnliche wirtschaftliche Bewegung erlebt, wie sie jetzt von unserem Reichskanzler in Angriff genommen ist, um den Gegnern unserer erhabenen Monarchie den Beweis zu geben, daß auch die Regierung ihr möglichstes zu tun gedenkt, die berechtigten

Forderungen des vierten Standes, soweit sich dies mit den Anschauungen der ganzen Nation verträgt, zu erwägen und zu erfüllen. Meine Herren, wenn wir, die wir hier versammelt sind und die wir ja alle auf der Seite dieser wirtschaftlichen und sozialen Reform stehen, uns nun fragen, inwiefern auch wir dazu beitragen können, nach Kräften diese Politik der Notwendigkeit und Humanität zu unterstützen — ich meine, aus eigenen Mitteln —, so glaube ich wohl in Ihrer aller Sinne zu sprechen, wenn ich sage, auch an die Gebildeten und Besitzenden, auch an uns Wohlhabende tritt die Verpflichtung heran, auf Kosten der Nächstenhilfe sich Einschränkungen aufzuerlegen, den Egoismus einzudämmen, die Genußsucht zu zügeln."

Er machte eine kleine Pause. Hinter ihm stand der Kellner, den er vor Beginn seiner Ansprache gerufen hatte und der seiner Befehle harrte, — mit dem gleichgültigen Gesichtsausdruck dieser Sorte Leute, deren politische und konfessionelle Anschauung stets mit derjenigen der zu bedienenden Gäste übereinstimmt.

Löschkopf sprach weiter: „Es ist also die höchste Zeit, meine Herren, daß endlich einmal praktisch etwas für die Arbeiter getan wird." Plötzlich unterbrach er sich. „Stellen Sie noch zwei Flaschen kalt," befahl er halblaut dem Kellner, mit der Miene eines Parlamentsmitgliedes, das seine Reden zu improvisieren pflegt, sein Haupt bald rechts, bald links zu seinen Fraktionskollegen neigt, und dann ruhig fortfährt; um den Beweis zu geben, wie wenig es eine gleichgültige und notwendige Unterbrechung aus dem Konzept zu bringen vermag.

Der Redner hatte seine Ansprache mit dem Brustton der Überzeugung geschlossen. Zustimmungen wie „Bravo", „Sehr gut", „Sehr richtig", erschallten von allen Plätzen.

Eine Art rührseliger Stimmung machte sich bemerkbar. Die ganze Gesellschaft griff das angeregte Thema der Nächstenliebe auf. Jedermann debattierte über diesen Punkt um so lauter, je weniger er selbst als Egoist gelten wollte. Wer eine gute Tat zu verzeichnen hatte, beeilte sich, sie als Beweis seines schwindenden Egoismus zum besten zu geben. Dazwischen knallten die Pfropfen lustig weiter. Die Mienen wurden heiterer, die Unterhaltung nahm jenen übermütig-lärmenden

Ausdruck an, der unausbleiblich ist, wenn der Wein das Blut zum Kopfe drängt.

Schichlinski machte zu Buchholz gewendet einige Bemerkungen über Löschkopf.

„Wundern Sie sich nicht über die Sektbatterien, die er vorfahren läßt. Er trinkt den Champagner aus den Schädeln seiner Autoren und Redakteure, das macht ihn billiger. Er leistet in dieser Beziehung etwas Außergewöhnliches. Als die Gesetzesvorlage gegen die Trunksucht auftauchte, war er trotzdem der erste, der die Notwendigkeit derselben anerkannte. Es ist die ewige Wahrheit, die Heine bereits verkündete: ‚Sie trinken heimlich Wein und predigen offen Wasser‘.“

Nach und nach lichteten sich die Reihen an der Tafel. Einer der Herren fühlte das Bedürfnis, eine Partie Karambolage zu unternehmen, ein anderer Teil suchte die Rauch- und Spielzimmer auf. Die Mehrzahl der Herren blieb noch sitzen, als bedürfte es erst eines gewissen Anstoßes, um die Fidelitas bei den Karten fortzusetzen.

Neukirch, der sich den ganzen Abend über vortrefflich unterhalten und dem Weine stark zugesprochen hatte, erhob sich ebenfalls. Der Major gesellte sich zu ihm. Ob man nicht ein kleines „Jeuchen“ machen wolle? fragte der Assessor ihn. Herr von Schimmel stimmte sofort enthusiastisch diesem Vorschlag zu.

Es sei aber besser, wenn man noch ein Weilchen warte, meinte er, wenigstens bis die Lohnkellner sich entfernt hätten. Derartigen Burschen sei nicht zu trauen. Der Klub sei ein zu politischer und nationaler, man könne nicht wissen, was für Folgen ein öffentliche Denunziation nach sich zöge. Die gegnerische Presse würde mit Wollust versuchen, derartige Geschichten auszubeuten. Überdies habe es sich der Vorsitzende bei Übernahme seiner Geschäfte ausbedungen, daß in seiner Gegenwart nicht getempelt werde.

„Aber warten Sie nur, Bester, der alte Herr verläßt uns jedenfalls bald. Seine Stunde ist bereits gekommen,“ schloß der Major, hinzufügend: „Das macht sich überhaupt nachher ganz von selbst. Löschkopf legt gewöhnlich immer die Bank, er hat, nebenbei gesagt, ein fabelhaftes Glück.“

Herr von Schimmel zog es nun vor, Neukirch nicht mehr von der Seite zu gehen. Er setzte voraus, daß der Assessor jedenfalls sehr viel Geld bei sich habe, und dachte im stillen an die Möglichkeit, seine anerkannte Liebenswürdigkeit in Anspruch nehmen zu müssen. Um ihn zu fesseln, verwickelte er ihn in ein Gespräch. Er kannte Neukirch zu gut, um die Rede nicht sofort auf die Weiber zu bringen. Da der Sekt ihn ungemein erheitert hatte, so kehrte er seine kühnste Seite hervor.

„Sind doch ein Mordskerl, lieber Assessor, beneide Sie um fabelhaftes Glück in der Liebe. Wer war denn diese famose Kleine, — da neulich abend in der letzten Loge des Americantheaters? Superbes Weib! Keine Entschuldigung, lieber Freund. Kleinen Abstecher gemacht, kenne das! Gewiß alte Freundschaft gewesen, die beruhigt werden mußte, kenne das ebenfalls. Die Kleine kam mir übrigens sehr bekannt vor. Stubenmädel gewesen im Hause von Frau Schwiegermama, nicht wahr?"

Mit jener göttlichen Unverschämtheit, die sich jedem gut erzogenen Menschen aufdrängt und gegen welche er vergeblich nach Waffen sucht, schnarrte Herr von Schimmel diese Worte dem jungen Ehegatten halblaut ins Gesicht.

Beide standen in der Nähe der Saaltür. Nebenan im Büfettzimmer fiel nach den letzten Worten des Majors klirrend ein Messer auf den Boden. Paulus Liese saß hier nach beendetem Spiel an einem kleinen Ecktisch und tat sich gütlich beim Braten und einer Flasche Wein. Die Stimme Neukirchs hatte seine Aufmerksamkeit erregt, der Hinweis Schimmels auf das „Stubenmädel" ihn elektrisch durchzuckt. So hatten seine Hände die Ungeschicklichkeit begangen.

Nun lauschte er weiter, im Banne einer entsetzlichen Seelenpein, die seine Pulse jagen, sein Herz stark klopfen machte. Die Schultern eingezogen, das Gesicht nach der Tür gewendet, saß er atemlos da. Die glanzlosen Augen hatten sich zur unheimlichen Größe aufgetan und starrten in die Lichtfülle des Speisesaales, als vermöchten sie das Mienenspiel jedes Anwesenden zu studieren. Dann neigte er das Haupt wieder weit über den Tisch, und das Gesicht fast dicht auf den Teller gedrückt,

versuchte er nach wie vor einen Speisenden vorzustellen, der nur Sinn für das hat, was sich auf seinem Teller befindet. Aber er aß nicht, denn aller Appetit war ihm vergangen. Die Lippen bewegten sich nur mechanisch, das Gehör war auf das äußerste angespannt. So wartete er auf eine Antwort des Assessors, wie jemand, der sein Todesurteil entgegennehmen soll.

Neukirch hatte leicht die Farbe gewechselt. Leugnen hätte hier nichts geholfen, so machte er also gute Miene zum bösen Spiel, denn er betrachtete die Angelegenheit als unter guten Freunden erörtert.

„Pst," erwiderte er lächelnd, „nicht so laut. Sie haben richtig gesehen, es war die Kleine, die Sie meinen. Aber wollen Sie glauben, sie warf sich mir bereits vor meiner Verheiratung an den Hals und besuchte mich regelmäßig in meiner Junggesellenwohnung. Du mein Gott —"

Etwas wie ein halb in der Kehle sitzen gebliebenes Ächzen ertönte in diesem Augenblick an dem kleinen Tisch im Nebenzimmer. Es hörte sich an wie die Kraftanstrengung eines schwer leidenden Menschen, der vergeblich nach dem Ausdruck seiner Empfindung ringt. Zwei Ellbogen wurden mit Gewalt auf den Tisch gestoßen, und die Flächen zweier Hände fuhren klatschend gegen die Stirn.

„Du mein Gott," fuhr Neukirch fort, „weshalb soll man einem hübschen Mädchen nicht einen Gefallen tun. Ich war lange nicht im Americantheater gewesen, und Sie können doch nicht verlangen, daß ich es mit meiner Frau besuche. Sagen Sie mal — wer war übrigens die Donna im roten Kleide, mit der S i e unten im Parkett saßen? Sie sehen, Herr Major, ich habe ebenfalls scharfe Augen."

„Pst, nicht so laut," machte der Angeredete, „reden wir nicht darüber."

„Reden wir nicht darüber."

Sie lachten sich beide verständnisinnig an und schritten Arm in Arm den hinteren Räumen zu.

Paulus Liese hatte lange, die brennende Stirn mit den Händen bedeckt, vor sich hingestarrt. Eigentlich dauerte dieser Zustand nur wenige Minuten, aber einem Unglücklichen, dem

die Stunde seines Schicksals geschlagen hat, ist die Ewigkeit immer kurz. Sie konzentriert sich gleichsam in einem einzigen, unendlich langen Gedanken an das Vergangene, an das Jetzt.

Ja, das war gewesen: ein lichter, die Sinne bestrickender Traum, der sich Jahre hindurch fortgesponnen und mit einem grausigen Alp auf der Brust geendet hatte. Er malte sich Olga in Gedanken nun wieder aus, wie sein Tastsinn ihr seinem geistigen Auge Formen gegeben hatte: das ungezogene, halbverwilderte Schulkind, dessen Lachen und fröhliches Singen dem toten Stallgebäude lustiges Leben gab und dem Gespenstertrifolium der Armen: Not, Hunger und Elend ein arges Schnippchen schlug. Wenn sie sich auf den Höfen und Straßen mit den Jungen prügelte und die bös zugerichteten Buben darüber ihre Klagen führten, — wie hatte ihm nicht dabei das Herz im Leibe gelacht! „Die wird gut," hatte er zu seiner Mutter gesagt, „die läßt sich die Butter vom Brote nicht nehmen." Sie wurde zur Jungfrau und dadurch zur Sonne, die ihre Strahlen durch seine halberloschenen Augen in sein Herz senkte. Wie sie heranwuchs, wie sie sich entwickelte! Sein Blut wurde heißer, wenn seine Hände sie berührten. Und darum geträumt und gehofft, darum gehegt und gepflegt, damit ein anderer den Duft der Blume genieße?

Paulus Liese hatte die Gegenwart plötzlich vergessen. Es hämmerte an seinen Schläfen, das Blut drängte sich gegen sein Herz, eine elementare Wut packte ihn. Er umspannte das Tischmesser, als wollte er es als Waffe benutzen. Kein Laut kam über seine Lippen, aber die Züge des Gesichts zeigten sich verzerrt. Wie jemand, der sich einübt, einem Feinde entgegenzutreten, so zückte er den Stahl gegen die Wand. Nun wandte er das Antlitz wieder dem Saale zu und erhob sich halb, als könnte er in dieser Haltung besser beobachten. Nach wie vor bewegten sich Schatten vor seinen Augen.

Seiner Einbildung schwebten jetzt merkwürdige Dinge vor: tolle Phantasiegestalten spukten in seinem Hirn, die sich über ihn lustig machten, ihn verlachten, — seines trüben Blickes wegen. „Werde sehend!" raunte ihm höhnend ein Dämon zu.

Paulus wollte dort hinein, um den zu suchen, der ihm sein Glück gestohlen hatte. War er schon von Natur aus ein unglücklicher Mensch, so konnte er es durch Menschenhand doppelt werden. Gewiß war Olga nur aus Dummheit zur Gefallenen geworden, der Assessor hatte sie mit Schmeicheleien und unwürdigen Versprechungen in sein Garn gelockt. Daß sie sich ihm freiwillig hingegeben haben könne, war nur Lüge.

„Jawohl, Lüge!“ wiederholte er laut seinen Gedankengang und zückte das Messer abermals gegen die Wand.

Dann brachte ihn ein Gespräch hinter seinem Rücken zur Besinnung.

„Der ist wohl verrückt geworden.“

„Es scheint so.“

„Wahrscheinlich hat er ein Glas zu viel getrunken.“

„Oder er hat morgen Theater zu spielen und übt sich als Schinderhannes.“

Zwei Kellner, die am Büfett standen, amüsierten sich über ihn.

Paulus kam sich nun selbst lächerlich vor.

Was verstanden diese Kreaturen auch von seiner Seelenpein. Niemals hatte er seine Hilflosigkeit mehr empfunden als jetzt. In der Nähe desjenigen, der über seine Gebrechlichkeit triumphiert hatte, mußte er schweigen, sich zur Ruhe zwingen! Hieß das nicht, menschliches Recht mit Füßen treten? Seine bisherige Harmlosigkeit war sprichwörtlich gewesen, nun aber kam Unzufriedenheit mit seinem Dasein über ihn. Zorn über die ganze Welt packte ihn. Sollte er um deswegen elend sein, weil er arm und schwach war?

In seinen Schläfen hämmerte es immer toller, während er trank und dann wieder die Flasche anstarrte. Ei, wie vortrefflich ließ sich so mit angefeuertem Mut in den Adern über die Ungerechtigkeiten der Welt philosophieren. Noch ein Glas, und abermals ein Glas, bis die zweite Flasche den Boden sehen läßt.

Sein Blick nahm einen stieren Ausdruck an, die knöcherne Rechte wühlte in dem langen Haar, so daß die einzelnen Strähnen über das Gesicht fielen.

Die beiden Kellner beachteten ihn nicht mehr und setzten ihre Unterhaltung ruhig fort.

„Warst du schon einmal hier?“ fragte der erste wieder.

„Nein, ich bin wie du zur Aushilfe“, erwiderte der zweite, „man scheint hier nicht viel holen zu können. Dieses Großmaul, der alte Graf da links in der Ecke, hat sich mit zwanzig Pfennigen abgefunden.“

„Kellneeer!“ schallte in diesem Augenblick die schnarrende Stimme desjenigen herein, von dem man gesprochen hatte.

„Zu Befehl, Herr Graf.“ Der Tadler schoß mit wehender Serviette durch die Tür und nahm unterwürfig die Bestellung des Kammerherrn entgegen.

Nach einer Weile konnte er das Gespräch mit dem Kollegen fortsetzen.

„Eine nette Gesellschaft hier“, begann er wieder.

„Sage ich auch.“

„Viel Wolle und wenig dahinter. Zweimal habe ich einen Nickel bekommen, — von dem Zierfuchs da, dem Abgeordneten, lumpige dreißig Pfennige. Ich habe ihm das letztemal meine Stimme gegeben, aber ich kannte ihn noch nicht von seiner schäbigen Seite. Dafür wähle ich ihn das nächstemal nicht wieder.“

„Wen denn sonst?“ fragte der andere.

„Ich werde es mit einem Sozialdemokraten versuchen.“

Plötzlich wurden sie von Paulus Liese unterbrochen. „Bravo, das ist recht, so muß es gemacht werden! Zum Possen derer da drinnen müssen wir es tun. Alles Schein, nichts als Schein bei den Mitfressern an der Krippe von Bethlehem! Ordensschwindel und Strebertum, weiter nichts. Sättigung auf Kosten der Armen, Anwendung der Gewalt auf Kosten der Unglücklichen und Schwachen. Prosit, meine Herren!“

Mit emporgehobenem Glase hatte er sich den beiden zugekehrt, und den Worten ließ er ein vergnügtes Kichern folgen. Die langen, spillrigen Beine von sich gestreckt, den Rücken gekrümmt, mit schiefsitzender Krawatte und zur tiefausgeschnittenen Weste herausquellendem, zerknittertem Chemisett, machte er einen liederlichen Eindruck, der noch verstärkt wurde durch

die befleckte Serviette, die ihm seitwärts, mit einem Zipfel am Halse befestigt, herunterhing.

Die Kellner fuhren erschreckt zusammen, als sie sich belauscht sahen.

„Der hört wie ein Dachs", raunte einer dem andern zu.

Paulus Liese stand nun auf, nahm auch die Flasche vom Tisch und bewegte sich in unsicherer Haltung auf sie zu. Er brachte seine Nase nahe an die Gesichter der beiden und sagte gemütlich: „Darauf wollen wir einmal anstoßen. Ei versteht sich: Sozialdemokrat werden, so ist's recht! Pst — aber nicht so laut. Ach was, — macht keine Geschichten, gebt ein paar Gläser her!"

In diesem Augenblick entstand im Garderobenzimmer ein Wortwechsel, der ihre Aufmerksamkeit erregte. Der Klubdiener hatte bereits mehrmals ein leises Klopfen vernommen, von dem er jetzt erst Notiz nahm. Als er den Kopf zur Flurtür hinaussteckte, sah er einen graubärtigen Arbeiter, der auf den Stufen der oberen Treppe hockte und den Eindruck eines Schlafenden machte.

„Was wollen Sie hier?" herrschte der Betreßte ihn an.

Der Mann fuhr erschrocken auf, und nun zeigte es sich, daß er nicht geschlafen, sondern in Schmerz versunken dagesessen hatte; denn seine Augen waren gerötet, und großer Kummer sprach aus seinen Zügen.

Er erhob sich und stammelte verlegen:

„Entschuldigen Sie, ich warte hier auf jemand."

Der Klubdiener witterte sofort einen Dieb und Einbrecher, der den lauten Lärm drinnen benutzen wolle, um in einem unbewachten Augenblick der Garderobe einen Besuch abzustatten oder sonst irgend einen bösen Plan auszuhecken. Und so erwachte der ehemalige Unteroffizier in ihm, der nun von einem herumlungernden Gesindel zu sprechen begann, das jede Gelegenheit wahrnehme, um unter dem Vorwand der Bettelei zu stehlen.

Der Arbeiter war der alte Braun, Olgas Vater. Ein großes Unglück hatte ihn hierher getrieben. Als er abends aus der Fabrik heimkehrte, sah er Hausbewohner auf dem Hofe stehen, die neugierig zu den Fenstern seiner Wohnung emporblickten

und sich leise unterhielten. Am Nachmittage hatte man seine Frau zerschmettert in ihre Wohnung gebracht. Wie gewöhnlich war sie als Wäscherin außer dem Hause beschäftigt gewesen; im Dunkeln hatte sie die Treppe verfehlt und sich das Genick abgestürzt.

Am Abend hatte Braun den Schmerz allein nicht mehr zu ertragen vermocht. Sofort dachte er an Paulus, und da Frau Liese ihm sagte, wo ihr Sohn zu finden sei, so hatte er sich auf den Weg gemacht, um sich von seinem musikalischen Freund Rat und Hilfe zu erbitten. Zwei volle Stunden hindurch war er auf der Straße auf und abgegangen, hatte er zu den erleuchteten Fenstern emporgeblickt, ohne den Mut zu finden, das Haus zu betreten. Dann war er doch zaghaft die teppichbelegten Treppen hinaufgestiegen, um Paulus auf ein paar Augenblicke sprechen zu können. Halb stumpfsinnig vor Abspannung, hatte er sich auf die Treppenstufen gesetzt, um stillbrütend abzuwarten, was wohl geschehen werde. Da um diese Stunde kein Gast mehr kam, so blieb er ungestört. Zu ihm heraus erschallte das Klingen der Gläser und das Lachen der Tafelnden: das ganze Surren und Summen einer fröhlichen Gesellschaft, die nur dem Augenblicke lebt und sich um die Dinge außerhalb der Wände nicht bekümmert. Dazwischen erklangen des Pianos fröhliche Weisen, dazu geschaffen, die ernsten Gedanken zu unterdrücken und das Leben in den rosigsten Farben erscheinen zu lassen. Und da Braun wußte, daß Paulus Lieses Hände es waren, die über die Tasten glitten, so stimmte ihn die Musik nur wehmütig.

Nur durch eine dünne Wand getrennt von dem Glanz und Genuß da drinnen, empfand er doppelt den Schmerz, der ihn beseelte, und dazu den Hunger, der sich immer fühlbarer machte, da die liebende Hand nicht wie sonst ihm heute abend aufgewartet hatte. Ein Gefühl großer Erbitterung kam über ihn. Er klagte die Welt an seines trostlosen Daseins wegen, das ihn zwang, immer nur zu arbeiten, ohne jemals die Freuden derer dort drinnen genießen zu können.

Selbst die Luft hier draußen war erfüllt von dem würzigen Bratenduft, der ihm in die Nase zog. Durch die Türe,

die vom Flur direkt nach dem Speisesaal führte, niemals aber geöffnet wurde, hörte er deutlich die Reden, die zugunsten seines Standes gesprochen wurden. Und je öfter er das Wort Hunger vernahm, je mehr empfand er ihn. Plötzlich überkam ihn eine Wut, die ihm bisher fern gelegen hatte: Er wollte mit seinen großen Fäusten die Türe zertrümmern, mitten unter die Gesellschaft stürzen und ihr die Worte entgegendonnern: ‚Ihr lügt! Gebt mir, was ihr übrig habt, und schweigt!‘

Bekam er eine Vision, träumte er mit offenen Augen? Es war ihm, als säße er wirklich an der langen, festlich geschmückten Tafel und täte sich gut an Speise und Trank. Die Herren drückten ihm die schwielige Hand und riefen ihm zu: ‚Willkommen unter uns, du braver Mann der harten Arbeit. Dein Los wird sich jetzt anders gestalten, denn so will es dein Herrscher, unser allergnädigster König und Herr. Du wirst jetzt jeden Sonntag ein Huhn im Topfe haben, und wirst du alt und kraftlos, so gräme dich nicht: der Abend deines Lebens wird dir versüßt werden durch die Sorge anderer um dein Brot.‘ Hei, wie tief das Messer in den Braten ging, wie Stück auf Stück in seinem Schlund verschwand! Wie ihm das schmeckte, wie er sich wohl fühlte inmitten dieser feinen Herren, die ihn umdrängten mit ihren Liebenswürdigkeiten, und die nur das Beste für ihn wollten.

Niemals hätte er sich träumen lassen, daß man hier ebenso handelte, wie man sprach; man dachte nicht nur an den eigenen Magen, sondern auch an den fremden. Sollte ihm nur einer noch kommen und das Gegenteil behaupten! Wie sein Bauch sich füllte, wie der Wein ihm die Geister belebte! Wahrhaftig, hier wurde er wie ein wirklicher Mensch behandelt, den Gott geschaffen hatte mit gleichen Rechten und Ansprüchen an die wohlbesetzten Tafeln der reichen und vornehmen Leute. Jetzt ließ man sogar seine blaue Bluse leben, und Paulus Liese spielte einen Tusch dazu, der mächtig durch den Raum dröhnte ...

Aber der alte Braun hatte wirklich nur mit schweren Augenlidern geträumt, denn die Worte „herumlungerndes Gesindel“ hatten jedenfalls mit den guten Manieren der Gesellschaft, in

der er sich zu befinden glaubte, nichts zu tun. In dem jähen Übergang vom Traum zur Wirklichkeit war er so bestürzt, daß er die Verdächtigung des Klubdieners hinnahm, ohne im ersten Augenblick ihren Sinn zu erfassen.

Erst als er die Hand an seinem Arme fühlte, kam er zur Besinnung, bäumte sich der Stolz der rechtlichen Menschen in ihm auf. Mit einer schnellen Wendung machte er sich frei.

„Sie sind wohl viel mit herumlungerndem Gesindel umgegangen, daß Sie es so genau kennen“, erwiderte er trotzig. Wenn er sich hier aufhalte, so werde er wohl auch seine guten Gründe dazu haben. Man möge so freundlich sein, den Klavierspieler auf ein paar Augenblicke herausschicken, man werde dann sofort erfahren, daß man es mit einem ehrlichen Manne und mit keinem Spitzbuben zu tun habe.

Der Klubdiener reckte sich empört. Er sollte mit herumlungerndem Gesindel Umgang gehabt haben? I, dem Burschen wollte er beweisen, wie man sich hier einem Beamten des berühmten feudalen Klubs gegenüber zu benehmen habe.

„Sie frecher Mensch, wie können Sie sich solche Reden erlauben“, schrie er, krebsrot geworden, den Arbeiter an. „Hier ist niemand für Sie zu sprechen. Sofort die Treppe hinunter!“

Abermals streckte er die Hand aus, um seines Amtes als Hüter dieser Etage zu walten.

„Oho, nur nicht anfassen!“

Mit diesen Worten hatte Braun seine stählernen Muskeln gezeigt, denn die riesige Gestalt des Betreßten flog gegen die Wand. Ein Handgemenge zwischen den beiden wäre unausbleiblich gewesen, wenn Paulus Liese nicht, angelockt gleich den Kellnern, zur rechten Zeit im Rahmen der Türe erschienen wäre. Er hatte seinen Nachbar sofort an der Stimme erkannt und schrie nun in seinem angeheiterten Zustand laut auf den Flur hinaus, man möge den Mann zufrieden lassen.

Was, den alten, braven Braun, den Vater des Mädchens, das seine erste und einzige Liebe war, behandelte man hier wie einen Verbrecher? Wie konnte sich das ein Schlingel, der die Menschen nur nach ihren Trinkgeldern taxierte, heraus-

nehmen. Man mußte dafür sorgen, daß derartigen Individuen einmal gehörig der Standpunkt klar gemacht werde.

Erschien überdies sein Nachbar nicht gerade zur rechten Zeit, um zu erfahren, daß Neukirch der Verführer seiner Tochter war? Das würde einen Tanz abgeben, wenn man den Alten ein Wörtchen unter vier Augen mit dem Herrn Assessor sprechen lassen könnte! Paulus begrüßte zuvörderst seinen väterlichen Freund, indem er ihn umarmte und seine Nase in innige Berührung mit der des anderen brachte. Dann wandte er sich mit lallender Stimme an den Klubdiener.

Er würde sofort zum Vorsitzenden gehen und sich über die seinem Freunde zuteil gewordene Behandlung beschweren, wenn nicht sofort die nötige Entschuldigung käme. Man befände sich hier in einem Hause, in dem die Menschenwürde verteidigt werde, müsse also auch danach handeln. Vor allen Dingen aber hätten sich gewisse „untergeordnete Organe" zuerst danach zu richten.

Der Klubdiener zuckte zwar herablassend mit den Achseln, zog es aber vor, sich schweigend zu entfernen und die beiden allein zu lassen. So konnte also der alte Braun seinen Schmerz in aller Ruhe verkünden. Woher sollte er wohl das Geld zur Beerdigung seiner Frau bekommen? klagte Braun. Er sei arm wie eine Kirchenmaus, und die, auf deren Unterstützung er früher hoffte, sei über alle Berge. Es werde ihm nun nichts übrig bleiben, als die Armenkommission in Anspruch zu nehmen.

„Ein Nasenquetscher für uns, das ist das Ende vom Liede", schloß er und blickte trübe vor sich nieder.

Während ihm große Tränen über die durchfurchten Wangen rollten, schien er zusammenzuschrumpfen, kleiner zu werden.

Die Gasflamme in der prismageschliffenen Schale begann durch einen Luftzug, der die Treppe heraufkam, heftig zu flackern und bewegte sich wie eine glühende Zunge über den Rand des niedrigen Glases, als lechzte sie nach dem kahlen Schädel des Alten. Vom Speisesaal heraus erschallte noch immer das Lachen und surrende Geräusch der Gesellschaft, vermischt mit dem lauten Geklapper der Billardbälle im Nebensalon. Plötzlich ergriff ein Redner wieder das Wort. In der

Stille des Flurs hörte sich jedes Wort wie am äußersten Ende einer langen Höhle gesprochen an, echoartig herübergetragen.

„Meine Herren, ich kann zum Schluß nur aufs neue betonen," konnte man deutlich vernehmen, „suche jeder von uns danach zu trachten, den Arbeiter es nicht fühlen zu lassen, daß eine soziale Kluft uns trennt. So werden wir auch die große Masse des Volkes gewinnen, und der Sieg bei der nächsten Wahl wird uns sicher sein, — mit Gott für König und Vaterland!"

Brausender Beifallssturm folgte, so lärmte nach dem letzten Wort der Beifall schallend empor.

Noch immer stand der alte Arbeiter in trostloser Verfassung an die Wand gelehnt, kaum darauf achtend, was der musikalisch gebildete Nachbar in Güte zu ihm sprach.

Plötzlich bekam Paulus Liese, angeregt durch die letzten Worte des Redners hinter der Türe, einen merkwürdigen Einfall. Wie, wenn er, Hand in Hand mit dem Unglücksgenossen, mitten unter die Gesellschaft träte und sie von der Hilflosigkeit seines armen Freundes überzeugte? Würde wohl einer sein, der nicht in die Tasche griffe, um seine Gesinnung durch die gute Tat zu bewahrheiten? Alle Schüchternheit hatte ihn verlassen, er empfand nur die Stärke eines Menschen, der eine gute Tat vollbringen will.

Im nächsten Augenblick hatte er Brauns Hand erfaßt. „Kommen Sie!" sagte er kurz.

Die Türe war nicht ganz geschlossen. Der Klavierspieler stieß sie auf und trat mit dem Alten, der ihm wie in einem Märchen folgte, in das Entreezimmer. Der Klubdiener unterhielt sich gerade mit dem Kellner. Ehe er den Eintritt des Arbeiters verhindern konnte, hatte Paulus Liese denselben bereits über die Schwelle des Speisesaales gezogen.

Die Lichtfülle blendete den Alten zuerst. Er sah weiter nichts als ein Gewirr von sitzenden und stehenden Menschen, von weißen Handflächen, zahllosen Köpfen, die schließlich in Bewegung gerieten. Dann senkte er die Augen und wagte nicht mehr aufzublicken; verlegen drehte er die Mütze in seinen Händen.

Nach einer Minute hatte der gesamte Klub seine Aufmerksamkeit nur noch der ungewohnten Erscheinung zugewendet. Die Herren aus den Nebenräumen kamen herbeigeeilt, sahen sich erstaunt an, schwiegen erst und fragten sich gegenseitig, was das zu bedeuten habe. Diejenigen, die der Szene den Rücken kehrten, rückten mit den Stühlen herum und machten es sich bequem, als hätten sie nun irgend einer interessanten Komödie beizuwohnen. Die Kurzsichtigen griffen nach ihrem Kneifer und führten ihn mit vornehmer Ruhe der Nase zu. Man hatte die Empfindung, als erwartete jedermann einen improvisierten Scherz, der zur Unterhaltung der Gäste dienen sollte. Und man glaubte das um so mehr, als man den Klavierspieler dabei beteiligt sah. Jedenfalls hatte einer der Herren vom Klub sich in die Kleidung eines Arbeiters gesteckt und wollte nun unter Musikbegleitung etwas über das Los der Arbeiter zum besten geben.

„Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?" näselte Graf Bärme den Vorsitzenden an. Dieser verneinte und fügte hinzu, daß er den Türhüter sofort zur Rede stellen werde.

„Wahrscheinlich irgend ein Bettler, der mit diesem Kerl von Musikanten unter einer Decke steckt und die Gelegenheit benutzen will, unsere gute Laune auszubeuten", näselte der Kammerherr weiter, während er den alten Braun mit dem Blicke eines Kriminalbeamten fixierte.

Herr von Schichlinski war nicht wenig erstaunt, in dem Arbeiter einen alten Bekannten zu sehen. Mit kurzen Worten berichtete er Herrn Buchholtz über jene Straßenszene, der er am frühen Morgen in der Friedrichstraße in Gesellschaft anderer beigewohnt hatte.

„Kennen Sie den noch, Herr Assessor?" rief er laut über den Tisch zu Neukirch hinüber.

Der Assessor nickte. Er sah bleich aus, denn er wußte nur zu genau, wer dort neben Paulus Liese stand. Olga hatte ihm den Alten mehrmals auf der Straße gezeigt und ihn als ihren Vater bezeichnet. Ein unangenehmer Auftritt, in dem er die einzige unglückliche Rolle spielen könnte, schwebte ihm vor. Denn wer konnte wissen, ob Braun ihn nicht kannte.

Es hatte bereits seinen Verdacht erregt, als dieser Tölpel von Klavierspieler ihn mehrmals im Laufe des Abends mit einer Vertraulichkeit anredete, die er hier nicht am Platze fand. Schließlich zitterte er am ganzen Leibe, und so hielt er es für besser, hinter mehrere Herren, die seitwärts vom Piano standen, zu treten.

Paulus Liese hielt noch immer die Hand des Alten. Der starre Blick war der Tafel zugewendet, das von der Hitze schlaffe Haar hing ihm liederlich über die Stirn, die Krawatte saß schiefer als sonst. Seine Wangen waren gerötet, die Lippen halb geöffnet; in den Augen lag ein feuchter Schimmer, der sie leuchten machte, als besäßen sie ihren alten Glanz.

Eine tolle Lust, der Welt seine Verachtung zu beweisen, war über ihn gekommen. Er wollte nicht mehr als der ewig gedemütigte, unglückliche Kneipenspieler erscheinen, der dazu da sei, die Launen anderer zu befriedigen.

„Meine hochgeehrten Herren", begann er mit seiner durchdringenden Stimme, den Kopf erhoben, als erhoffte er aus der Höhe die Eingebung seiner Gedanken; „meine hochverehrten Herren, dieser unglückliche Mann hier möchte Ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Er ist ein redlicher aber armer Arbeiter, einer jener Leute, deren Lage verbessern zu wollen Sie hier heute abend in so viel schönen Reden Ausdruck verliehen haben. Meine Herren —"

Am unteren Ende der Tafel war eine Bewegung entstanden. Graf Bärme hatte laut seinen Unwillen geäußert. Eine derartige Anmaßung von einem Individuum, das man hier nur engagiert habe, um gegen guten Lohn Unterhaltungsmusik zu machen, sei ihm noch nicht vorgekommen.

„Der Mensch scheint total betrunken zu sein, lassen Sie ihn doch hinausführen, Herr Direktor", rief er dem Vorsitzenden zu.

Der stutzerhaft gekleidete Abgeordnete und Agitator, dessen Moschusgeruch sich über den ganzen Tisch verbreitete, stimmte dem Kammerherrn bei, indem er sagte:

„Der Kerl ist wohl verrückt geworden? Lassen wir doch den Diener die ganze Angelegenheit erledigen."

„Der Klubdiener! Der Klubdiener!" erschallte es von mehreren Seiten.

Der lange Pastor, der als Häuserkommissionär bekannt war, machte die Bemerkung, daß man hierher gekommen sei, um unter sich zu sein und nicht, um Lehren von untergeordneten Leuten entgegenzunehmen.

Er hatte dem Weine bereits so stark zugesprochen, daß ihm die Augen hervorquollen.

Verlagsbuchhändler Löschkopf fühlte sich jetzt ebenfalls gezwungen, seine Stimme geltend zu machen.

„Das geht ja gar nicht, wir müssen den Mann ersuchen, sich hier ruhig zu verhalten. Wie können Sie überhaupt einen Fremden hereinlassen", rief er dem Türhüter zu.

Die riesige Gestalt des Klubdieners näherte sich bedeutsam dem Piano.

Plötzlich erhob sich der kleine Philologe und sagte mit seiner hellen Stimme laut und vernehmlich: „Meine Herren, ich bin fest überzeugt, daß jeder von Ihnen gleich mir das Bewußtsein haben wird, daß bis jetzt noch nicht die geringste Veranlassung vorliegt, von Ihrem Hausrecht Gebrauch zu machen. Ist dieser alte Mann dort wirklich ein unglücklicher Mensch, so muß ihm auch nach den Grundsätzen der Bestrebungen dieser Vereinigung, deren Gast zu sein ich heute die Ehre habe, geholfen werden."

Die älteren Herren warfen höchst mißtrauische und ungnädige Blicke auf den jungen, bartlosen Mann, der kaum die Schultern seiner neben ihm sitzenden Nachbarn überragte. Der Türhüter zog die ausgestreckte Hand wieder zurück und warf einen unentschlossenen Blick auf die Ecke der Tafel, an welcher der Vorstand seine Plätze inne hatte.

Diese Gelegenheit benutzte Paulus Liese, um weiter zu reden. Mit wenigen Worten schilderte er die bedrängte Lage und das Leid des alten Braun.

„... Meine hochverehrten Herren — kein Bettler steht vor Ihnen, sondern ein Mann, der verlangen darf. Geben Sie ihm einen Teil von Ihrem Überfluß, so haben Sie die christliche Liebe geübt, die stets zu erfüllen sich jeder gute

Mensch rühmen sollte. Nur Pharisäer und Heuchler geben gute Lehren, ohne sie selbst zu beherzigen."

„Wenn der betrunken ist und nicht weiß, was er spricht," sagte Herr von Schichlinski halblaut zu Herrn Buchholtz, „so ist dieser ganze Klub samt seinem Vorsitzenden reif fürs Narrenhaus. Aber Logik ist nicht jedermanns Sache."

Und Paulus Liese fuhr fort:

„Meine hochverehrten Herren! Niemals würde dieser schlichte Mann es gewagt haben, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, — die Schuld daran trage allein ich. Aber nicht umsonst sollen Sie in die Tasche greifen. Ich werde mir erlauben, Ihnen etwas Außergewöhnliches vorzutragen, was Sie nur redlich zu bezahlen brauchen."

Er rückte an dem Stuhl vor dem Piano und setzte sich bedächtig nieder.

Die ganze Gesellschaft blieb stumm. Es war das Schweigen von Menschen, die plötzlich auf einer Unwahrheit ertappt worden sind, und denen das beschämende Gefühl die Sprache genommen hat.

Der Halberblindete begann eine Phantasie, während der Arbeiter neben ihm stand, immer die Mütze drehte und seine Augen auf die Tasten des Instruments gerichtet hielt. Was Paulus Liese spielte, wußte er wohl selbst kaum. Es war der Ausdruck aller seiner Gefühle, die ihn heute mehr denn je beseelten. Der Lohnmusikant erhob sich zum Künstler. Die dürren Finger zauberten einen Melodienreichtum seltener Art hervor. Es war, als befände man sich in einer anderen Welt, entrückt allen Gemeinheiten des Daseins, emporgehoben durch überirdische Töne. Die Gedankenwelt eines fühlenden Menschen versuchte durch rauschende Klänge mitempfindenden Seelen sich verständlich zu machen. Die Macht der Musik bezwang die niedere Regung.

Paulus Lieses glanzlose Augen starrten auf das Holz des Klaviers. Und während seine Gedanken diesem Orte weit entrückt waren, bewältigte ihn der Schmerz um das, was er verloren hatte. Große Tränen rannen, unsichtbar der Gesellschaft, über seine mageren Wangen.

Er hatte das Spiel beendet, fuhr verstohlen mit dem linken Ärmel des Fracks über die Augen, erhob sich, allem Anscheine nach stark ernüchtert, tastete nach der Mütze Brauns, die er ihm entriß, und schritt auf die Tafel zu.

Keine Hand rührte sich, kein Ton des Beifalls wurde laut, aber ein Dehnen und Recken der meisten Herren machte sich bemerkbar. Nur der kleine Hauptmann Schwitzer wagte laut und vernehmlich die Worte: „Ausgezeichnet, ganz famos", hervorzustoßen, während der Kammerherr Graf Bärme sich nicht enthalten konnte zu sagen: „Gott sei Dank, daß das Geklimper aufgehört hat."

Herr von Schichlinski aber äußerte, daß er selten so mächtig gepackt worden sei, wie von dieser Musik. Man dürfe auf die Ansicht des Grafen Bärme nicht viel geben, denn es sei allgemein bekannt, daß der Kammerherr eine Drehorgel en miniature in seinem Salon aufgestellt habe, die er in seinen Mußestunden in Bewegung zu setzen pflege, um das Entreegeld für die Symphoniekonzerte zu sparen.

Der rotbärtige Bankier und Börsenspekulant sah sich zu der an Major von Schimmel gerichteten Bemerkung genötigt, daß seine „liebe Frau" ebenfalls Klavier spiele, allerdings, wie er betonen müsse, meisterhaft, denn sie habe bei dem teuersten und renommiertesten Klavierlehrer Berlins Unterricht genossen.

Der Major fand sich durch diese Mitteilung so beglückt, daß er äußerte, er werde hoffentlich bald das Vergnügen haben, sich persönlich von der großen Begabung der Frau Bankier überzeugen zu können, worauf der Börsenspekulant wiederum erwiderte, daß er es sich zur großen Ehre rechnen würde, den Major nebst Gattin demnächst bei sich zu sehen.

Paulus Liese stand am unteren Ende der Tafel und hielt dem zunächst Sitzenden die zum Einsammeln bestimmte Mütze hin. Die Herren wußten nun, worum es sich handelte. Mit Ausnahme einiger wenigen, die vergnügt dreinblickten und eine hilfsbereite Miene machten, zeigten sich nur mürrische Gesichter. Die Hände glitten zögernd und schwerfällig in die Taschen, um erst nach einigem Zaudern das Portemonnaie zu öffnen.

Fünf Minuten lang hörte man nichts weiter, als das sich gleichbleibende: „Danke, mein Herr" Paulus Lieses. Herr von Schichlinski sah ihn immer drohender herannahen. Er befand sich nur im Besitze eines Dreimarkstückes, von dem er sich ungern trennen konnte, da er damit, falls man nachher einen kleinen Tempel legte, sein Glück versuchen wollte. Endlich wandte er sich an Buchholtz mit der Frage, ob er ihm nicht mit einer Mark aus der Verlegenheit helfen könne; er besäße kein kleines Geld und müsse erst später wechseln.

Der Philologe erwiderte, daß er soeben dieselbe Frage an den Schlachtschitzen zu richten gedachte. Die beiden Herren fanden die Situation sehr amüsant, lachten herzlich und kamen überein, daß Schichlinski für beide Teile gemeinschaftlich das Opfer bringen sollte. Er nahm sich sofort vor, bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit eine Anleihe bei seinem Chef, Herrn Löschkopf, zu machen.

Als Paulus Liese bei Graf Bärme angelangt war, klapperte der Kammerherr ziemlich umständlich mit den Goldstücken im Portemonnaie, verstand es aber durch eine geschickte Handbewegung so einzurichten, daß ein Zwanzigpfennigstück in der Tiefe der Mütze verschwand.

Der Halberblindete, dessen feines Gehör an dem Klang der Münze die Höhe der Gabe erkannte, lächelte und fragte leise mit einer Verbeugung:

„Wünschen der Herr Graf etwas herauszubekommen?" Bärme wurde rot, und um seine Verlegenheit zu verbergen, schnarrte er dem bereits weitergegangenen Pianisten die Worte nach:

„Sagen Sie mal, — der Mann da sieht ja noch so kräftig aus, weshalb arbeitet er nicht?"

Da Paulus Liese dieser Frage keine Antwort würdigte, die anderen Herren wenig geneigt schienen, auf die Brutalität des geizigen Millionärs einzugehen, so wandte sich der Graf an einen ihm schräg gegenübersitzenden Prediger, dessen faunischer Gesichtsausdruck den vielfach über ihn kursierenden Gerüchten, er sei ein großer Freund der Frauen und empfinde das Bedürfnis, seine starke Sinneslust auf für Pastoren nicht gerade

reinlichen Wegen zu befriedigen, durchaus nicht widersprach. Er bewies dem Kammerherrn eine gewisse devote Hochachtung, die Eingeweihte mit der Behauptung entschuldigten, er stecke bei dem Grafen tief in Schulden, die er ratenweise abzutragen pflege.

„Man kann gar nicht wissen, mein lieber Herr Päpke, ob man nicht in seiner Gutmütigkeit einen ganz schlimmen Sozialdemokraten unterstützt hat. Wenn die Leute nicht so viel Völlerei trieben, sondern fleißig sparen würden, so brauchten sie in Notfällen nicht die Mildtätigkeit anderer in Anspruch zu nehmen."

Der Pastor verzog den Mund zu einem süßlichen Lächeln, kniff die Augen zusammen und machte mit den gespreizten Fingern der rechten Hand eine zustimmende Bewegung.

„Sie haben nicht unrecht, Herr Graf," entgegnete er, „die Untugenden der niederen Leute sind zahllos. Es fehlt vor allem der Begriff der Moralität."

Ein blutjunger Leutnant der Kavallerie, der einer altadligen aber verarmten Familie angehörte, hatte den Grafen bei Spendung der Gabe aufmerksam beobachtet. Sein aristokratisches Gefühl wurde dadurch derartig verletzt, daß er das einzige Goldstück, das er in der Börse trug, verstohlen mit einem raschen und geschickten Wurf über den Tisch hinüber der Sammlung einverleibte. Er glaubte, die Standesehre dadurch gewahrt zu haben.

Bei dem Vorsitzenden des Klubs verweilte Paulus längere Zeit. Der Herr Direktor gab ihm den Rat, sich zu beeilen, mit der Sammlung zu Ende zu kommen. Sein Spielhonorar habe er hoffentlich schon empfangen? Er könne nicht mehr dulden, daß die Gesellschaft länger belästigt werde. Paulus Liese möge sich so schnell als möglich mit seinem Begleiter entfernen.

Der Klavierspieler, der wohl wußte, daß er für die Zukunft von dieser Vereinigung nichts mehr zu erwarten haben würde, verneigte sich, ohne etwas zu erwidern. Es blieb ihm noch eine Gruppe Herren übrig, in der Neukirch sich befand. Plötzlich stand er vor ihm. Zittern überlief seinen Körper, und er empfand die unheimliche Regung, die man angesichts des

Todfeindes empfindet. Durst nach Rache, der ihm die Zunge trocken machte, raubte ihm fast die Sinne. Er fühlte, wie seinen schlottrigen Körper eine wahrhaft jugendliche Kraft durchströmte. Die matten Augen unheimlich groß aufgerissen, starrte er auf Neukirch, dem der Angstschweiß auf die Stirn trat. Und mit gepreßter Stimme raunte er: „Herr Assessor, dort steht der Vater des Mädchens, das meine ehrliche Braut war und welches Sie verführt haben. Ein Wort zu ihm würde genügen, um hier etwas passieren zu lassen, was Sie nicht erfreuen würde. Nicht wahr, Sie tragen doch jetzt als reicher Mann einen Teil ihrer großen Schuld ab?"

Der Assessor befand sich in einer jener Lagen, in denen die weltmännische Fassung vergeblich zur Beherrscherin wird. Die Anklage kam so plötzlich, daß die Zurückweisung nicht mehr möglich war. Bereits ruhten die Blicke einiger Herren auf ihm, so daß es ihm peinlich wurde. Ohne ein Wort zu sagen, langte er sein Portefeuille hervor und entnahm demselben eine Banknote. Und sich mühsam beherrschend, preßte er hervor: „Hier sind vorläufig hundert Mark."

Ein Blitz, der ihm eine fürchterliche Erkenntnis brachte, zuckte über das Gesicht des Halberblindeten.

„Vorläufig?" wiederholte er, „also gestehen Sie Ihre Schuld ein?" Die Hände krampften sich in das Tuch der Mütze.

Der Assessor bekam seine Ruhe wieder. Er ließ die Banknote in die Mütze gleiten und sagte laut und unwillig: „Belästigen Sie mich nicht länger." Dann drehte er sich kurz um und trat auf die anderen Herren zu.

Als der Vorsitzende die Worte Neukirchs vernahm, glaubte er das Maß seiner Duldsamkeit für voll erklären zu müssen. Er erhob sich und forderte nun Paulus Liese energisch auf, mit dem Arbeiter auf der Stelle die Räume des Klubs zu verlassen. Das Weitere überließ er dem Türhüter.

Im nächsten Augenblick entstand in der Gesellschaft eine große Bewegung. Der Diener glaubte sich ein Verdienst zu erwerben, wenn er sofort Gewalt anwende. So faßte er denn Paulus Liese am Arm und versuchte ihn zum Vorzimmer zu stoßen.

Der Kehle des Pianisten entrang sich ein leiser Schrei, dem die Worte folgten: „Wie dürfen Sie wagen, mich anzufassen.“ Sein Atem ging stoßweise, entsetzliche Qualen durchzogen seine Brust.

Den meisten Herren war die Szene äußerst peinlich. Einige von ihnen erhoben sich, um ihn in Güte zu ersuchen, der Aufforderung des Vorsitzenden nachzukommen. Da man ihn für betrunken hielt und als einen mit einem körperlichen Leiden behafteten Menschen betrachtete, so wollte man Rücksicht üben. Jedoch war man allgemein der Ansicht, daß dem unliebsamen Auftritt ein Ende gemacht werden müsse.

Paulus Liese überreichte die Mütze mit dem Gelde dem alten Braun und kehrte der Gesellschaft den Rücken zu, um sich schleppenden Ganges zu entfernen. Auf der Schwelle des Büfettzimmers drehte er sich wieder um, ergriff die Hand des Arbeiters, deutete mit ihr nach der Richtung, die er verlassen hatte und sagte laut und vernehmlich:

„Dort steht der Herr Assessor Neukirch, der Verführer Ihrer Tochter!“

Was nun folgte, geschah in wenigen Augenblicken. Auf einen Wink des Vorsitzenden hatten Klubdiener und Kellner den Halberblindeten und seinen Genossen von hinten gepackt und äußerst schnell durch die Vorzimmer nach dem Flur und von dort die Treppe hinuntergeschafft. Hier gab man ihnen die Lehre, sich sofort zu entfernen, widrigenfalls die Polizei gerufen werden würde.

Die Klubgesellschaft war in eine Aufregung geraten, die selbst die Weinstimmung nicht zu unterdrücken vermochte. Die Ansicht griff immer mehr um sich, es mit einem Verrückten zu tun gehabt zu haben, der hin und wieder am delirium tremens leide. Das Hauptinteresse drehte sich um Neukirch, der wiederholt versicherte, das Opfer eines ganz gemeinen Bubenstreichs zu sein. Er habe bisher niemals die zweifelhafte Ehre genossen, weder den Arbeiter, noch den Klavierspieler näher zu kennen, meinte er lachend.

Da sich jedoch in der Gesellschaft Herren befanden, die das ausschweifende Leben des Assessors kannten, so kam heimlich

die Meinung auf, es hätte sich soeben eine kleine Sittenkomödie abgespielt, in der Neukirch ohne Zweifel Bescheid wisse. Herr von Schichlinski ging sogar so weit, dem jungen Philologen die Versicherung zu geben, daß ein gewisses Stubenmädchen, das bei der Frau Geheimrätin von Setzen in Dienst gestanden habe, identisch mit der Tochter des Alten sei.

Wenn man jedoch bedenkt, daß fast jeder der anwesenden Herren mehr oder minder das Leben genossen hatte, so wird man es erklärlich finden, daß die üblen Dinge schließlich von der leichten Seite aufgefaßt wurden. Man erinnerte sich, daß man hier versammelt sei, äußerst vergnügt zu sein und nicht, um sich mit der Moral eines anderen zu beschäftigen. Die Sektpfropfen knallten also fröhlich weiter, und die Gläser gaben aufs neue einen hellen Klang, der durch die offenen Fenster hinunter auf die Straße schallte, wo zwei höchst unglückliche Menschen Arm in Arm ihres Weges dahinzogen und die Ungerechtigkeit dieser Welt in lauten und erbitterten Worten anklagten.

Nach einer halben Stunde war der ganze Vorfall vergessen. Viele der Herren hatten bereits den Klub verlassen, während sich die Zurückgebliebenen bis auf Major Schimmel und Hauptmann Schwitzer, die abermals aneinander geraten waren, nach dem Spielzimmer begaben, wo ein kleiner „Tempel" gelegt war.

Herr Löschkopf hielt die Bank. Er hatte ein Häuflein Goldstücke und Banknoten vor sich hingelegt und setzte gleich sehr hoch, um die Gesellschaft zu reizen. Es dauerte nicht lange, so hörte man in der lautlosen Stille, die sich des Kreises bemächtigt hatte, nur noch das klatschende Geräusch der Kartenblätter, das Klappern des Geldes, hin und wieder unterbrochen durch den leisen Ausruf eines der Zuschauer, und die Einladung des Bankhalters, sobald er eine neue Partie legte.

Nur wenige der Herren, die sich an dem Spiel beteiligten, wagten höhere Summen; die meisten begnügten sich mit einem kleinen Einsatz, bei dessen Verlust das Risiko kein zu großes war. Das Glück schwankte zuerst, ohne einem der beiden Teile einen Vorzug zu geben, bis es sich merklich zugunsten des Bank-

halters und Verlagsbuchhändlers neigte. Mit jeder dritten aufgeworfenen Karte streckte er die Hand aus und vermehrte seine Kasse.

Aus dem Speisesaal hörte man die lauten Stimmen Schimmels und Schwitzers hereinschallen, und durch die geöffneten Fenster vernahm man das dröhnende, surrende und summende Getöse der Dampfmaschine in der Druckerei, die sich in vollem Gange befand. Wohin man in der Gruppe blickte, sah man nur gerötete, durch die Hitze glänzende Gesichter und aufgerissene Augen, die sich stieren Blicks auf das grüne Tuch des Tisches hefteten. Der Dampf der Zigarren lagerte über den Köpfen; die matten Schalen der trübe erscheinenden Gasflammen umgab eine große Wolke, die allmählich dem Luftzug folgte und sich schließlich wie ein ziehender Nebel ausnahm, dessen Dunst mit dem Weingeruch und dem Parfüm der wohlfrisierten Lebemänner sich mengte, und den zu betäuben selbst der starke Moschusgeruch des bekannten Abgeordneten und Agitators nicht vermochte.

Ganz im Hintergrund hatten sich einige noch zurückgebliebene ältere Herren, denen die Aufregung des Spiels unbekannt war, auf Sofa und Sessel niedergelassen; unter ihnen befanden sich Graf Bärme und die beiden erwähnten Pastoren. Die Herren hatten sich starken Kaffee bereiten lassen, damit die Köpfe erleichtert würden.

Herr von Schichlinski hatte die Anleihe, die er bei seinem Chef gemacht hatte, nach einer Viertelstunde bereits verspielt. Er war sehr ärgerlich und äußerte zu Herrn Buchholtz, daß jedenfalls Herr Löschkopf das Vergnügen haben werde, die Nachtdroschke für ihn zu bezahlen. Der Mensch besitze wirklich mehr Glück als Verstand.

Nach einer halben Stunde bekam das Spiel für die Zuschauer erhöhtes Interesse. Neukirch setzte sehr hoch gegen den Börsenspekulanten und den Bankhalter, die fast regelmäßig gewannen. Er hatte bereits eine Rolle mit Zehnmarkstücken eingebüßt. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, die ganze Gesellschaft verfolgte mit fieberhafter Spannung sein Spiel.

Plötzlich zog er sein Portefeuille hervor, entnahm ihm ein Päckchen Banknoten und setzte einen Tausendmarkschein auf die Dame. Im nächsten Augenblick hatte er ihn verloren. Ein zweiter und dritter Tausendmarkschein folgte, — das gleiche Schicksal: mit aller Ruhe streckte der Bankhalter die Hand aus und zog den Gewinn ein.

„Sie haben mehr Glück in der Liebe als im Spiel, Herr Assessor", sagte Herr von Schichlinski.

Neukirch erwiderte nichts.

Den Klemmer auf der Nase, den Oberkörper halb gebeugt, in der Rechten das Taschentuch, mit dem er sich von Minute zu Minute nervös das Gesicht kühlte, klang nichts weiter in seinen Ohren wieder, als das halbdumpfe Aufschlagen der Hand des Bankhalters, das Klingen des Geldes und das Rauschen, das der Bankier verursachte, wenn er sich herniederbeugte, um Geld zu setzen und zu nehmen.

Unter seinen Augen zeigten sich dunkle Ränder, die Lippen waren halb geöffnet. Seine unheimliche Ruhe gab ihm etwas Geisterhaftes: den Eindruck einer Pagodenfigur, die nur bestimmte Bewegungen macht

Auch die Herren im Hintergrunde hatten sich erhoben und waren auf den Tisch zugetreten, da sie hörten, um was für große Summen es sich handelte. Schimmel und Schwitzer hatten sich nun eingefunden, nachdem der kleine Hauptmann durch die Worte: „Sie wissen gar nichts!" dem erregt geführten Gespräch im Speisesaal ein Ende gemacht hatte.

Der Major meinte zu Schichlinski, der Assessor habe, wie man ja wisse, eine sehr reiche Heirat gemacht, könne also seinen Verlust leicht verschmerzen. Trotz der guten Lehre, die ihm der fortwährende Verlust Neukirchs gab, hätte Herr von Schimmel ebenfalls sehr gern sein Glück versucht, besaß jedoch nicht die nötigen Mittel dazu. Da er aber bemerkte, daß sein neugewonnener Freund, der rotbärtige Börsenspekulant, fortwährend gewann, so hielt er es für notwendig, den Bankier auf ein paar Minuten beiseite zu ziehen und ihm auseinanderzusetzen, was für ein Verdienst um die Chancen des Spiels er sich erwerben würde, wenn er ihm, dem Major,

Gelegenheit gäbe, durch Überweisung von hundert Mark das Glück zu versuchen.

Der Millionär faßte sofort in die Tasche und reichte ihm sehr verbindlich eine Geldrolle mit dem Bemerken dar, der Herr Major möge sich durchaus nicht genieren und so viel von der Rolle verwenden, wie es ihm beliebe. Herr von Schimmel war so entzückt davon, daß er die Gruppe umschritt und mit dem kleinen Hauptmann abermals ein Gespräch anknüpfte, trotzdem er vor zehn Minuten erst geschworen hatte, mit ihm kein Wort mehr zu wechseln. Dann beteiligte er sich ebenfalls am Spiel, war aber so vorsichtig, nur kleine Summen zu setzen, wodurch trotzdem nicht verhindert wurde, daß er sie regelmäßig einbüßte. Da den Verlust aber ein anderer trug, so verlor er durchaus nicht seine gute Laune.

„Ja, das Glück in der Liebe, das Glück in der Liebe hat an allem Schuld, mein junger Freund", flüsterte er mehrmals wie zur Entschuldigung Herrn von Schichlinski zu, strich sich wohlgefällig den grauen Schnurrbart und opferte ein Goldstück nach dem anderen dem Spielteufel.

Der Bankhalter zog nach wie vor mit ruhiger Miene sein Geld ein. Als Neukirch zum achten Male eine Tausendmarknote gesetzt hatte, ohne vom Glück begünstigt zu werden, bemächtigte sich seiner eine fast wahnsinnige Wut, die sich in den aufeinandergepreßten Lippen und zusammengezogenen Augenbrauen ausprägte. Seine Gesichtsfarbe hatte sich verändert, kalter Schweiß perlte auf der Stirn: die Leidenschaft des Spielers, die nur mit dem Augenblick rechnet, hatte ihn gepackt.

Er zog abermals ein Päckchen Kassenscheine hervor und setzte, nicht mehr Herr seiner selbst, fünftausend Mark auf die Dame.

Ein Flüstern und Rauschen ging durch die Gruppe. Die Köpfe neigten sich weit nach vorn, alle überragt von Herrn vom Unterrock, dessen mächtige Gestalt sich gleich einer biegsamen Weide über die Zuschauer erhob.

Der Bankhalter mischte die Karten und zögerte einen Augenblick. „Wollen Sie, daß ich aufhöre?" fragte er. „Ich bin bereit dazu."

Der Assessor machte eine unwillige Bewegung und preßte das Wort „Bitte“ hervor.

Das Spiel nahm unter atemloser Spannung seinen Fortgang. Löschkopf schlug die Karten ruhig weiter, machte Pausen, um an einige der Herren kleine Beträge auszuzahlen, oder seinen Gewinn entgegenzunehmen. Dann wurde das Aufdecken der nächsten Karte wieder von einem allgemeinen Ausruf der Umstehenden begleitet. Der Einsatz Neukirchs ging aufs neue in die Kasse des Bankhalters über.

Jeder Blutstropfen war aus dem Gesicht des Assessors verschwunden. Er hatte in einer halben Stunde fünfzehntausend Mark verspielt: das ganze Geld, welches er bei sich trug, und das er am andern Tage Frieda, deren üppiges Leben fortwährend neue Opfer seitens ihres Geliebten forderte, übermitteln wollte. Aber die Blicke sämtlicher Herren, die auf ihn gerichtet waren, reizten ihn derartig, daß er jede Mäßigung vergaß. Er wollte noch einmal sein Glück versuchen, um mit einem großen Coup die Bank zu sprengen. Der Taumel der entsetzlichen Leidenschaft ließ ihn nicht zur Besinnung kommen. Er entnahm seinem Portefeuille eine Visitenkarte, schrieb mit zitternder Hand die Worte: „Gut für 15 000 Mark“ und legte sie mit den Worten auf den Tisch: „Bitte, betrachten Sie das als bares Geld auf Ehrenwort.“

Die Köpfe beugten sich wieder nach vorn, der Bankhalter erhob kaum den Blick, denn er wußte, mit wem er es zu tun hatte.

„Fünfzehntausend Mark“, ging es flüsternd von Mund zu Munde. Totenstille war eingetreten.

Von unten herauf erschallte noch immer das Ächzen und Stöhnen der Maschine, und im Zimmer vernahm man das regelmäßige Aufschlagen der Kartenblätter, das sich anhörte wie das Fallen schwerer Wassertropfen.

Die ganze Gruppe mit den scharf beleuchteten Köpfen, die sich zwischen und über den Schultern der Vordermänner Aussicht zu schaffen versuchten, mit den starr auf das Spiel gerichteten Augen, gab ein vortreffliches Bild für einen Maler. Hinter der Portiere des Speisesaals zeigte sich das fahle Gesicht eines Kellners, der mit aufgerissenen Augen verstohlen

einen Blick auf den Tisch zu erhaschen suchte. Plötzlich entwich der Alp, der auf allen lastete: die Dame fiel auf die Seite des Verlegers.

Ein „Verdammt"! entrang sich den Lippen Neukirchs. Die Köpfe erhoben sich, ein Recken und Rauschen der Gestalten machte sich wieder bemerkbar. Man tauschte leise seine Meinung aus.

„Die Dame bringt mir kein Glück mehr", sagte Neukirch mit erzwungenem Scherz, nur um eine Äußerung zu tun und durchleuchten zu lassen, wie unerwartet ihm sein heutiger Verlust im Spiel gekommen sei. Er hatte endlich die Besinnung wiederbekommen und trat, nachdem er mit dem Bankhalter ein paar Worte, die sich um die Ehrenschuld drehten, gewechselt hatte, vom Tisch zurück.

„Ein toller Kerl," sagte der Major brummend zu Schichlinski, „verspielt dreißigtausend Mark mit der Ruhe eines Moltke. Imponiert mir außerordentlich!"

Er trat auf den Bankier zu, plauderte mit ihm, vergaß aber ganz die Rede auf die übriggebliebene Hälfte der Geldrolle zu lenken, die in seiner Tasche wohl aufgehoben war. Endlich benutzte er die Gelegenheit, hinter einer gewissen Tür zu verschwinden, um in engster Zurückgezogenheit die Goldfüchse seiner Börse einzuverleiben, dabei mit dem Gedanken beschäftigt, daß eine überraschend gekommene Nachflut des heute eingezogenen Pensionsgeldes ihn für die nächsten Tage in den Stand setze, seinen Passionen in ausgedehnterem Maße nachgehen zu können.

Nach fünf Minuten hob Herr Löschkopf die Bank auf, da sich kein Herr mehr fand, der etwas riskieren wollte.

Das Gespräch drehte sich nun eine Zeitlang um das Spiel und seine Aufregungen. Mittlerweile hatte sich die Zahl der Anwesenden immer mehr gelichtet, so daß nur noch zwölf Personen übrig blieben, die noch Neigung zeigten, entweder eine Partie Billard zu spielen, oder in geselliger Unterhaltung zusammen zu bleiben.

Einer der Herren vom Vorstand, ein vermögender Arzt, der die Verwaltung des Weinkellers unter sich hatte, eine

ausgezeichnete Praxis im Westen besaß und sich bei Gelegenheit äußerst freigebig zeigte, bat die Gesellschaft, einen sehr alten, abgelagerten spanischen Wein, der sein Privateigentum sei, zu probieren. Man machte es sich um den großen Sofatisch bequem und geriet alsbald aufs neue in gut aufgelegte Stimmung, von welcher auch Neukirch mit fortgerissen wurde, so daß er bald seine gute Laune wiederbekam.

Der feurige Wein entfesselte die Geister derartig, daß man sich allerlei Anekdoten zu erzählen begann, in denen das weibliche Geschlecht die Hauptrolle spielte. Der Arzt, bekannt als ein Ratgeber der Frauen, war besonders reich an Erfahrungen. Der derbe Humor, der seine Erzählungen würzte und die pikantesten Dinge genießbar machte, ließ die Zuhörer aus dem Gelächter, das zeitweilig bei besonders heiklen Wendungen einen wiehernden Klang annahm, nicht herauskommen. Hin und wieder entschlüpften dem einen oder anderen Worte und Ausdrücke, die man in dieser Gesellschaft nicht erwartet haben würde, die aber dazu beitrugen, die Unterhaltung des ganzen Kreises in ein schmutziges Fahrwasser zu leiten, in dem namentlich die älteren Herren voll Wonne schwammen.

Endlich, als die Uhr bereits die zweite Nachtstunde zeigte, brach man auf.

Herr Löschkopf hatte den Vorschlag gemacht, in der Druckerei unten einen Abstecher zu machen. Mancher der Herren werde wohl noch niemals einer derartigen Nachtarbeit beigewohnt haben. Die Gesellschaft war damit einverstanden und begab sich nun nach dem Garderobezimmer. Bevor man die Klubräume verließ, wurden die mit Blumen gefüllten Tafelvasen geplündert. Die Herren zierten ihre Knopflöcher und verschwanden dann in bedenklicher Haltung, mit schief aufgestülpten Zylindern und lose umgehängten Paletots.

Der Gang die Treppe hinunter, bei dem sich das Geländer äußerst segensreich erwies, bezeugte die außerordentliche Wirkung des zuletzt genossenen schweren Weines. In der Dunkelheit des kleinen, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Hofes leuchteten allein die weißen Hemdflächen und nahmen sich äußerst spukhaft aus.

In der Druckerei machte das Personal große Augen, als die ganze Gesellschaft im Gänsemarsch die ausgetretenen Stufen herunterstolperte und sich bei Papierballen und schmutzigen Schemeln vorbeiwand, um behutsam ihrem Führer zu folgen. Gelächter und Gespräch gingen unter in dem Getöse der Rotationsmaschine, deren Treibriemen sich mit fürchterlicher Schnelligkeit drehten und jeden Uneingeweihten zwangen, sich in einer gewissen Entfernung zu halten.

Die übernächtigten Gesichter der Maschinen- und Falzmädchen bildeten einen schneidenden Gegensatz zu den übermütigen Herren, die direkt von der Weinflasche kamen, um mit erhitzten Köpfen, voll rosiger Gedanken, ein Stück sozialen Elends zu sehen. Die mageren, von ewiger Arbeit gebeugten Gestalten der Arbeiterinnen hatten längst die Fülle der Jugend verloren, die schmalen Wangen zeugten von der Entbehrung guter Speise und gesunden Schlafes.

An einem Tisch, der sich längs der Wand hinzog, saßen die Falzerinnen und nahmen ihr Nachtmahl ein. Da die Maschine noch nicht genug Vorrat gegeben hatte, so stärkte man sich einstweilen durch Kaffee, zu dem die mitgebrachten Stullen verzehrt wurden. Einige der Arbeiterinnen hatten es vorgezogen, die Zeit zur Ruhe zu benutzen. Das Gesicht über den entblößten und gekreuzten Armen auf den Tisch gesenkt, schliefen sie, fuhren aber, durch das Geräusch der Hereintretenden erwacht, zusammen und erhoben erstaunt die Köpfe.

Neukirch, der sofort mit einem schnellen Blick die Mädchen gestreift hatte, meinte zu dem Major, es befinde sich keine unter ihnen, die ihn nur im geringsten reizen könnte; worauf Herr von Schichlinski, der die Bemerkung vernommen hatte, einwarf, daß manche blühende Dame der guten Gesellschaft, die er kenne, unter gleichen Verhältnissen sehr bald ihre wohlgenährten Formen verlieren würde.

„Es könnte auch gar nichts schaden,“ fügte er hinzu, „wenn sie eine derartige Schule einmal durchkostete. Vielleicht würde sie mit etwas weniger Stolz auf diese bemitleidenswerten Geschöpfe blicken und ihrem zukünftigen Manne Gelegenheit geben, sie nicht bloß als Modepuppe zu betrachten.“

Er ging auf ein häßliches Mädchen zu und überreichte ihr sehr galant die Rose aus seinem Knopfloch, welche die Kleine mit einem leisen Dank entgegennahm.

Er habe nun ein armes Mädchen auf vierundzwanzig Stunden hindurch glücklich gemacht, meinte er zu Herrn Buchholtz; gewiß würde die Kleine die Rose während der Nacht recht oft zur Hand nehmen und bei ihrem Dufte offenen Auges von den goldenen Äpfeln der Hesperiden träumen....

Nach einer Viertelstunde hatte die ganze Gesellschaft den schmutzigen, übelriechenden Raum wieder verlassen und rief, auf der Straße angelangt, laut nach den gegenüber haltenden Nachtdroschken.





Siebentes Kapitel.

Der Winter hatte wieder seinen Anfang genommen und mit ihm die Vergnügungslust der Berliner, die Bälle und Soireen der guten Gesellschaft. Und auch das Haus der Frau von Setzen hatte die gastlichen Pforten geöffnet und seinen alten Luxus entfaltet. Ja es schien fast, als neigte Frieda zur Verschwendungssucht, seitdem Fanny verheiratet war.

Die Gäste und Hausfreunde fanden sie interessant wie immer; und der freie Ton in ihren Salons verwandelte sich allmählich in derbe Ausgelassenheit, die um so mehr zum Durchbruch kam, als man keine Rücksicht mehr auf eine Tochter im jungfräulichen Alter zu nehmen hatte. Die Herren überwogen wie gewöhnlich, und die Damen gehörten zu jenen unfeinen Naturen, die jedes moralische Bedenken hintenansetzen, sobald ihnen Genüsse geboten werden, die sie sich selbst zu bereiten nicht imstande sind.

Nach und nach verglich man das Haus der Geheimrätin mit einem Taubenschlag, dessen Eingang für jeden geöffnet war, der sich durch salonfähiges Auftreten zu legitimieren vermochte und die gute Eigenschaft bewies, nicht langweilig zu erscheinen.

Wenn den Menschen, die in dieser gemischten Gesellschaft verkehrten und in die familiären Verhältnisse Friedas eingeweiht waren, etwas auffallen mußte, so war es die stete Abwesenheit Fannys, obwohl ihr Gatte selten fehlte.

Der Bruch zwischen Mutter und Tochter war seit der Begegnung in Venedig nicht mehr aufzuhalten gewesen. Neukirch konnte das nur angenehm sein, denn die junge Ehe war

in jenes Stadium getreten, wo man bereits mehr an Trennung als an Zusammenleben denkt. Sein Wunsch nach einem Kinde war nicht in Erfüllung gegangen. So fehlte also auch jenes Band, das allein imstande ist, gewisse Mißklänge zwischen Mann und Frau weniger fühlbar zu machen. So suchte er also, da er nichts vorfand, was ihn an das Haus zu fesseln imstande war, allerlei Zerstreuungen auf, die er hauptsächlich zwischen Frieda und Olga teilte. Zog ihn zu Olga, die er in einer Vorstadtstraße eingemietet hatte und völlig aushielt, außer ihrer Jugend und Begehrlichkeit eine gewisse moralische Verpflichtung (sie war die Mutter eines Knaben geworden), so fesselte ihn an Frieda die Gesellschaft und die alte raffinierte Koketterie, mit der sie ihn immer noch in ihre Netze zu ziehen wußte. Ganz abgesehen von der Geldfrage, die ihn fortwährend in ihre Nähe brachte und bereits anfing, ihn unangenehm zu beschäftigen, denn die Geheimrätin vergeudete mit vollen Händen und erinnerte ihn nur zu oft daran, wie viel er ihr zu danken habe.

Was ihn aber nicht zuletzt dazu trieb, das Haus in der Potsdamer Straße aufzusuchen, war die Hoffnung, eines Tages Margarete von Lambert vorzufinden. Er hatte ihr Bild aus Herz und Gedanken nicht zu bannen vermocht. Sie war gleichsam der Quell einer wirklich reinen Empfindung, der ihn durchströmte und ihn der gemeinen Wirklichkeit entrückte. Tauchte im Geiste ihre züchtige Gestalt mit dem Kindesantlitz auf, so kamen Stunden, in denen er sich seiner von entnervender Genußsucht angefressenen Existenz, die ihm keinen Frieden mit seinem Innern brachte, bewußt wurde. Ekel vor sich selbst erfaßte ihn dann; zum erstenmal dachte er an ein bescheidenes, stilles Glück an der Seite eines Wesens, das ihn zu begreifen vermöchte und imstande sei, ihn einem besseren Leben zuzuführen.

In solchen Augenblicken trat das Gespenst seiner unglücklichen Ehe riesenhaft groß vor die Seele und rief ihm mit höhnischem Lächeln das Wort zu, das die Tragödie seines jämmerlichen Daseins enthielt: „Gefesselt!"

Ja, er war an ein Weib gefesselt, das er nicht liebte, dessen Geld er aber verbrauchte; von dem abhängig zu sein er doppelt

empfand, weil er den Tag fürchtete, an dem Fanny, gereizt durch seine Gleichgültigkeit, ihn das fühlen lassen könnte.

Sein Wunsch, wenigstens durch den Anblick Margaretens und eine Unterhaltung mit ihr sein heißestes Verlangen befriedigt zu sehen, ging aber nicht in Erfüllung.

„Verkehren denn Lamberts nicht mehr mit dir?“ fragte er eines Abends.

Die schöne Frau hob die Schultern.

„Ich habe den Leuten nichts getan. Es gibt gewisse Menschen, die sich berechtigt glauben, ohne jede Entschuldigung und, was schlimmer ist, ohne jede Gründe ihre Besuche einzustellen. Man profitiert aber dabei nur, denn man hat keine Gegenbesuche mehr zu machen.“

Otto von Lambert trug die Hauptschuld an dieser Entfremdung. Er war der Ansicht, daß der Ton bei Frieda für seine Schwester nicht mehr passe, obgleich er überzeugt war, daß Margarete ein zu gut erzogenes Mädchen sei, um nicht jeder Gefahr zu entgehen. Und seine Mutter war derselben Meinung.

Als Dame von Welt ließ Frieda ihren Ärger nicht merken. Es war daher das erste Mal, daß sie zu Neukirch einen unverkennbaren Ingrimm darüber hervorkehrte.

Margarete von Lambert entschädigte sich, indem sie um so häufiger Fanny besuchte, die wiederum Lamberts besonders bevorzugte. So konnte es auf die Dauer in der Familie der Landgerichtsrätin kein Geheimnis bleiben, daß auch Fanny mit Frieda nicht mehr verkehrte. Jedoch war man zartfühlend genug, niemals Andeutungen darüber zu machen. Man glaubte, das alte Kapitel von der bösen und schönen Stiefmutter vor sich zu haben, die froh sei, die Tochter los zu sein.

Otto von Lambert allein blickte tiefer; er glaubte seinen alten Verdacht auf eine längst bestandene Liebschaft zwischen Frau von Setzen und Neukirch durch den fortdauernden Verkehr der beiden nur bestätigt zu sehen. Im Grunde seiner Seele bedauerte er Fanny auf das tiefste, um so mehr, als er selbst noch immer die Neigung für sie empfand, der er am Verlobungstage auf dem Balkon in zitternden Worten Ausdruck gegeben hatte, wenn auch mehr für sich als für die glückliche

Braut. Seiner edlen Natur widerstrebte es, Gift, von dem er annahm, daß es von fürchterlicher Wirkung für ihr ganzes ferneres Leben sein müsse, in die Seele der jungen Frau zu tröpfeln. Aber er begrüßte es durchaus freudig, daß seine Schwester sich an Fanny inniger denn je anschloß; denn so war es ihm vergönnt, die Teure öfter zu Gesicht zu bekommen.

Eines Vormittags hatte Margarete wie gewöhnlich ihre Freundin besucht. Sie tat das meistens während der Stunden, wo sie Neukirch im Ministerium wußte, denn sie wollte absichtlich jede Begegnung mit ihm vermeiden. Fanny sah blaß aus; untrügliche Zeichen sprachen dafür, daß sie geweint hatte.

Zum erstenmal wagte es Fräulein von Lambert, die häuslichen Verhältnisse der jungen Frau zu berühren.

„Du weißt," begann sie sanft, „daß niemals Neugierde mich dazu treiben würde; es ist die reine, innige Teilnahme, die ich dir entgegenbringe. Seit längerer Zeit bereits glaube ich zu bemerken, daß ein geheimer Kummer dich drückt, jetzt sehe ich sogar Tränen in deinen Augen. Bist du wirklich nicht so glücklich, wie du es verdient hättest?"

Statt aller Antwort warf sich die junge Frau an Margaretens Brust und verbarg ihr Gesicht, während aufs neue ein Strom von Tränen ihr Antlitz benetzte. Krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust stürmisch empor.

Margarete war tief erschrocken. „Aber um Himmels willen, was ist denn passiert?"

„O, er ist ein Tyrann, er vernachlässigt mich in kaum glaublicher Weise", kam es keuchend aus Fanny hervor. Allmählich erst wurde sie ruhiger.

Was Margarete längst geahnt hatte, wurde ihr zur Gewißheit: Fannys Ehe war keine glückliche. Sie liebte ihren Gatten nach wie vor mit derselben Aufrichtigkeit, aber sie bekam tagtäglich neue Beweise dafür, daß diese Liebe nicht in gleichem Maße erwidert wurde. Sie hatte sogar alle Ursache, an der Treue ihres Mannes zu zweifeln. Der Gedanke, daß er auch während seiner Ehe die Beziehungen zu Frieda fortsetzen könne, hatte sie fast rasend gemacht; aber die weibliche Scham hielt

sie stets zurück, über diesen Punkt offen mit Neukirch zu sprechen. Sie hatte geglaubt, das Geheimnis, welches seit dem Verlobungsabend ihre Brust barg, für ewig in sich verschließen zu dürfen, was sie um so lieber getan hätte, je mehr sie die alleinige Schuld an der sinnlichen Verirrung Brunos ihrer Stiefmutter zumaß. Und nun tauchte aufs neue der Dämon der Eifersucht in ihr auf und raubte ihr nachts den Schlummer, wenn Neukirch mit der Entschuldigung, er müsse in irgend einen Klub, bis zum frühen Morgen ausblieb.

Der Ausbruch ihrer ungeheuren Verzweiflung war so plötzlich gekommen, daß sie das Bedürfnis fühlte, ihr Gemüt zu erleichtern. Nach wenigen Minuten durfte sich Margarete als die intimste Vertraute der jungen Frau betrachten. Fanny gab unverhohlen ihrem Haß gegen Frieda Ausdruck, Fräulein von Lambert glaubte sich dadurch berechtigt, mitzuteilen, was man über die Gesellschaften der Geheimrätin spreche und weshalb sie dort nicht mehr verkehren dürfe.

„Offen gestanden, es hat uns sehr gewundert, weshalb du bei deiner Mama nicht mehr erscheinst, trotzdem dein Mann dort immer zu finden ist“, sagte sie, ohne zu ahnen, was sie damit anrichten würde.

„Wa—as?“ preßte Fanny hervor.

Mit halbgeöffnetem Munde und aufgerissenen Augen blickte sie Margarete an.

„Du sagst, mein Mann verkehre sehr häufig bei meiner Stiefmutter?“

Margarete fand es seltsam, daß ihre Freundin davon nichts zu wissen schien.

Fanny aber beherrschte sich im Augenblick vortrefflich; sie sah ein, daß sie auf dem besten Wege sei, sich selbst bloßzustellen. In ihrem Innern tobte es, aber äußerlich blieb sie ruhig, wenn auch der schnelle Wellenschlag ihrer Brust dem widersprach.

„Ach ja,“ sagte sie mit gutgeheuchelter Miene des Nachdenkens, „ich entsinne mich, daß Bruno mir davon erzählte. Er hatte noch einige geschäftliche Dinge abzuwickeln und konnte sich daher der Einladung Mamas nicht entziehen. Ich werde ihm das aber auf die Dauer abgewöhnen.“

Als sie dann wieder allein war, durchbrach die Flut der Empörung die Stille des Salons.

„Der Niederträchtige!" kam es bebend über ihre Lippen. Sich ganz ihrer Aufregung überlassend, durchfegte sie die Zimmerflucht und suchte nach irgend etwas, was dazu dienen könne, ihrer Erbitterung Luft zu machen. Endlich flog eine Fruchtschale klirrend zu Boden. Frau Neukirch glich einer rasenden Eifersüchtigen, welche die Zeit nicht erwarten kann, wo sie dem verräterischen Geliebten gegenübersteht. Es bedurfte für sie keines Beweises mehr: ihr Mann betrog sie, und diejenige, welche die Hand dazu bot, war ihre Stiefmutter.

Jener fürchterliche Durst nach Vergeltung, der bereits einmal ihre Kehle fast trocken gemacht hatte, als sie Frieda zum ersten Male, nach jener Nacht ihrer Verlobung, gegenüberstand, kam wieder über sie und verlangte nach Rache. Sie entsann sich des Gesprächs mit der Geheimrätin in dem blauen Salon des Elternhauses, nachdem sie ihrem Verlobten bewiesen hatte, daß ihre Küsse nicht minder feurig seien, als diejenigen anderer Frauen.

Plötzlich mußte sie laut auflachen. Diese Frau hatte gewagt, ihr moralische Vorstellungen zu machen! Die kleine Hand ballte sich und fuhr drohend in die Höhe.

„Warte, falsche Schlange!" stieß sie hervor, grau vor Zorn. Dann sank sie erschöpft auf einen Fauteuil, um zu sinnen und zu grübeln ...

Nach zwei Stunden hatte sie die gewünschte Szene mit ihrem Mann, in der Neukirch seine alte köstliche Gleichgültigkeit bewahrte. Auf derartige, für ihn unausbleibliche eheliche Zwistigkeiten war er stets vorbereitet.

Kaltblütig nahm er seiner Frau gegenüber Platz, hörte ihren leidenschaftlichen Auseinandersetzungen mit einer wahrhaft beneidenswerten, sorglosen Miene zu und sagte dann mit der Ruhe eines Gerichtspräsidenten, der das Urteil verkündet:

„Ich mache es dir niemals recht, meine Liebe, trotzdem ich mich möglichst befleißige, es zu tun. Ich habe allerdings noch mehrmals, ohne es dir zu sagen, bei deiner lieben Stiefmama, meiner ausgezeichneten Schwiegermutter (er betonte die letzten

Eigenschaften mit einem bedeutungsvollen Lächeln), verkehrt, doch nur um mich aus eigener Anschauung davon zu überzeugen, inwieweit für die Zukunft ein Verkehr zwischen unserem Hause und demjenigen in der Potsdamer Straße noch zulässig sein dürfte. Du weißt, daß deine Stiefmutter von jeher eigentümliche gesellschaftliche Passionen zeigte; die neuesten sind aber nicht gerade darnach geschaffen, um Frauen deiner Denkungsart zu begeistern. Meine Studien sind zu Ende und selbstverständlich auch damit meine Besuche bei deiner lieben Stiefmama, meiner ausgezeichneten Schwiegermutter. Ich werde immer nur dein Wohl im Auge haben. Mit diesem Gedanken bin ich auch heute aus meinem Bureau weggegangen, wie du dich sogleich überzeugen wirst."

Er machte eine Pause, langte in seine Rocktasche und entledigte ein ledernes Etui seiner Papierhülle, um dann den Deckel mit einem Druck in die Höhe schnappen zu lassen.

„Wie gefällt dir das, Schatz? Ich glaube, ich habe das Richtige getroffen."

Er zeigte seine weißen Zähne und blickte sie mit der glücklichen Miene eines Menschen an, der sich bewußt ist, niemals in seinem Leben einen Schritt von dem Wege der Moral und des Rechts abgewichen zu sein.

Sie war verblüfft, nur wußte sie nicht recht, ob über seine liebenswürdige Gleichgültigkeit oder über den Anblick des mit herrlichen Brillanten besetzten Armbandes, das ihre Augen blendete. Jedenfalls war sie weder auf das eine noch das andere vorbereitet gewesen; wohl aber fühlte sie ihren Zorn in dem Maße vermindert, in welchem ihr die Überzeugung kam, daß sie doch in der Tat einen guten Mann besitze, der viel unter ihrer Eifersucht zu leiden habe. Mit der Liebe eines Weibes, das ebenso schnell vergißt wie es verzeiht, fühlte sie sich entwaffnet und zur Versöhnung aufgelegt.

„Wie soll ich dir danken, mein Lieber, Guter! Du versprichst mir aber auch, nicht mehr die Gesellschaften bei meiner Stiefmutter zu besuchen?"

„Alles, was du willst, Schatz; nur keine törichten Eifersüchteleien mehr!"

Nach diesen Friedensworten ging man Arm in Arm vergnügt zum Diner und zu dem, was darauf folgte...

* * *

Fanny wurde erst im Frühjahr des kommenden Jahres großjährig; bis dahin stand sie unter vormundschaftlicher Botschaft und durfte sich nur des Zinsgenusses ihres Vermögens erfreuen. Da Neukirch aber ungemein viel Geld verbrauchte, und das Spiel, dem er sich immer mehr ergab, große Summen verschlang, Olgas Unterhalt größere Kosten verursachte, und Friedas Ansprüche sich fortwährend steigerten, so mußte er stets die Hilfe von Wucherern in Anspruch nehmen, um gegen Wechsel, die immer aufs neue prolongiert wurden, bare Münze zu erlangen; manchmal mußte er auch schlechte Waren mit in den Handel nehmen, die er mit großem Verlust verkaufen mußte.

Als leichtsinnige Natur dachte er niemals an die Zukunft, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß er demnächst in der Lage sein werde, frei über das ganze Vermögen seiner Frau verfügen und seine Schulden ausgleichen zu können.

Eines Tages kam es ihm aber doch zum Bewußtsein, daß in seinen Verpflichtungen gegen Frieda eine Änderung eintreten müsse, und zwar geschah das kurze Zeit nach der zuletzt geschilderten Szene, die ihm seine Gattin gemacht hatte.

In der wenig beneidenswerten Lage, in der er sich den beiden Frauen gegenüber befand, hielt er es für angezeigt, auf Fanny jene Rücksicht zu nehmen, deren sie unter allen Umständen bedurfte, wollte er nicht mit Gewalt einen Konflikt herbeiführen, der ihm zu gleicher Zeit das Vermögen und die Achtung seiner Frau geraubt hätte.

Eines Sonntagvormittags ließ er sich zu ganz ungewohnter Zeit bei Frieda anmelden.

Es war ein schneeiger Wintertag, der seine grimmige Kälte den Menschen schneidend ins Gesicht trieb. Frieda war bereits bei voller Beschäftigung. Die Vormittagsstunden gehörten gewöhnlich der Wohltätigkeit, auf die sie sich in der letzten Zeit besonders geworfen hatte.

Einige Vorstandsmitglieder des Vereins zur Unterstützung entlassener Strafgefangener hatten sich heute zum Frühstück eingefunden. Man beabsichtigte die Gründung eines Komitees, das die Errichtung eines Basars zugunsten des Vereins bewerkstelligen sollte.

Unter den Anwesenden befand sich auch Herr vom Unterrock, den die Aussicht, recht oft mit der kleinen und angenehmen Frau Scholz zusammenzutreffen, bewogen hatte, seinen Namen der Mitgliederliste des Vereins einreihen zu lassen. Da es bekannt war, daß er seit einem Jahre bereits in den Netzen der ewig lustigen und rundgebauten Witwe schmachtete, so hatte die Geheimrätin geglaubt, beiden Teilen durch eine Einladung einen besonderen Gefallen zu erweisen. Böse Zungen behaupteten sogar, der Herr Geheimrat kokettiere seit langer Zeit nicht mehr mit seinem Verlobungsring, woraus man schließen könne, daß er ihn entweder gar nicht mehr trage, oder zum mindesten doch die Absicht hege, sich so lange von ihm zu trennen, bis er mit sich im reinen darüber sei, ob er die weltstädtisch gebildete Frau Scholz nicht für würdiger erachte, seine Gattin zu werden. In Wahrheit durfte man die Aufhebung seiner Verlobung als längst vollzogen betrachten, da die Eltern seiner früheren Angebeteten von den Beziehungen, in welcher er zu der neuesten Dame seines Herzens stand, unterrichtet worden waren und in ihren zukünftigen hochwohlgeborenen Eidam nicht mehr dasjenige Vertrauen zu setzen vermochten, welches sie unter allen Umständen um des Glückes ihrer Tochter willen beanspruchten.

Herr vom Unterrock sah bei jedem Geräusch, das im Korridor entstand, nach der Tür, durch die er jeden Augenblick den Eintritt der heiratslustigen Witwe erwartete. Ihm gegenüber auf einem der zerstreut umherstehenden Fauteuils saß Doktor Isidor Gerechter, dessen Mitarbeiterschaft an den hohen Zielen des Vereins Frau von Setzen um deswegen für unentbehrlich erachtet hatte, weil die Feder des großen Journalisten und Kritikers von unschätzbarem Werte für die Öffentlichkeit sein mußte.

Zu seinem großen Ärger hatte der Geheimrat den mehrmals wiederholten Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen,

ignoriert; wenigstens gab Unterrocks ablehnende Haltung dem Doktor sehr deutlich zu verstehen, daß er nicht das geringste Interesse für die angeregte Unterhaltung zeige.

Frau Major von Schimmel machte sich in einer Fensternische bemerkbar, wo sie sehr eifrig Herrn Pastor Päpke vom feudalen Klub zu überzeugen versuchte, daß ihr neuestes Lustspiel „Herta, das Götterweib“ bei seiner ersten Aufführung ein gerade sensationelles Aufsehen erregen werde.

Der Pastor, der noch niemals etwas von der Dichterin gehört hatte, interessierte sich besonders lebhaft für den vielversprechenden Titel und bat um näheren Aufschluß. Als die Frau Major ihm jedoch, entzückt von seiner Teilnahme, in sehr beredten Worten erzählte, daß die Heldin des Opus eine bereits ältliche, häßliche Gouvernante sei, die sich durch ihre geistigen Eigenschaften dem Geliebten zum Götterweibe mache, kam er sehr schnell von dem Thema ab. Er hatte bisher unter „Götterweib“ etwas anderes verstanden.

Außerdem waren noch anwesend ein Gefängnisdirektor a. D., der fortwährend mit der Rechten an seiner Brille rückte, mit der Linken seine Schnupftabaksdose öffnete und unter die Nase hielt; ein etwas schrullenhafter älterer Arzt, der in der Unterhaltung jede Gelegenheit wahrnahm, seine Naturheilmethode anzupreisen; eine verarmte Baronin und ein korpulenter Kommerzienrat, dem erst kürzlich diese Auszeichnung zuteil geworden war, und der seit dieser Zeit das lebhafte Bestreben entwickelte, eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, weswegen die Geheimrätin ihn an sich gefesselt hatte und dafür sorgte, daß seine stets gefüllte Börse zum Nutzen des Vereins andauernd geleert wurde.

Nach einiger Zeit belebten sich die Kalbsaugen des Herrn vom Unterrock, der riesige Oberkörper dehnte sich verheißungsvoll und die langen Beine schnellten wie zwei Stelzen in die Höhe: Frau Scholz betrat den Salon, das Gesicht rosig angehaucht von der scharfen Winterluft. Ihr fast auf dem Fuße folgte Herr von Schichlinski.

Ein leises „Ah“, das wie ein freudiger Ausruf von der Fensternische her klang, gab den Beweis, wie überaus dankbar

Frau von Schimmel sich dem jungen Journalisten dafür zeigte, daß er der persönlichen Bitte Friedas, sich ebenfalls um die Menschheit verdient zu machen, nachgekommen war. „Willkommen, mein junger Freund.“ Mit diesen, ihm unter einem schwärmerischen Augenaufschlag leise zugerufenen Worten ging sie ihm entgegen. Ehe sie ihn aber ganz für sich in Anspruch nehmen konnte, trat der Pastor auf ihn zu, um ihn mit seinem Vetter, dem Gefängnisdirektor, bekannt zu machen.

Der Prediger hatte bereits längere Zeit mit einem gewissen Unbehagen Isidor Gerechter fixiert. Er vermochte sich nicht zu erklären, was diesen Herrn, der ihm beim ersten Anblick unsympathisch war, hierher geführt haben könne.

„Kennen Sie den Herrn näher?“ fragte er leise Schichlinski, der nun ebenfalls zu seinem Schrecken den großen Kritiker bemerkte, und sich wiederum der Brüderschaft im Café National erinnerte. Die Begegnung hier war ihm äußerst unangenehm; um aber ein für allemal die Verirrung jener Nacht vergessen zu machen, wandte er sich sofort an seinen liberalen Kollegen, machte eine förmliche Verbeugung und sagte laut:

„Ihr Diener, Herr Doktor! Wie gehts Ihnen?“

Der Angeredete verstand ihn sofort, lächelte, neigte kaum merklich den Kopf und erwiderte etwas frostig:

„Danke, Herr Doktor, — ausgezeichnet, Ihnen doch auch.“

Da die beiden Herren, die bei dem Schlachtschitzen standen, die neue Titulatur des jungen Journalisten sofort auf ihn übertrugen, sah sich Schichlinski durch die Bosheit Gerechters gezwungen, den Herren die Mitteilung zu machen, daß er auf die Ehre des Doktortitels verzichten müsse, was er um so lieber tue, als auch Matthias Claudius, der berühmte „Wandsbecker Bote“, sich gegen diese Anrede mit der vortrefflichen Bemerkung verwahrt habe, sein Name ginge darunter verloren. Um jedoch an Herrn Doktor Gerechter eine kleine Vergeltung zu üben, beantwortete er die Frage des Pastors um so gründlicher.

„Man nennt ihn seiner eigentümlichen Gesichtsbildung wegen den neuen Caliban“, sagte er, mit nur für die Herren hörbarer Stimme. „Er lebt vom Schimpfen, schreibt nach

berühmten Mustern und besitzt die besonders schlechte Eigenschaft, die für den Mangel jeder Erziehung spricht, sich in Kreise hineinzudrängen, die sehr entfernt von Jerusalem liegen."

Die Herren lachten und betrachteten den Kritiker nun sehr aufmerksam.

Als Neukirch sich bei Frau von Setzen anmelden ließ, war die Komiteegesellschaft bereits vollzählig erschienen. Frieda war sehr erfreut, ihn zu dieser für ihn ungewohnten Zeit bei sich zu sehen, fühlte sich aber betroffen von seiner ernsten Miene. Ihre Einladung, in den großen Salon zu der Gesellschaft zu treten, lehnte er mit dem Bemerken ab, er sei nicht in der Stimmung, die Reden vieler Menschen anzuhören.

„Es ist mir fatal, daß du so viel Besuch hast," sagte er, „ich hätte mit dir gern eine sehr wichtige Angelegenheit besprochen."

Sie war erstaunt, nötigte ihn dann aber in den bekannten kleinen blauen Salon hinein, wo sie ungestört waren.

Da er sie nicht wie gewöhnlich, wenn sie unter vier Augen waren, sofort küßte, überhaupt nicht aufgelegt schien, viel Zärtlichkeiten zu verschwenden, so konnte sie eine gewisse Angst nicht unterdrücken. Ihr Herz schlug dumpf, denn sie ahnte, was sie zu hören bekommen würde.

„Nun —?" fragte sie endlich, nachdem er zwei Minuten lang schweigsam zum Fenster hinausgestarrt hatte.

„Ich will dich nicht lange aufhalten und daher kurz sein", begann er. „Du weißt, liebe Frieda, daß ich mich niemals gescheut habe, offen gegen dich zu sein."

Sie nickte, während ein spöttisches Lächeln ihre Lippen umspielte.

Er fuhr fort: „Du bist eine zu erfahrene Frau, um nicht genau zu wissen, daß die Ansprüche, welche der verwöhnte Mensch an das Leben stellt, auf die Dauer unerträgliche werden, wenn er immer nur ausgibt, ohne einzunehmen; daß also auch bei dir —"

Sie unterbrach ihn plötzlich: „Ah, — ich verstehe! Du hast recht, wir können in der Tat kurz sein. Du willst mit wenigen Worten sagen, daß ich von dir nichts mehr zu erwarten hätte,

und daß ich mich infolgedessen in meinen Ausgaben beschränken müßte. Ich danke dir für deine liebenswürdige Aufklärung."

Sie hatte sich erhoben; kein Zug ihres Gesichts deutete auf die Erregung in ihrem Innern hin; aber sie war bleich geworden.

Er war überrascht und erfreut zu gleicher Zeit, da sie seine Andeutung so vortrefflich verstanden hatte.

„Ich kann dir nicht sagen, wie dankbar ich dir dafür bin, daß du mir die Peinlichkeit längerer Auseinandersetzungen über diesen heiklen Punkt erspart hast", fuhr er anscheinend tief gerührt fort. „Ich brauche dir wohl nicht erst die Versicherung zu geben, daß nur die brutale Notwendigkeit mich zwingt, dir diese Enthüllung zu machen. Aber wie du weißt, steht mir das freie Verfügungsrecht über das Vermögen Fannys noch nicht zu; ich stecke bis über die Ohren in Schulden, die nicht zum kleinsten Teil durch die Sorge um dich entstanden sind."

„Schon gut, — reden wir nicht mehr darüber," fiel sie ihm ins Wort, „du weißt, daß mich Gespräche über Geldangelegenheiten von jeher nervös gemacht haben."

Sie war empört darüber, derartige Dinge mit dem Manne, den sie zu dem gemacht hatte, was er war, verhandeln zu müssen.

Nach einer peinlichen Pause, während welcher Neukirch sich sehr gedrückt fühlte, glaubte er wieder einlenken zu müssen. Denn er hatte nicht die Absicht, sich als Feind zu trennen. Auf sie zutretend, versuchte er ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm aber mit einer Wendung entzog. Er achtete aber nicht darauf, sondern legte seinen Arm um ihre Schultern und preßte sie mit Gewalt an sich.

„Frieda," sagte er mit weicher Stimme, „dein, wie ich zugeben will, berechtigter Zorn wird mich trotz alledem nicht abhalten, dich fernerhin ebenso tief und aufrichtig zu lieben wie bisher. Und ich kenne die Größe deines Herzens zu genau, um nicht zu wissen, wie wenig deine Gefühle für mich unter unserer Auseinandersetzung leiden werden."

Er versuchte sie auf einen Sitz niederzuziehen und mit jenen stürmischen Liebkosungen zu überschütten, die ein heißblütiger Mann seiner Geliebten gegenüber sich gestatten darf.

Während einer Minute blieb sie schwankend. Langsam sah sie ihn wie einen schwärmerischen Jüngling, dem zum erstenmal das Glück zuteil wird, der Angebeteten seine Liebe gestehen zu dürfen, zu ihren Füßen gleiten und sehnsüchtig zu ihr emporblicken. Der einschmeichelnde Klang seiner Stimme, die undefinierbare Einwirkung der Nähe eines Menschen, dem man sein ganzes Vertrauen geschenkt hat, übten neuen Rausch auf sie aus. Die alte Leidenschaft flammte auf und drohte sie zu besiegen. Schon wollte sie sich niederbeugen, um ihm Gehör zu schenken, als sie sich wieder bezwang. Es war ihr, als umspielte ein häßlicher Zug seine Lippen. Das brachte sie zur Erkenntnis seiner Verlogenheit.

„Spielen wir doch keine Komödie", sagte sie kalt und wandte sich schroff von ihm ab, so daß er kein Frauenkenner hätte sein müssen, um nicht sofort zu empfinden, daß von einer Verstellung bei ihr keine Rede sein konnte.

Er erhob sich und machte eine spöttische Verbeugung.

„Ist das dein Ernst?"

„Es wäre Heuchelei von mir, wenn ich es leugnen würde", erwiderte sie kurz, durchschritt das Zimmer der ganzen Länge nach und fuhr mit geröteten Wangen und wogender Brust fort: „Ich hasse nichts mehr, als das Gefühl der Abhängigkeit. Mein größtes Vergehen besteht vielleicht darin, gewisse Leute in der Voraussetzung, daß man es mich dereinst nicht werde fühlen lassen, in meine intimen Verhältnisse eingeweiht zu haben. Ich habe niemals Dankbarkeit gefordert, wohl aber jene zarten Rücksichten, die man unter allen Umständen einer Frau, deren Geheimnisse man kennt, schuldet. Ich glaube, daß Sie mich verstanden haben werden. Gehen Sie, — ich bitte darum."

„Ah — so", kam es langgedehnt über seine Lippen. Wenn sie ihn mit „Sie" anredete, so mußte er sie allerdings verstehen. Wollte sie den Bruch durchaus mit Gewalt herbeiführen, so konnte ihm das nur angenehm sein, denn sie enthob ihn ein für allemal jeglicher Verpflichtungen gegen sie. Er hatte hier nichts mehr zu gewinnen, aber auch nichts mehr zu verlieren. Daher verbeugte er sich abermals höflich und sagte ruhig und gelassen mit merklich hervortretendem Spott:

„Natürlich habe ich Sie verstanden, meine Gnädige. Ich werde nicht verfehlen, mir Ihre Worte ins Gedächtnis zu prägen. Sollten wir wirklich Komödie gespielt haben, so bleibt sie hoffentlich unter uns, — mein Ehrenwort dafür! Doch bitte ich Sie, mich nicht fernerhin als den einzigen Narren in ihr zu betrachten —"

„Allerdings war ich nahe daran, es zu tun", unterbrach sie ihn und lachte leicht auf.

„Der Gedanke einer Närrin", fiel er ein.

„Meine Verachtung!" preßte sie hervor, indem sie eine stolze Gebärde nach der Tür machte, die er mit Absicht nicht bemerkte.

„Ich habe die Ehre —" sagte er kühl und verschwand.

Sie war allein. Mehrere Minuten lang starrte sie zum Fenster hinaus, in den wirbelnden Schnee hinein, der unaufhaltsam seine großen Flocken zur Erde trieb und dessen heller Schein ihr Gesicht fahl und grau machte. Wie die Eissterne weißen Motten gleich durcheinander schwirrten, so auch stürmten wirbelnd die Gedanken durch ihr Hirn.

Die Lippen aufeinandergepreßt, den Ellbogen gegen den Fensterrahmen gestützt, die gespreizten Finger in die Frisur versenkt, bot sie das Bild einer tödlich beleidigten Frau, die auf Rache sinnt.

Daß dieses Zerwürfnis gerade heute eintreten mußte, wo sie bestimmt darauf gerechnet hatte, er werde sich dankbarer denn je erweisen! Sie gebrauchte Geld, ihre Verschwendung hatte sie in Schulden getrieben, die unter allen Umständen beglichen werden mußten.

Sie dachte an den Kommerzienrat im großen Salon nebenan. Seitdem sie ihn kannte, hatte er ihr Aufmerksamkeiten erwiesen, wodurch er ihr nur zu deutlich zu verstehen gegeben hatte, wie sehr ihm an ihrer Gunstbezeugung gelegen wäre. Ein Wort von ihr würde genügen, und die Füllhörner seines Reichtums öffneten sich ihr, aber im selben Augenblick, wo ihr dieser phrynenhafte Gedanke kam, malte sie sich im Geiste die widerwärtige Gestalt und die unüblen Eigenschaften des Geldprotzen aus: seine fettleibige Figur, die großen ewig feuchten Hände,

sein aufgedunsenes, den Ausdruck der Stumpfsinnigkeit tragendes Gesicht, seine plebejischen Manieren und die für den Mangel jeglicher Erziehung sprechende Angewohnheit, delikateste Angelegenheiten seiner Mitbürger mit der Roheit eines ungebildeten Menschen an die Öffentlichkeit zu ziehen. Es war also zu erwarten, daß seine Renommiersucht auch sie, Frieda, nicht schonen werde. Aber er besaß Geld und noch mehr wie das: eine Freigebigkeit, die sie von jeder Sorge befreit haben würde.

Frieda schauerte zusammen, als hätte sie sich nackt dem winterlichen Unwetter draußen preisgegeben. Als sie den Mann ihrer heißesten Neigung über die Straße schreiten sah, durchzog ein tiefes Gefühl des Schmerzes ihre Seele. Sie ballte die Hand und stieß zischend die Worte hervor:

„Undankbare Kreaturen, die ihr alle seid! Wir geben euch unser Bestes, wir opfern uns auf, ertragen Schmach, Verachtung und den Hohn der Welt um euretwillen. Und habt ihr unsere Liebenswürdigkeit zur Genüge kennen gelernt, so laßt ihr uns fallen und betrachtet uns wie eine Zitrone, die man von sich wirft, sobald man sie als ausgepreßt betrachtet. Aber warte, warte! Wir haben uns beide zu dem gemacht, was wir sind, wir haben uns also nichts vorzuwerfen. Die Zeit wird lehren, wer der Unglücklichere von uns ist."

Einen Augenblick noch starrte sie in den herabströmenden Schnee, dann lachte sie laut auf, so daß sie vor sich selbst erschrak.

„Es soll so sein, gut, werde es auch so! Ist das Geld auch kein treuer Freund, so doch ein mächtiger, der alle Wünsche erfüllt."

Ihr Entschluß war gefaßt. Gedämpftes Gelächter, das vom Salon her zu ihr hereindrang, brachte ihr die Gäste in Erinnerung. Noch länger fern zu bleiben, wäre Unhöflichkeit gewesen. Sie suchte ihr Schlafzimmer auf, kühlte das Gesicht, wandte einige Toilettenkünste an und kehrte zu der Gesellschaft zurück.

Als sie eintrat, fand sie die eifrigste Unterhaltung vor. Sie hatte Tee und Schokolade herumreichen lassen und dadurch den Herrschaften Veranlassung gegeben, die Gemütlichkeit hervorzukehren.

Herrn vom Unterrock namentlich sah man es an, daß der heiße Tee mit Rum viel dazu beigetragen hatte, ihn seinen Platz in unmittelbarer Nähe der Frau Scholz wählen zu lassen. Endlich saßen sie so dicht beieinander, daß sie sich gegenseitig die allerherzlichsten Dinge zuflüstern konnten. Die hübsche Witwe entfaltete alle jene kleinen Koketterien, mit denen eine kluge Frau vortrefflich zu operieren versteht, wenn es sich darum handelt, einen leicht erregbaren Mann in ihre Netze zu ziehen.

Nachdem sie es bereits so weit gebracht hatte, den Geheimen Regierungsrat wieder als völlig unabhängigen Junggesellen zu sehen, hatte sie es sich zur Hauptaufgabe gemacht, ihrem Cousin eine Stellung im Ministerium des Herrn vom Unterrock zu verschaffen. Dieser rätselhafte Cousin, der bei jeder Gelegenheit von der hübschen Frau ins Treffen geführt wurde, machte auf die Dauer dem Geheimrat viel zu schaffen. Im Laufe des Gesprächs stellte er allerlei Fragen, die sich um Namen, Alter und Aussehen des Herrn Cousin drehten. Als Frau Scholz inne wurde, daß hinter seiner Neugierde ein tieferes Motiv sich verberge, amüsierte sie sich nicht nur im geheimen köstlich darüber, sondern sie beschloß auch, diese keimenden Eifersüchteleien ganz gehörig auszunützen.

„O, er ist ein höchst liebenswürdiger junger Mann von beinahe klassischer Schönheit", begann sie gleichgültig, indem sie anscheinend aufmerksam ihre Uhrkette betrachtete, in Wahrheit aber unter ihren langen, seidenen Wimpern hervor einen raschen Blick auf das Gesicht des Geheimrats warf, dem schon das bloße Lob des geheimnisvollen Cousins wie ein Verbrechen an seiner Liebe erschien.

„Er ist aus guter Familie, hat eine Zeitlang studiert, mußte aber sein Studium durch die Not gezwungen einstellen. Alsdann hat er die Subalternbeamtenlaufbahn eingeschlagen und ist augenblicklich als Bureaubeamter beim Polizeipräsidium beschäftigt. Sein Ehrgeiz geht aber dahin, irgend eine Geheimsekretärstelle in einem Ministerium zu erlangen. Offen gestanden, lieber Herr Geheimrat, und im Vertrauen gesagt: der junge Mann wird mir lästig, ich möchte ihn los werden, denn

Sie müssen wissen, daß er sich so weit versteigt, allen Ernstes mich zur Frau haben zu wollen."

Herr vom Unterrock bewegte sich sehr unruhig auf seinem Sessel und murmelte ein indigniert gesprochenes „Unerhört"! vor sich hin.

Die kleine Witwe aber fuhr mit einem Sirenenlächeln fort: „Aber Sie werden wohl wissen, Herr Geheimrat, daß wir Frauen unsere eigenen Anschauungen über die Männer haben. Die Leidenschaft der Jugend wird immer eine verfluchtende Liebe ergeben, wogegen die Neigung eines ernsten Mannes viel eher eine Gewähr für ein anhaltendes Glück in der Ehe bietet."

Ein verklärender Zug belebte sein Mienenspiel, und das zustimmende Nicken sprach am deutlichsten von dem Entzücken, das sich seiner während der letzten Worte der schönen Frau bemächtigt hatte.

Frau Scholz fuhr fort: „Ich habe nun gewisse verwandtschaftliche Verpflichtungen gegen den jungen Mann und glaube zu gleicher Zeit mich nicht besser seiner entwehren zu können, als wenn ich ihn zwinge, mir Dankbarkeit zu schulden. Das Gefühl der Dankbarkeit, mein lieber Herr Geheimrat, macht den Menschen zaghaft, würde also in diesem Falle die zudringliche Leidenschaft eindämmen und mich von meinem Peiniger befreien. Und wenn Sie das übrige vollbrächten, um den jungen Mann auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, sozusagen die Rolle des Lehrers übernehmen würden, so glaube ich wohl, daß er nach und nach zu der Überzeugung käme, in mir weiter nichts als seine Cousine zu sehen, die ihm mit mütterlicher Sorgfalt zugetan ist."

„O, meine Gnädige, ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, Ihr Herz oder Ihre Klugheit. Sie entfalten einen Scharfsinn, der unserem besten Diplomaten alle Ehre machen würde", sagte Herr vom Unterrock, indem er sich bemühte, seinem Blick die vollste Bewunderung zu verleihen.

Er werde am nächsten Tage mit einem vortragenden Rate im Ministerium der Finanzen sprechen, meinte er dann. In dem seinigen sei vorläufig keine Aussicht, ihren Wunsch zu

erfüllen; jedoch könne er jetzt schon die bestimmte Versicherung abgeben, daß man unter allen Umständen Rat schaffen werde.

Als die schöne Frau mit einem zärtlichen Blick um die Ehre seines Besuches an einem der nächsten Tage bat, damit er sie persönlich von seinen Bemühungen benachrichtige, hatte er den letzten Rest seiner geheimrätlichen Steifheit verloren, und selbst in seinen verschwommenen Kalbsaugen schien ein Schimmer des unaussprechlichen Glückes zu leuchten, dessen er von nun an im engeren Verkehr mit der Dame seines Herzens teilhaftig werden sollte …

Nachdem Frieda wegen ihrer längeren Abwesenheit um Entschuldigung gebeten hatte, näherte sie sich dem Kommerzienrat und würdigte ihn einer längeren Unterhaltung; sie verstieg sich sogar so weit, über einige seiner äußerst banalen Scherze zu lachen, so daß das breite Gesicht des Geldmenschen jenen Ausdruck verzerrter Freude annahm, durch welchen der Zirkusclown die Zuschauer zu erheitern pflegt.

Die großen, behaarten Hände, die auf den ersten Blick den Mann verrieten, der sich niemals in seinem Leben geistig beschäftigt hatte, über der schweren goldenen Uhrkette gekreuzt, die Daumen rasch umeinanderdrehend, wie es die Bauern auf dem Lande zu tun pflegen, betrachtete der Kommerzienrat die Geheimrätin mit einem unverschämten Blick von unten bis oben, kniff dann das linke Auge zusammen und erlaubte sich die Dreistigkeit, unbemerkt von den andern, seinen Ellbogen mehrmals mit ihrem Arme in Berührung zu bringen.

Er wußte bereits genau, wie die Dinge hier standen, gab in seinem Innern keinen Pfifferling auf die vornehme Gesellschaft und hatte zum Überfluß zwei Wechsel von Frieda in der Tasche, die am anderen Tage fällig waren und präsentiert werden mußten. Da er aber gleich allen vom Strebertum beseelten Geldprotzen seine Vergangenheit (er war von Hause aus Viehhändler, hatte dann eine Konservenfabrik etabliert und sich bis zum Armeelieferanten emporgeschwungen) gern verleugnen wollte, so machte er vor jedem adligen Namen die tiefsten Bücklinge und nützte seine ausgezeichnete Menschen-

kenntnis geschäftlich aus. Nur hin und wieder kam die Jacke des ehemaligen Viehhändlers zum Vorschein und verdrängte mit ihrem Fettgeruch das Parfüm der guten Gesellschaft.

Die Wechsel, die er in seiner großen Ledertasche seit Wochen mit sich herumtrug, und die er in Zahlung bekommen hatte, sollten ihm den Weg zur Eroberung Friedas bahnen. Er hatte bereits zu viel von den Liebschaften der Geheimrätin gehört, zu scharfe Beobachtungen über das merkwürdige Treiben in ihrer Wohnung gemacht, als daß er sie nicht wie ein Weib betrachten sollte, dem man die stärksten Dinge sagen durfte.

„Ich würde mich freuen, Herr Kommerzienrat," redete sie ihn leise an, „wenn Sie mir, nachdem die Gesellschaft sich entfernt haben wird, die Ehre Ihrer längeren Anwesenheit schenken würden. Wie wäre es, wenn Sie mit mir dinierten? Da Sie der Kassierer unseres Vereins sind, so würde sich sehr leicht eine Ausrede finden, um den anderen Herrschaften nicht Stoff zu üblen Reden zu geben. Wir sagen einfach, Sie wollten die Gelegenheit benutzen, in meiner Gegenwart eine Abrechnung vorzunehmen."

Nichts in ihrem Wesen verriet, daß sie irgend welche besondere Absicht hege. Während er plötzlich ein heißes Brennen auf seinem Körper fühlte und am liebsten sofort seinen dicken Arm um ihre Taille gelegt hätte, brachte er nur ein grunzendes „Ja" hervor, begleitet von einer ungeschickten Beugung seines Stiernackens.

Die Aufmerksamkeit der Herrschaften wurde dann durch einen Vortrag des Gefängnisdirektors a. D. in Anspruch genommen. Ein Aktenstück vor sich auf den Tisch gebreitet und zur Rechten und Linken von dem Arzt und Pastor flankiert, begann er eine lange Abhandlung über die Ziele des Vereins, die jedermann bereits zur Genüge kenne, zu entwickeln. Er ging von dem Urzustand der Menschheit aus, erwähnte den ersten Sündenfall im Paradiese, verbreitete sich des näheren über die ruchlose Tat Kains, bedauerte lebhaft, daß zur damaligen Zeit die Vortrefflichkeit des modernen Hinrichtungsmodus und die ebenso humane als hygienische Einrichtung der neuesten Gefängnisse und Zuchthäuser noch nicht vorhanden

gewesen sei; gelangte auf Umwegen zum römischen Kaiserreich, dessen Gefangenanstalten vom sanitären Standpunkt aus er außerordentlich lobte, lieferte eine Charakteristik der Hungertürme des Mittelalters, durcheilte im Fluge die Reformationszeit, machte einen Abstecher nach der großen französischen Revolution, schilderte den landschaftlichen Reiz Cayennes, zog eine Parallele zwischen Christo, Luther, Bismarck und seinem Kollegen, dem Abgeordneten Strosser, sprach sich für des letzteren Bemühungen zur Einführung der Prügelstrafe günstig aus und kam endlich nach mehreren kleinen Abwegen, wobei er Titel, Preis und Verleger einer Broschüre, die er über diesen Gegenstand geschrieben hatte, berührte, auf den falschen Humanismus unserer Tage zu sprechen, der es zulasse, daß man sich der Armen und Elenden erbarmte, bevor man dafür Sorge trage, daß der arme, bedauernswerte, von aller Welt verlassene Zuchthäusler sein sorgenloses Heim habe.

Schichlinski, der sich neben Frau von Schimmel postiert hatte, flüsterte dieser zu, daß er seit langer Zeit nicht einen derartigen Blödsinn vernommen habe; er wäre besonders neugierig, wie der Herr sich als Direktor einer Irrenanstalt ausnehmen würde. Jedenfalls hätte man dann alle Ursache, die ihm untergeordneten Insassen für äußerst vernünftig zu halten.

Alsdann verbreitete sich Pastor Päpke über die religiöse Seite der Angelegenheit, klagte über den mangelhaften Kirchenbesuch in seiner Parochie und plaidierte lebhaft dafür, wenigstens im Herzen der entlassenen Gefangenen die Liebe zur Religion zu erwecken, da man es als längst aufgegeben zu betrachten habe, den revolutionär gesinnten Arbeitern, welche die große Menge ausmachten, zu diesem Heile zu verhelfen.

Nach diesen wohlgemeinten Vorstellungen konnte auch der alte Arzt sich nicht enthalten, seine philosophisch-medizinische Ansicht zum besten zu geben.

Es sei erwiesen, daß der jahrelange Aufenthalt im Zuchthause neben einem siechen Körper einen stark angegriffenen Geist hinterlasse. Er wolle sich hiermit noch einmal erlauben, darauf hinzuweisen, daß er in der nächsten Generalversammlung des Vereins einen Antrag zur Abstimmung einzubringen

gedenke, wonach seine von ihm erfundene Naturheilmethode durch Zwang bei den dem Verein unterstellten Zuchthäuslern angewendet werden solle. Ein Mann, der wegen Mordes und Totschlages vierzig Jahre in einer Strafanstalt zugebracht und an Rückenlähmung gelitten, habe ihm durch Händedruck versichert, daß er seine Gesundheit nur der erwähnten Naturheilmethode zu verdanken habe. Aber nicht nur das allein, auch aufrichtige Reue sei die Folge des Verfahrens gewesen. Der Patient bilde augenblicklich „eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft".

Während dieser Auseinandersetzungen hatte von allen Anwesenden der Kommerzienrat am wenigsten Aufmerksamkeit gezeigt. Er langweilte sich ungemein, streckte die Beine von sich, legte die Hand fortwährend an seinen Mund, um das Gähnen zu verbergen, und fühlte sich nur befriedigt, wenn ihn Frieda zufälligerweise anblickte. Dann folgte er seiner unausstehlichen Angewohnheit, das linke Auge zusammenzukneifen und die Geheimrätin mit dem anderen zu fixieren. Dieses Augenkneifen sollte den Ausdruck seiner Vertraulichkeit bedeuten und bildete eine Pantomime, welche man am besten mit den Worten „Ich kenne dich" erläutert.

Als Frau von Setzen bereits mehrmals diese sonderbare Sprache bemerkt hatte, überkam sie eine gewisse Empörung, so daß sie es für besser hielt, sich an der Seite der Frau Scholz niederzulassen, um aus der Nähe des Armeelieferanten zu gelangen.

Schließlich gähnte dieser so laut, daß sich die ganze Gesellschaft nach ihm umblickte, Herr Doktor Isidor Gerechter von ihm angesteckt wurde und Herr von Schichlinski der Lustspieldichterin wiederum zuflüsterte, daß der Kommerzienrat soeben die geistreichste Bemerkung gemacht habe, die er bis jetzt von ihm gehört habe.

Als der Naturarzt bei dem Punkte angelangt war, wo er von der Reue des von ihm kurierten Zuchthäuslers sprach, begann der Kommerzienrat zu pusten. Sein rundes Gesicht wurde rot und blähte sich auf, die kleinen geschlitzten Augen bildeten nur noch zwei schwarze Striche, bis er endlich in ein

schallendes Gelächter ausbrach und in den Vortrag mit den Worten einfiel:

„Der Kerl hat gewiß wieder den andern Tag irgendwo eingebrochen. Das kennt man.“

Die meisten der Anwesenden empfanden nach diesem Zwischenruf eine humoristische Anwandlung, die jedenfalls zum Ärger des Arztes eine größere Ausdehnung angenommen haben würde, wenn nicht einige neue Besucher angelangt wären, unter ihnen Frau Island, die junge Deutsch-Amerikanerin, und Herr Hauptmann a. D. Schwitzer, welcher beim Eintritt sofort die Nasenflügel blähte. Da er noch nicht gefrühstückt hatte, witterte er irgend einen Duft, der ihm verheißungsvoll erschien.

Doktor Isidor Gerechter, genannt der neue Caliban, erhob sich sofort und eilte der zartgebauten Jüdin entgegen; während der kleine Schwitzer Frieda galant die Hand küßte und dann äußerst mißmutig seinen Blick auf Teegläsern, Schokoladenschalen und dem Körbchen mit Biskuits ruhen ließ.

Nach der Vorstellung der Herrschaften und nachdem die Geheimrätin für die Bewirtung der Neuhinzugekommenen gesorgt hatte, nahm die offizielle Sitzung ihren Fortgang.

Frau Scholz, die eine unbezwingliche Abneigung gegen Frau Island besaß, machte, hinter einer Staffelei verborgen, über sie allerlei Bemerkungen zu dem Geheimrat.

„Man erzählt sich nette Dinge von ihr“, flüsterte sie Herrn vom Unterrock zu, dessen rechtes Ohr bei der intimen Mitteilung seiner Herzensdame sich zu vergrößern schien. „Sie hat jetzt einen Schriftsteller zum Geliebten, nachdem ihr früherer, ein Maler, sich verheiratet hat. Seit einiger Zeit hat sie sich der Poesie in die Arme geworfen; sie schreibt für unsere Familienblätter rührende Kindergeschichten, wozu sie bei ihrem Knaben und Mädchen die Studien macht. Das Resultat davon ist, daß sie ihre eigenen Kinder vernachlässigt, während sie indirekt durch dieselben den Lesern ihrer Novelletten und Skizzen Tränen der Rührung entlockt.“

Der Geheimrat schüttelte mit dem Kopf und blickte mit einem Ausdruck des Grauens zu der Deutsch-Amerikanerin hinüber.

Die Unterhaltung ging dann sehr in die Breite. Das Leben der Strafgefangenen und ihre Lage nach der Entlassung aus den Gefängnissen bildete den Mittelpunkt des Gespräches. Merkwürdigerweise entwickelte der Kommerzienrat eine ganz besondere Kenntnis von der Einrichtung der Zuchthäuser in Deutschland. Er flechtete zwar ein, daß er in seinem Leben viel Gelegenheit gehabt habe, durch Protektion hoher Herrschaften sein Interesse für das Innere derartiger Anstalten zu befriedigen, jedoch schien Herr von Schichlinski nicht ganz davon überzeugt zu sein, denn er machte zu der Frau Major die Bemerkung, daß es ihm gerade so vorkomme, als sei der Konservenfabrikant einige Zeit hindurch gezwungen gewesen, sich von dem „Zellensystem" näher zu überzeugen. Unmöglich sei es durchaus nicht, daß jemand im Zuchthause seine Laufbahn zur Erreichung von Geld und Würden begonnen habe.

Frau Lilia beschwor ihn um Himmelswillen, diese Ansicht nicht weiter zu verbreiten, da der Kommerzienrat für den Verein eine stets offene Börse besitze und unentbehrlich sei.

Während der allgemeinen Debatte des Hinüber- und Herübersprechens gehörte Herr Hauptmann Schwitzer zu denjenigen, die den Zeitpunkt lebhaft herbeisehnten, wo die Sitzung aufgehoben werden würde. Er hatte der Einladung nur Folge geleistet, weil er ein gutes Frühstück vorzufinden glaubte, und so zeigte er nun eine ärgerliche Miene; jedenfalls wünschte er in seinem Innern sämtliche Zuchthäusler der Welt zu allen Teufeln. Endlich vermochte er die Leere seines Magens nicht mehr zu ertragen. Er benutzte die allgemeine Unterhaltung, um im Speisezimmer zu verschwinden.

Als Frau von Setzen sich nach einiger Zeit ebenfalls genötigt sah, auf wenige Minuten den Salon zu verlassen, fand sie den ehemaligen Kriegskameraden ihres Vaters in dem kleinen Zimmer, das hinter dem Speisesaal lag, an einem reichbesetzten Frühstückstisch sitzend, den er sich, bauend auf seine Autorität als langjähriger Hausfreund, durch die Köchin hatte herrichten lassen.

Frieda mußte lachen und wünschte ihm guten Appetit.

Nach einer Stunde war die Komiteesitzung endlich beendet, und die Herrschaften empfahlen sich. Nur der Kommerzienrat setzte sich nach einigen Verbeugungen wieder ungeniert auf seinen Platz und tat so, als verstünde sich seine längere Anwesenheit von selbst. Und bevor noch die letzte Dame sich entfernt hatte, zog er ein riesiges Etui hervor und begann sich gemächlich eine Zigarre anzuzünden, so daß sich Schichlinski und Frau von Schimmel einen vielsagenden Blick zuwarfen, der der Geheimrätin nicht entgehen konnte. Sie glaubte sich nicht besser aus der Situation ziehen zu können, als daß sie sehr laut zu dem Fabrikanten sagte:

„Sie wollen also noch hier bleiben, Herr Kommerzienrat, und den Kassenbericht mit mir durchgehen?"

„Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie es mir gestatten wollten, Frau Geheimrätin. Ich muß leider morgen auf einige Zeit verreisen", erwiderte er, indem er sich leicht von seinem Sitz erhob.

Der noch anwesende Teil der Gesellschaft fand das längere Verweilen des Armeelieferanten nun sehr erklärlich und nahm ebenfalls Abschied von der Gastgeberin.

Im Vorzimmer hatte der Pastor Frieda noch eine wichtige Mitteilung zu machen. Ein Strafgefangener, der gern auf den Weg des ehrlichen Erwerbes zurückkehren wolle, sei ihm besonders empfohlen worden. Er habe sich erlaubt, ihn auch an sie zu empfehlen, da sie vielleicht eher Verwendung für ihn finden würde als er. Falls sich der Bedauernswerte noch heute einstellen sollte, möge sie Barmherzigkeit üben und sich des reuigen Sünders annehmen.

Frau von Setzen kam diese Nachricht sehr ungelegen, denn sie hatte sich bereits längst gestehen müssen, daß sie eine sehr üble Stellung in dem Verein bekleide und durchaus nicht dazu geschaffen sei, auf die Dauer eine fragwürdige Wohltätigkeitsrolle zu spielen; aber sie durfte sich das vorläufig nicht merken lassen. Daher kam sie mit der Zusage, alles, was in ihren Kräften stehe, zu tun.

Nach zehn Minuten befand sie sich dann mit dem Kommerzienrat allein. Er hatte sich inzwischen damit beschäftigt,

sein Gesicht mit der brennenden Zigarre einer sehr wertvollen Tischdecke so nahe zu bringen, daß die glühende Asche der Havana auf das Gewebe fiel und einige Brandlöcher hinterließ.

Ein Grauen überlief Frieda, als sie dem letzten der verabschiedeten Gäste die Hand gedrückt hatte und nun dem Augenblick entgegenging, wo sie sich mehr entwürdigen sollte, als sie es bisher getan hatte. Furcht und Abscheu vor dem widerwärtigen Geldprotzen rangen miteinander, während sie klopfenden Herzens im Vorzimmer stand und den Mut nicht fand, die Tür zum Salon zu öffnen.

Und doch war der Kommerzienrat ihre einzige Rettung, wenn sie auch nur zu genau wußte, daß er zu jenen Leuten gehörte, die niemals etwas ohne Gegenleistung taten.

Zum Glück wurde ihr gemeldet, daß zum Diner, das sie für heute etwas früher hatte anordnen lassen, im kleinen Nebensalon serviert sei. So konnte sie also dem Fabrikanten mit einer gleichgültigen Bemerkung entgegentreten.

Die Zeit während des Essens verlief schweigsam. Der Kommerzienrat aß viel und schnell und griff oft nach dem Weinglas, das er jedesmal ungeniert wieder füllte, sobald er es mit wenigen Zügen geleert hatte. Er tat bereits ganz so, als wäre er hier Herr im Hause und habe durchaus keine Rücksichten zu nehmen. Eine gewisse göttliche Unverschämtheit beherrschte ihn; er lebte der Einbildung, daß er sich um der Wechsel willen, die er in seiner Tasche trug, jede Unart erlauben dürfe.

Frieda aß wenig, folgte aber dem Beispiele ihres Gesellschafters und griff ebenfalls eifrig zum Weinglas. Es schien fast, als hätte sie die Absicht, sich zu berauschen, um ihre Rolle nachher um so besser durchführen zu können.

Nur wenn sie zufällig aufblickte, hatte sie das zugekniffene Auge vor sich, während das andere lüstern und verschmitzt sie betrachtete. Nach und nach, als der Wein ihr das Blut nach dem Kopfe drängte, wurde der Abscheu vor ihrem Nachbar gemildert, fand sie, daß selbst die Häßlichkeit eine gewisse Charakteristik besitzen könne, welche auf die Dauer anziehend zu wirken vermag.

Endlich wischte sich das plumpe Ungeheuer den Mund ab, legte die Serviette beiseite, begann seine Zähne mit dem Zahnstocher zu bearbeiten und sagte kurz und bündig: „So, meine Gnädige, — nun können wir von geschäftlichen Dingen reden.“

„Tun wir das, Herr Kommerzienrat“, entgegnete sie mit guter Laune und erhob sich zu gleicher Zeit, um damit die Beendigung der Tafelei anzudeuten.

Sie schritten eine Weile im Zimmer auf und ab und besprachen gleichgültige Dinge. Jedes von ihnen hatte die Empfindung einer sehr unangenehmen Situation und wartete darauf, irgend ein Wort zu vernehmen, welches die Anregung böte, ihrem Ziele näher zu kommen.

Als der Kommerzienrat in den nebenan liegenden großen Salon ging, um nach seinem Zigarrenetui zu suchen, benutzte sie die Gelegenheit, nach dem Mädchen zu klingeln, welches den Tisch abräumen und den Kaffee in das ehemalige Arbeitszimmer ihres verstorbenen Gatten bringen sollte, da sie bemerkte, daß der Fabrikant durchaus rauchen wollte.

Es war sehr warm in diesem Raum, und da der genossene Wein das übrige tat, so gerieten sie bald in eine behagliche Stimmung, während welcher der Kommerzienrat es nicht unterließ, in seine Unterhaltung allerlei frivole Wortspiele einzuflechten, die dazu angetan waren, ihr Zartgefühl zu verletzen, was sie aber als kluge Frau, die einen bestimmten Zweck verfolgte, wohlweislich überhörte.

Der Schnee wütete draußen noch immer ungeschwächt weiter, trieb die großen Flocken gegen die Fensterscheiben und kämpfte mit seinem fahlen Schein wider die Dämmerung, welche das Zimmer allmählich zu verdunkeln begann.

Plötzlich erhob sich der Kommerzienrat mit einem jähen Ruck von seinem Sitz, ließ sich auf das Sofa zur Seite Friedas nieder, legte seinen Arm um ihre Taille und fragte: „Nun, wie steht's?“

Sein aufgedunsenes, vom Wein gerötetes Gesicht befand sich dicht vor dem ihrigen, so daß sein Atem ihre Wangen streifte.

Diese Zudringlichkeit war so plötzlich gekommen, daß sie sich ihrer nicht zu erwehren vermochte. Würde ein anderer

sich das erlaubt haben, so hätte sie die Hand ausgestreckt, um ihn zu züchtigen; die Brutalität dieses Mannes aber wirkte wie erschlaffend auf sie. Ihre moralische Kraft war bereits gebrochen, da eine gewisse Gleichgültigkeit bei Auswahl eines neuen Liebhabers die Herrschaft über den Rest ihres sittlichen Gefühls angetreten hatte. Sie glich darin jedem leichtsinnigen, von der Genußsucht angefressenen Weibe, das dem Manne unterliegt, der die Kühnheit besitzt, die erste beste Gelegenheit auszunutzen, und von dem es die Erwartung hegt, daß er alle ihre Wünsche befriedigen werde.

Sie riß sich aber doch los und sagte: „Ich finde, Herr Kommerzienrat, daß Sie sehr kühn sind; ich glaube nicht, daß wir schon so weit sind, wie Sie anzunehmen scheinen."

Es lag aber in ihrem Tone etwas, was ihn berechtigte, an dem Ernst ihrer Abweisung zu zweifeln. Seine Aufregung hatte sich bereits dermaßen gesteigert, daß er sich bezähmen mußte, die gemeine Sinnlichkeit, die sich in seinem robusten Körper gegen jede Schranke der Schicklichkeit aufbäumte, zurückzuhalten. Seit Monaten bereits hatte er dieses Weib, dessen üppige Gestalt und sirenenhaftes Lächeln die Männer betörte, mit trunkenen Blicken verschlungen, ohne mehr erreicht zu haben, als daß sie auf seinen glühenden Wunsch, den er ihr verblümt zu verstehen gegeben hatte, lachend mit den Worten: „Ich werde an Sie denken", eingegangen war.

Weshalb hatte sie ihn heute gebeten, länger bei ihr zu verweilen? Jedenfalls mußte sie es an der Zeit gefunden haben, „an ihn zu denken". Die Rücksichtslosigkeit niedriger Egoisten machte ihn innerlich wütend darüber, mit einem Weibe, dessen Zukunft sich vollständig in seinen Händen befand, noch Komödie spielen zu müssen, bevor es in seinen Armen lag.

Der kalte Geschäftsmann aber siegte über den glühenden Anbeter.

„Wir sind keine Kinder mehr, Frau Geheimrätin", begann er gemessen, indem er eine entblätterte Stelle seiner Zigarre mit den Lippen benetzte und dann die Finger dazu benutzte, den Schaden gänzlich zu kurieren. „Sie sind eine erfahrene Frau, und ich bin ein Mann, der das Leben und seine mannig-

fachen Auswüchse kennt. Ich bin kein Sittenrichter, und Sie sind keine Tugendheldin, — bitte, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit. Ich kann nicht verhehlen, daß ich Ihnen sehr gut bin und daß ich mir geschworen habe, Sie mein werden zu lassen, koste es, was es wolle. Sie wissen, daß ich verheiratet bin, wissen aber wohl nicht, daß ich eine Frau besitze, die nicht zu mir paßt, wenigstens in den Verhältnissen nicht, in welchen ich mich der großen Welt gegenüber befinde. Ich bin nicht schön, mache keinen angenehmen Eindruck auf die Frauen, — ich weiß das, aber ich bin reich, und Geld regiert die Welt. Lassen Sie uns daher kurz sein: Ich kenne Ihre finanzielle Lage und weiß, daß sie sehr derangiert ist. Ich biete Ihnen Geld, — hier liegt es — geben Sie mir Ihre Liebe! Was heute hier zwischen uns abgemacht wird, braucht die Welt niemals zu erfahren. Sie bleiben trotzdem die hochgeborene Geheimrätin von Setzen und ich der geachtete Kommerzienrat Wolfino. Sie erhalten von mir monatlich tausend Mark; ich bin bereit, Ihnen sofort eine vierteljährliche Rate zu bezahlen und außerdem Ihre Schulden zu übernehmen."

„Woher kennen Sie meine Verhältnisse so genau?"

Frieda hatte ihn, während er ihr in aller Ruhe seinen Begriff von Moral und Geld entwickelt hatte, aufmerksam betrachtet. Sie wußte nicht, was sie mehr gegen ihn einnehmen sollte: seine Mißachtung jeglicher feineren Empfindung, oder der grauenhafte Gleichmut, mit dem er die intimsten Dinge erörterte und selbst seine Frau nicht schonte. Und doch mußte sie sich sagen, daß seine Aufrichtigkeit ihr lieber sei, als die Heuchelei und der Undank Neukirchs, den sie wahr und aufrichtig geliebt hatte, und vor dem sie sich niemals so weit erniedrigt haben würde, wie sie nahe daran war, es jetzt vor diesem Manne zu tun. Den Beweis dafür hatte sie erst vor mehreren Stunden gegeben.

Es war die alte Geschichte: dem Assessor hatte sie ihre Ehre aus Liebe geopfert. Als sie es tat, wußte sie noch nicht, daß sie in materieller Beziehung jemals etwas von ihm zu erwarten haben werde, — im Gegenteil, sie hatte ihn völlig erhalten, wie die gemeine Dirne ihren Beschützer. Und gab sie dem

Kommerzienrat ihre Reize preis, so geschah es nur aus Dankbarkeit, wenn auch mit Widerwillen und in der Einbildung, an der Brust seines Vorgängers zu liegen. Und doch empfand sie im Augenblick viel mehr Sympathie für den Fabrikanten; seine Aufrichtigkeit, die Offenheit, mit welcher er eingestand, durch seine Person ihr nichts bieten zu können, flößten ihr, wenn auch nicht Achtung, so doch Respekt ein.

Ohne eine Antwort auf Friedas Frage zu geben, erhob sich Herr Wolfino und begab sich nach der Tür, die er verriegelte; dann schritt er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt zum Tisch zurück, öffnete sein Portefeuille und langte ein Päckchen Banknoten hervor, dem er mit geschäftlicher Ruhe drei Tausendmarkscheine entnahm und sie nebeneinander ausbreitete.

„Hier, — schlagen Sie ein", sagte er, stützte sich mit den gespreizten Fingern auf den Tisch und blickte die Geheimrätin, das eine Auge wieder zugekniffen, fest an. Und als er sah, daß sie sich nicht von der Stelle rührte, mit zusammengepreßten Lippen und wogender Brust vor sich auf den Teppich starrte, trat er auf sie zu, versuchte sie zu umschlingen und an sich zu pressen.

Da er seine Gelüste nicht mehr zu bemeistern vermochte, wollte er versuchen, sie durch Zärtlichkeiten zu gewinnen.

„Kommen Sie, Frieda, stellen Sie mich nicht länger auf die Probe", sagte er, seiner Stimme die möglichste Weichheit gebend. „Ich meine es gut mit Ihnen. Hätten Sie damals nicht jene ermunternden Worte zu mir gesagt, so würde ich mich niemals daran gewöhnt haben, Sie dereinst als mein alleiniges Eigentum zu betrachten. Reizen Sie mich nicht, — ich bin wie ein Tier, das seine Pranken gebraucht, sobald Sie Ihr Auge von mir wenden. Seien Sie klug und weise und überlassen Sie die Kindereien den jungen, unerfahrenen Mädchen, welche die Männer fürchten, weil sie dieselben noch nicht kennen gelernt haben."

Als er sie, halb wahnsinnig vor Leidenschaft, die wie Gift an ihm fraß, küssen wollte, stieß sie ihn mit der Kraft der Verzweiflung zurück, riß sich los und sagte kalt: „Herr

Kommerzienrat, ich gehöre zu den Frauen, die freiwillig geben und dann alles, niemals aber mit Gewalt sich etwas abringen lassen. Ich befinde mich noch nicht in Ihren Händen … Gestatten Sie, daß ich Licht besorgen lasse."

Im Zimmer verbreitete sich nur noch der matte Widerschein des herabfallenden Schnees. In diesem Licht sahen ihre Züge geisterhaft bleich aus, so daß jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht entwichen zu sein schien. Das perlgraue Gewand hob ihre Gestalt aus dem Halbdunkel hervor, und als sie sich hoch aufgerichtet hatte, war sie majestätischer geworden, empfand man den Eindruck, als wäre sie gewachsen.

Sie wollte zur Tür, um sie zu öffnen, er aber trat ihr in den Weg und sagte frostig: „Begehen Sie keine Torheiten, bleiben Sie hier, Sie sind in meinen Händen. Sehen Sie —"

Er griff wieder nach seinem Portefeuille und langte die beiden Wechsel hervor, die ihre Schriftzüge trugen.

„Kennen Sie diese Papierstreifen?" begann er wieder. „Geschäftliche Verbindungen haben sie mir in die Hände geführt, ich behielt sie zurück, um Ihnen einen Dienst zu erweisen. Morgen sollen Sie dafür fünfzehntausend Mark bezahlen, — sagen Sie das eine Wort, welches ich zu hören wünsche, und die Papiere sind vernichtet. Ich bitte Sie um Ihretwillen, — seien Sie nicht töricht."

Ihre Augen vergrößerten sich unheimlich, als sie ihren Namen erblickte, ein Stöhnen drang aus ihrer Brust; dann stand sie einen Augenblick bewegungslos da. Ihr Körper verriet ein leises Zittern, und ihr schweres Atmen drohte die Umhüllung ihres Busens zu zersprengen.

„Sie, — Sie also besitzen die Papiere!" preßte sie endlich hervor. „Oh, — das ist zuviel auf einmal! Sie haben recht: ich befinde mich in Ihren Händen."

Und aus einer Stimmung in die andere kommend, bezwang sie sich mit der ganzen Gewalt, die ihr zu Gebote stand, heiter zu werden, streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit wunderbarer Beherrschung:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich nahe daran war zu vergessen, daß ich die Urheberin dieser Unterredung bin. Ich will!"

Er lächelte und führte sie widerstandslos zum Sofa zurück.

„Sehen Sie, — ein Kapital!“

Er nahm die beiden Wechsel und zerriß sie in kleine Stücke, die er in den Papierkorb warf, der neben dem Arbeitstisch des verstorbenen Geheimrats stand.

Sie wehrte sich nicht, gab sich ihm hin, aber von Ekel erfüllt ....

Nach einer Stunde saß sie im großen Salon mit ihrem neuen Liebhaber familiär plaudernd am Kamin, in dem das Feuer lustig prasselte und seinen rötlichen Schein auf den Boden zeichnete. Das Zimmer war nur matt erleuchtet, die Vorhänge am Fenster waren fest geschlossen. Die Stutzuhr auf dem Marmorsims zeigte erst auf fünf.

Die Erreichung seines Wunsches hatte den Kommerzienrat förmlich umgewandelt, denn sein Ehrgeiz war befriedigt worden. Er war sehr heiter, redete Frieda ganz ungeniert mit „Du“ an und erlaubte sich alle jene Scherze und kleinen Zudringlichkeiten, die sich ein Liebhaber, der bereits das Glück eines intimen Umganges mit der neben ihm sitzenden Frau genossen hat, zu gestatten pflegt. Er machte nun den Eindruck eines Mannes, der bereit ist, in allen Dingen nachgiebig zu sein, sobald man ihn bei guter Laune zu erhalten versteht.

Und was Frieda betraf, so hatte sie sich merkwürdig rasch in ihre neue Rolle gefunden, wenn auch ein gewisses Unbehagen an ihr unverkennbar war und sie gern gewünscht hätte, daß Herr Wolfino sich für heute so bald als möglich empfehle; denn die Veränderung ihrer ganzen Lage war zu plötzlich gekommen, um nicht den Wunsch nach einem Alleinsein rege zu machen.

Sie schmiedeten nun allerlei Pläne für die Zukunft. Er machte ihr den Vorschlag, ihre Wohnung ganz aufzugeben und Anfang Frühjahr eine kleine Villa in der Nähe des Zoologischen Gartens, die man ihm zum Kaufe angeboten habe, zu beziehen. Er verstand es, ihr diese Aussicht so rosig zu schildern, versprach ihr, dabei alles aufzubieten, sie nicht zu kompromittieren, daß sie sich im Augenblick ganz in diesen Gedanken hineinlebte und merkwürdigerweise ihren Gesellschafter plötzlich viel angenehmer als vorher fand.

In ihren Zukunftsphantasien wurden sie plötzlich durch das Läuten des Flurtelegraphen unterbrochen. Frieda ging selbst, um zu öffnen, da Minna heute in der Küche allein anwesend war und in letzter Zeit Neigung zur Schwerhörigkeit entwickelte.

Durch die geöffnete Korridortüre erblickte sie einen langen, hageren Mann, dessen glattrasiertes Gesicht eine der seltsamsten Physiognomien zeigte, die ihr jemals begegnet waren. Der Kopf schien von oben nach unten zusammengedrückt zu sein, die mächtigen Ohren standen weit ab und bewegten sich jedesmal wie die Flügel eines Vogels, sobald ihr Besitzer eine Verbeugung machte. Die Stirn nahm fast die Hälfte des Gesichts ein; unter ihr bog sich eine ungeheure Nase, deren Spitze fast bis zum Kinn reichte. Die schmalen Lippen verschwanden unter diesem Vorsprung gänzlich, so daß man beim ersten Anblick wähnte, der Fremdling besitze gar kein Mundwerkzeug. Erst beim Sprechen konnte man sehen, daß die Mundwinkel beinahe bis zu den Ohrlappen reichten. Die Augen waren kugelrund und glotzten merkwürdig in die Welt hinein, so daß man sich eines Lachens nicht enthalten konnte. Sein noch dichtes Haar war völlig kurz geschoren und lag wie eine dünne Schicht dunkler Wolle auf dem Schädel. Das Auffallendste an diesem Monstrum war ein außerordentlich dünner und langer Hals, an dem der Gurgelknochen wie ein kleiner Höcker hervorragte. Ein vorsündflutliches Vogelungeheuer hätte den Vergleich mit dem Oberkörper vortrefflich aushalten können, denn selbst das fortwährende Drehen der schnüffelnden Nase nach rechts und links, das Recken des Halses, der immer länger zu werden schien, hatte etwas Geierartiges, Entsetzeneinflößendes.

Dieses Individuum steckte in einem langen, kaftanartigen Rock, der vorn weit übereinandergeschlagen war und von dem linken Arm krampfhaft zusammengehalten wurde. Eine mächtige Schirmmütze, die ursprünglich auf einen Kopf von doppelter Größe gepaßt haben mochte, hatte die Hälfte seines Gesichts bedeckt, bevor er sie beim Anblick Friedas vom Haupt gezogen hatte.

Das Lächerlichste an diesem Menschen war, daß er beim Sprechen fortwährend den Mund spitzte, sich sofort in unzähligen

Bücklingen und Armverrenkungen erging und die Sprache eines verkannten Tragöden führte.

Bevor die Geheimrätin, die einen tödlichen Schreck bekam, nach seinem Begehr fragen konnte, begann er, die mächtige Nase durch die Türspalte steckend, mit hochtönendem Organ, nach jedem Satze die Lippen zu einem Kusse formend, sich selbst vorzustellen:

„Gnädige Frau dürften bereits von mir gehört haben. Mein Name ist Lux, Lux, Schauspieler Theobald Lux, augenblicklich ohne Angaschemangg ... Man war so brutal, mich vor wenigen Tagen ohne jede Entschädigung aus dem Verbande meines letzten Wirkungskreises zu entlassen. Es ist empörend, empörend sage ich! ... Seine Hochwürden, Herr angehender Konsistorialrat Päpke, dessen ausgezeichneter Bekanntschaft ich mich erfreue, haben mich an Sie empfohlen. Ich schätze mich glücklich, außerordentlich glücklich, meine Gnäd'ge ... Nur dürften Euer Hochwohlgeboren etwas Rücksicht auf meine derangschierte Toalett nehmen müssen, denn ich bin augenblicklich nicht ßalongfähig."

Und sein Blick ging mit einer gewissen Selbstentrüstung an seinem Körper herab, begleitet von einem mehrmaligen Kopfschütteln.

Die Geheimrätin war zuerst so verwirrt bei dieser bombastischen Einführung, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe sie auf den Gedanken kam, es mit jenem entlassenen Strafgefangenen zu tun zu haben, auf welchen der Pastor Päpke sie aufmerksam gemacht hatte. Jedenfalls hatte sie da einen Menschen vor sich, der einst bessere Tage und Gesellschaft gesehen hatte und durch einen gewissen, ihm aus alter Zeit anhaftenden Größenwahn, selbst im Gewande des Elends und auf der Stufe außerhalb der Menschheit, seine moralischen Gebrechen noch verbergen, seine Vergangenheit gleichsam glorifizieren wollte. Zum mindesten bekam sie Gelegenheit, die Bekanntschaft eines Originals zu machen und erwarb sich jedenfalls ein großes Verdienst dadurch, diesem Manne den Weg zum ehrlichen Erwerbe zu bahnen.

Ihr gutes Herz unterdrückte sofort jede Scheu vor dem üblen äußerlichen Eindruck des verkommenen Komödianten,

und da sie in der Person des Kommerzienrats einen Schutz in der Nähe hatte, so ersuchte sie den halberfrorenen Menschen näher zu treten.

Im selben Augenblick kam jemand die teppichbelegte Treppe herauf und blieb ebenfalls vor der noch halbgeöffneten Türe stehen. Es war der alte Braun, Olgas Vater, welcher die Geheimrätin seiner Tochter wegen sprechen wollte, um sich Rat von ihr zu holen.

Da Frieda ihn sofort erkannte, fragte sie ihn, ob er zu ihr wünsche? Allerdings in sehr kurzem und wenig einladendem Ton, weil, seitdem Olga sie verlassen hatte und ihr allerlei Dinge über deren liederliches Leben zu Ohren gekommen waren, ihre Sympathie für Vater und Tochter sich bedeutend vermindert hatte.

Der alte Arbeiter drehte verlegen seinen Hut in der Hand und stammelte eine Menge Worte, die sich alle um sein einziges Kind, seine Tochter drehten. Er möchte der „allgeehrtesten Frau Rätin", die es immer „so allgütig" mit allen Menschen meine, etwas Wichtiges mitteilen und ganz „gehorsamst" um Auskunft bitten.

Er schien um Jahre gealtert zu sein, sein grauer Bart war fast weiß geworden, sein Gesicht schmäler, von Gram durchfurcht. Die Zagheit, die sich in seinen Gebärden ausprägte, der halbschluchzende Ton seiner Stimme wirkten rührend und ergreifend. Frieda jedoch nahm von allem keine Notiz, denn sie war äußerst mißgestimmt darüber, nun auch diesen zweiten Besuch empfangen zu sollen. Da sie aber mehr leichtsinnig als schlecht war, so wollte sie Braun nicht ganz trostlos von dannen ziehen lassen, stellte es ihm vielmehr frei, nach einer halben Stunde wiederzukommen und sich während dieser Zeit, da er, wie sie wußte, jetzt sehr entfernt wohnte, auf dem Flur oder auf der Straße aufzuhalten.

Und so ließ sie denn den alten, ehrlichen Arbeiter in der Kälte stehen und nötigte den entlassenen Strafgefangenen vollends, den Korridor zu betreten.

Theobald Lux redivivus, der bereits mit einem königlichen Blick voller Verachtung auf den Greis geblickt hatte, lächelte

vergnügt, streckte den rechten Arm mit der gespreizten Hand wie einen Wegweiser vor sich hin, machte eine ganz untertänigste Verbeugung und drehte sich wie ein Triesel durch die Tür, indem er mit einem letzten geringschätzigen Augenverdrehen auf den zurückbleibenden Arbeiter die Bemerkung machte, daß man einem „derartigen Bettelvolk“ niemals trauen könne.

Und erhobenen Hauptes, mit den dürren Fingern der freien Hand fortwährend nach dem leeren Raum zwischen Hals und Hemdkragen fassend, als verspürte er dort eine unangenehme Erinnerung an den glücklich entronnenen Galgen, die schnüffelnde Nase in steter Bewegung, die rollenden Augen auf die glänzenden Tapeten und besonders auf einen reich besetzten Garderobenständer geheftet, schritt er hinter der Geheimrätin einher.

Als er im Vorzimmer an einem Spiegel vorbeikam, konnte er nicht umhin, einen koketten Blick hineinzuwerfen, vor sich selbst eine leichte Verbeugung zu machen und mit einem blitzschnellen Griff eine auf dem Marmorkonsol liegende Haarbürste in seine weite Tasche verschwinden zu lassen.

„Diese Elegangs, meine Gnädige, ich bewundere! Man fühlt sich angeheimelt, wie zu Hause.“

Die Geheimrätin führte ihn in den großen Salon, den ihr Liebhaber in der Meinung, seine Anwesenheit könne ihr unangenehm sein, soeben verlassen hatte, und ersuchte ihn, auf einem Fauteuil Platz zu nehmen, während sie eine der großen Lampen von dem Kamin nahm und auf einen Tisch stellte.

Dann schritt sie zur Tür des Nebenzimmers und bat laut den Kommerzienrat, hereinzutreten, da sie „interessanten Besuch“ bekommen habe. Da der Angeredete ihr antwortete, er werde sogleich erscheinen, schloß sie einstweilen die Tür und nahm ihrem zukünftigen Schutzbefohlenen gegenüber Platz. Sie fühlte sich wenigstens beruhigt darüber, Theobald Lux den Beweis gegeben zu haben, daß ein Herr in ihrer Nähe sei; denn so weit ging ihr Mitleid für die Verlorenen denn doch nicht, um sich allein mit einem derartigen Individuum in einem Raume aufzuhalten.

Sie fragte vorerst ihr Gegenüber, ob sie ihm mit etwas Speise dienen könne, worauf alsbald das Schnüffeln mit der Nase in ausgedehntem Maße begann, und der Vagabund dann erwiderte:

„Ich würde mich glücklich schätzen, außerordentlich glücklich, meine Gnädigste, wenn ich ein kleines Zupeeh mit einer Kleinigkeit von Wein — o Pardongg, wenn ich — —"

Die rechte Hand fuhr wieder nach dem Hals und der Zeigefinger wie ein Rasiermesser an demselben auf und ab, als wollte er die in der Kehle steckengebliebenen Worte beschwichtigen.

Frieda fing an, sich über die Komik dieses Menschen zu belustigen und nahm ihm daher seine Unverschämtheit nicht übel. Sie klingelte. Gleich darauf erschien Minna.

Die dicke Köchin hatte kaum einen Blick auf den sonderbaren Heiligen geworfen, als sie laut ausrief:

„Herrjemineh, gnädige Frau, wo kommt denn der her?!"

Die Geheimrätin entließ sie mit einem strafenden Augenaufschlag, während der ehemalige Schauspieler mit einem vernichtenden Blick auf die Tür sagte:

„Es ist kaum glaublich, was sich diese abhängigen Kreaturen alles erlauben."

Und da er ein Loch in seinem Stiefel entdeckte, aus welchem eine etwas unreine Masse hervorragte, die früher einem Strumpfe nicht ganz unähnlich gesehen haben mochte, bückte er sich und stopfte den Zeigefinger so lange in die Öffnung, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt war. Dabei erlaubte er sich die „ganz untertänige Frage", ob er wohl hoffen dürfe, im Besitze von einem Paar Socken dieses Haus zu verlassen. Auch wenn die Geheimrätin vielleicht ein Paar Unbeschreibliche, einen abgelegten Rock, einen Hut, eine Weste, etwas Wäsche, Krawatte und ein Paar noch nicht ganz defekte Glacéhandschuhe von ihrem Herrn Gemahl übrig habe, würde er sich dankbar erweisen.

Und die Stiefel, die Stiefel, die wären die Hauptsache, trotzdem es sehr schwer werden würde, für seinen kleinen Fuß passende ausfindig zu machen.

Die Geheimrätin beruhigte ihn mit dem Bemerken, daß sich alles finden werde. Dann richtete sie mehrere Fragen an ihn.

„Sie scheinen mir der Rettung bedürftig zu sein", begann sie. „Herr Pastor Päpke sagte mir, daß Sie erst vor einigen Tagen aus der Strafanstalt entlassen worden seien. Es gehört zu unseren Vereinsgesetzen, daß jeder unserer Schützlinge kein Geheimnis über seine Vergangenheit vor uns haben darf. Was haben Sie verbrochen, wie lange haben Sie gesessen?"

Der ehemalige Komödiant spitzte den Mund und blickte sinnend zur Decke empor. Dann stützte er das Kinn in die Hand, nahm die Pose des grübelnden Hamlet an und erwiderte in einem Tone, als hätte er eine königliche Gnade zu erteilen:

„Eine Kleinigkeit, wirklich eine Kleinigkeit, gnäd'ge Frau. Zehn Jahre Sonnenburg, weiter nichts. Feudales Nest übrigens, um mit unserem früheren Direktor zu reden. Ich hatte einen guten Freund, mit dem ich spazieren ging; ich wollte mir einen Scherz mit ihm erlauben und bat um seine Börse. Der Esel verweigerte sie mir. Ich schälte gerade einen Apfel, er war neugierig zu sehen, wie weit ich damit sei, und fiel dabei in mein Messer. Armer Kerl! Lieber Freund!"

Theobald Lux brachte den Ärmel seines Rockes seinen Augen nahe, um eine Träne seiner Einbildung zu zerdrücken. Dann faltete er die Hände und starrte vor sich hin. Zum ersten Male zeigte er ein wirklich ernstes Gesicht, und es war unverkennbar, daß ihn die Erinnerung an jene Stunde, die ihn zum Verbrecher gemacht hatte, im Augenblick völlig beherrschte.

Jedoch hielt diese Stimmung nicht lange an. Theobald Lux hatte das Entsetzen der Geheimrätin bemerkt und versuchte nun, eingedenk der zu erhaltenden Wohltaten, sein Vergehen milder hinzustellen, um nicht jeglicher Sympathie von seiten Friedas verlustig zu gehen.

So bat er denn in gar rührenden Tönen, ihm jene „Kleinigkeit" nicht so hoch anzurechnen, denn er sei wahrhaftig bestrebt, durch harte Arbeit seinen Fehltritt vergessen zu machen:

„O meine Gnäd'ge, ich will mich kasteien, ich will hungern, fasten."

Als Minna im nächsten Augenblick mit einem Tablett voll Essen erschien, stürzte er sich mit dem Heißhunger eines Tieres darüber her, bei jedem Seitenblick Frau von Setzens ein Stück Brot oder Braten in den unergründlichen Schlund seiner Rocktasche verschwinden lassend.

Während er kaute, während ihm zum erstenmal vor Anstrengung seiner Kinnladen die Augen naß wurden, hatte die Geheimrätin sich erhoben und einen Blick in das Nebenzimmer geworfen, wo der Kommerzienrat mit gekreuzten Händen auf einem Sessel sanft entschlummert war. Durch das Geräusch erschreckt, öffnete er halb die Augen und sagte schlaftrunken: „Ich komme gleich, meine Liebe." Er kam sich bereits ungemein häuslich vor und flegelte sich nun so unanständig hin, daß die Geheimrätin ihren Blick von ihm wenden mußte.

Damit er durch die Unterhaltung nebenan erwache, ließ sie die Tür weit auf, so daß er hinter der Portiere halb sichtbar war.

Sie hatte ihrem verkommenen Schützling kaum den Rücken gekehrt, als sich sein Hals wie der einer Giraffe emporreckte und sich der Kopf wie bei einem Kautschukmann nach allen Seiten drehte. Plötzlich erhob sich die ganze Gestalt, bewegte sich mit der Behendigkeit einer Katze, unhörbar auf dem weichen Teppich, einem kleinen japanischen Tisch zu. Die langen Finger streckten sich aus, und ein kostbares Miniaturalbum verschwand in seinem unergründlichen Kaftan.

Als die Geheimrätin sich wieder ihm gegenübersetzte, würgte er mit bewundernswürdigem Gleichmut den Rest eines Stück Brotes hinunter und ließ ihm den letzten Schluck Bier folgen. Und Daumen und Zeigefinger der rechten Hand klemmten sich zu gleicher Zeit in beide Augenhöhlen, als wollten sie die letzten Tränen der Reue zerdrücken.

Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, und er sagte: „Das Gewissen, das Gewissen, allergnädigste Frau!"

Die Geheimrätin wurde bewegt.

„Sie bereuen also aufrichtig?" fragte sie voller Teilnahme.

„Von Herzen, mit Schmerzen, wie unser Direktor zu sagen pflegte", gab er tiefgebeugten Hauptes zur Antwort.

Es war ein merkwürdiges Bild, diese elegante Frau der vornehmen Welt inmitten eines üppigen Luxus sich mit diesem ehemaligen Zuchthäusler unterhalten zu sehen, um einen Wohltätigkeitssport zu befriedigen. Nur ein Menzel oder Chodowiecki redivivus hätten mit ihrem genialen Griffel diese Szene als Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Tage festzuhalten vermögen. Der große Kristallspiegel im Hintergrund gab das Bild zurück: die aristokratisch-schönen und weißen Züge der Geheimrätin und die kupferfarbige Galgenphysiognomie des verlumpten Lux, die in der Ferne sich ausnahm, als bestände sie aus einer einzigen großen Nase, auf welcher eine schwarze Perücke thront. Ein größerer Gegensatz war undenkbar.

„Und haben Sie sich vordem niemals eines Verstoßes gegen die Gesetze schuldig gemacht?“ fragte Frieda aufs neue.

Theobald Lux spitzte wiederum den Mund und warf abermals jenen vielsagenden Blick nach der Decke, der ihm eine höhere Eingebung bringen sollte. Dann erwiderte er:

„Eine Kleinigkeit, gnäd’ge Frau. Oh, es ist schmachvoll, über alle Begriffe schmachvoll, daß so etwas vorkommen kann. Man möchte weinen und seine eigenen Tränen verschlucken, wie unser Direktor, Gott hab’ ihn selig! zu sagen pflegte. Mein Stubenkollege, unser erster Liebhaber, — oh, Sie hätten ihn den Romeo spielen sehen sollen, meine Gnädige, — besaß einen Koffer, der meinem eignen völlig ähnlich sah. Ich hatte meinen Schlüssel verloren und erbrach den Koffer in der Meinung, daß ich mich selbst bestehle, und es war in der Tat so, ich beschwöre es heute noch. Man glaubte mir nicht und gab mir zwei Jahre Sonnenburg wegen Rückfalles. Feudales Nest übrigens, wie unser Direktor zu sagen pflegte. Man ließ mich zum zweiten Male unschuldig sitzen, bei meiner Ehre, unschuldig! Oh, es ist entsetzlich! Die Schwächeren müssen immer unterliegen.“

Theobald Lux’ Augen schlossen sich diesmal für kurze Zeit, als müßte er einen ganzen Strom Tränen der Reue zurückzuhalten versuchen. Dann legte er die Hand aufs Herz, glotzte die Geheimrätin mit seinen Ochsenaugen groß an und sagte mit zitternder Stimme:

„Hier, hier — da schlägt's ehrlich!“

Seine Heuchelei war eine so vortreffliche, daß auch eine minder sentimentale Seele, als die Geheimrätin es war, von Mitleid für den reuigen Sünder gepackt worden wäre. Sie versprach ihm, in den nächsten Tagen schon an eine Beschäftigung für ihn zu denken, und klingelte wieder nach Minna, die nach einem großen Koffer, in welchem sich seit vielen Jahren ein Teil der Garderobe des verstorbenen Geheimrats noch befand, suchen sollte. Die dicke Köchin warf bei diesem Befehl dem Vagabunden einen tödlichen Blick zu, denn sie hatte immer gehofft, daß sie dereinst, wenn ihre Sparkassenbücher sie endlich zu dem längst ersehnten Gatten verholfen haben würden, die Garderobe geschenkt bekommen werde. Ihr Groll war um so stärker, als seit einiger Zeit ein Gefreiter von den Ulanen sie ganz besonders mit seiner Gunst verfolgte und ihr unter heiligen Eiden versichert hatte, sie nach Beendigung seiner Dienstzeit in den Stand der heiligen Ehe zu führen.

„Das hat man für seine Treue, die ehrlichen Leute werden hintenangesetzt, und so ein gemeiner Visagenhecht wird in Watte gewickelt“, räsonnierte sie halblaut vor sich hin, als sie zur Küche zurückkehrte, um nach Laterne und Bodenschlüssel zu langen.

Währenddessen hatte sich der Kommerzienrat im Nebenzimmer erhoben und war unhörbar in den Salon getreten. Da Frieda ihm den Rücken zukehrte, so konnte sie ihn nicht bemerken. Theobald Lux jedoch hatte ihn im Spiegel erblickt und fuhr nun wie der Blitz herum; dann wandte er wieder sein Gesicht dem Spiegel zu, um in der Entfernung den Armeelieferanten zu betrachten. Er mußte etwas Wunderliches an dem korpulenten Herrn entdeckt haben, denn seine hervorquellenden Augen schienen das Spiegelglas fast durchbohren zu wollen.

Da Frieda nun ebenfalls ihren Liebhaber erblickte und ihr einfiel, daß sie in der Küche noch etwas anzuordnen hatte, so wollte sie sich mit einer Boshaftigkeit für den Schlaf des Fabrikanten rächen.

„Sie sind wohl so freundlich, Herr Wolfino, sich mit diesem

Herrn, der durch Pastor Päpke unserer Obhut empfohlen ist, kurze Zeit zu unterhalten."

Mit diesen Worten verschwand sie.

Der Kommerzienrat, dem der Schlaf noch immer in den Augen lag, brachte einige grunzende Laute der Zustimmung hervor und griff dann nach seinem goldenen Kneifer, um den merkwürdigen Besuch in Augenschein zu nehmen. Da er aber den ehemaligen Zuchthäusler, der wie ein riesiger schwarzer Frosch zusammengekauert in dem weichen Sitz des Sammetfauteuils vergraben war, nur von der Seite erblickte, und überdies wie alle in ihrer Ruhe gestörten Menschen schlecht gelaunt war, so hielt er es unter seiner Würde, seine Augen noch länger anzustrengen, gab dem Kneifer einen Knips, daß er seinen wenig einladenden Thron verlor, und ging, die Hände auf dem Rücken haltend, wie ein plumper Matrose in dem Zimmer auf und ab. Und jedesmal, wenn er ihm den Rücken wandte, schnellte Theobald Lux wie auf einem Drehschemel herum und schnitt eine Grimasse, die sich wie ein verhaltenes innerliches Gelächter ausnahm.

„Sage mal, Kerl," begann der Kommerzienrat endlich, „wie kann man so tief sinken. Eigentlich müßte man Euch Banditen die Peitsche geben, statt sich Eurer aus Menschenliebe anzunehmen."

„Oh gewiß, mein Lieber, ganz wie die Viehhändler! Sie wissen das aus Erfahrung, nicht wahr?" schallte es von der anderen Seite herüber, so daß der Armeelieferant mit merkwürdiger Schnelligkeit seinen Korpus drehte.

Und plötzlich erhob sich Theobald Lux, schritt auf den Kommerzienrat zu, klopfte ihm mächtig auf die Schulter und brach in die Worte aus:

„Lupus in fabula. Nun sage mal, Jungeken, alter Schwede, wie geht's dir!?"

Dem Kommerzienrat war im Augenblick das Blut aus dem Gesicht gewichen; er zog den Kopf zurück, als müßte er etwas Unreines von sich abwenden; seine Knie zitterten, aber er überwand den tödlichen Schreck und behielt seine Ruhe. Nur seine Augen irrten verzweifelt nach der Tür. Dann zog er

sein rotseidenes Taschentuch hervor, klopfte sich damit auf die Schulter, wo die Hand des Vagabunden geruht hatte, maß die Lumpengestalt von unten bis oben und sagte:

„Kerl, du hast wohl erst ein Irrenhaus passiert, ehe du hierher kamst. Marsch hinaus, dort ist die Tür! Eins, zwei —!“

Theobald Lux aber rührte sich nicht. Er lachte wie ein richtiger Galgenstrick und brachte nun, indem er jedes dritte Wort wiederholte, folgendes hervor: „Wolf, altes Haus, du wirst dich doch nicht blamieren! ... Denkst du, weil dein Name jetzt italienisch klingt, man kenne dich nicht wieder?“ ...

Und diesem Erguß folgten alte Erinnerungen ...: In Sonnenburg zusammengesessen ... Als Viehhändler Wechsel gefälscht ... Achtzehn Jahre her ... Und andere liebenswürdige Dinge, welche dem Kommerzienrat den hellen Schweiß auf die Stirn trieben und ihm entsetzliche Folterqualen verursachten.

Er war erkannt. „Pst,“ flüsterte er endlich keuchend, „wie viel wollen Sie haben, wenn Sie schweigen, — unter der Bedingung, daß Sie sich sofort entfernen?“

„Nun gib, was du hast.“

Und als er die gefüllte Börse in der Hand hatte, zog er dem Kommerzienrat ungeniert die schwere Uhr aus der Tasche und begann die Kette loszuhaken. Wolfino wollte sich wehren, aber eine laute Drohung des Zuchthäuslers beschwichtigte ihn sofort. Und so durchwühlte dieser ungeniert die übrigen Taschen, eignete sich Zigarrenetui, Taschenmesser, Haarbürste, seidenes Taschentuch an und zog ihm auch die Manschetten mit den goldenen Knöpfen ab.

Und währenddessen unterhielt er ihn vortrefflich, indem er sich über die Reize der Geheimrätin erging ... „Schönes Weib, die! ... Donnerwetter, hast du Glück, Wolfino! ... So ein alter Saukerl!“ ...

Endlich war er fertig. Zum Glück hatte der Kommerzienrat sein mit Banknoten gefülltes Portefeuille bei der Herausnahme der Wechsel im Nebenzimmer liegen lassen, sonst hätte er auch dieses opfern müssen.

Der ganze Vorgang hatte sich äußerst rasch abgespielt; trotzdem hielt der Kommerzienrat ihn für eine Ewigkeit. Jeden Augenblick konnte die Geheimrätin zurückkehren, und der Schandfleck seines Lebens wäre ruchbar geworden. Die entsetzliche Furcht hatte ihm selbst die Sprache geraubt.

Als Theobald Lux ihm mit den Worten: „Meine Empfehlung an die gnädige Frau", die Hand entgegenstreckte, ergriff er sie mechanisch, um den Vampyr in Menschengestalt so schnell als möglich los zu werden. Dann drehte sich der Vagabund abermals im Kreise bis zur Tür und fand unter spöttischen Verbeugungen einen würdigen theatralischen Abgang mit den Worten: „Auf Wiedersehen, alter Freund, ich besuche dich bald. Meine Empfehlungen an die Frau Rätin. Feudales Weib!"

Der Armeelieferant atmete erst auf, als er die Außentür klappen hörte. Dann knöpfte er seinen Rock zu, um das Fehlen der Uhrkette zu verbergen, und warf sich erschöpft auf einen Stuhl.

Im Nebenzimmer ertönte ein leises Ächzen, das wie der Seufzer eines schwerverwundeten Menschen sich anhörte. Frieda war gerade im Begriff gewesen, auf Umwegen den Salon wieder zu betreten, als Worte an ihr Ohr drangen, die zu auffallend waren, als daß sie ihre Schritte nicht gebannt haben sollte. Sie schlich sich leise bis zur Portiere und horchte weiter.

Sie hörte und sah alles: die Kordialität zwischen dem hochangesehenen Fabrikanten und dem Verbrecher, welche das Eingeständnis früherer Beziehungen zueinander enthielt; dann das Plündern, begleitet von unverschämten Redensarten. Sie hielt den Atem an, die rechte Hand krallte sich in die Tapete. Sie hatte die Empfindung, als stürben ihr langsam die Beine ab, als wälzte sich mit einem fürchterlichen Ruck ihr ganzes Blut nach dem Kopfe, um ihr den Schädel zu zersprengen. Was da drinnen vorging, war das Entsetzlichste, das sie je erlebt hatte.

Sie, — die Maitresse *dieses* Mannes! Oh, das war zu viel für ihr glänzendes Elend. Unbeweglich blieb sie in derselben Haltung, bis Theobald Lux sich entfernt hatte. Dann erst fand sie die Kraft, sich unhörbar rückwärts zu bewegen und

das Zimmer wieder zu verlassen, um nicht in die Versuchung zu geraten, die Situation durch ihre Aufregung zu verschlimmern. Mit jener instinktiven Klugheit, die dem Weibe in der höchsten Gefahr zu Gebote steht, beschloß sie, nichts sich merken zu lassen, aber plötzliches Unwohlsein vorzuschützen, um den Kommerzienrat so schnell als möglich zu entfernen.

So kehrte sie denn nach wenigen Minuten in die Vorderräume zurück und sprach ihre Verwunderung darüber aus, den neuen Schützling des Vereins nicht mehr vorzufinden.

Da ihre gleichgültige Miene den Kommerzienrat ermutigte, so trug er ihr die Bitte vor, ihm gestatten zu wollen, die Angelegenheit mit dem reuigen Sünder allein zu regeln. Er habe deshalb den Menschen mit einem vorläufigen Geldgeschenk entlassen und ihn ersucht, am anderen Tage nach seinem Kontor zu kommen.

Er log mit einer so vortrefflichen Virtuosität, daß die Geheimrätin seine Ruhe bewundern mußte. Sie zwang sich zu einem Lächeln und bedankte sich für seine „große Aufmerksamkeit". Als sie ihn dann bat, sie für heute allein zu lassen, mußte er sich gestehen, daß sie damit eigentlich nur seinem innersten Wunsche entgegenkomme.

Nachdem er fort war, öffnete sich erst der Krater ihres Innern. Und alles, was diese Frau bewegte: das Bewußtsein ihrer tiefen Entwürdigung, die Undankbarkeit, die sie von Neukirch geerntet hatte, die Aussicht auf eine schmähliche Zukunft, der ganze Widerstreit zwischen ihrer genußsüchtigen, entarteten Natur und ihrem besseren Selbst, der in ihr kämpfte, kam in den schreiend hervorgestoßenen Worten zum Ausbruch: „Einen Zuchthäusler zum Geliebten!"

Und wie geknickt auf einen Sessel gesunken, die Hände vor das Gesicht geschlagen, fand sie erst Erlösung ihrer Qualen in heißen Tränen, die langsam und schwer ihr Gesicht benetzten . . .

Es hatte bereits dreimal geklopft, ehe sie sich zu fassen vermochte. Es war die dicke Minna, welche anfragen wollte, ob die „Frau Geheimrätin" jetzt für den „alten Herrn Braun" zu sprechen sei.

Der Arbeiter hatte es diesmal für schicklicher gefunden, die Hintertreppe des Hauses emporzuklimmen. Dreimal hatte er bereits denselben Weg vergeblich gemacht, denn jedesmal wurde ihm durch die Köchin mitgeteilt, daß der „lumpigte Kerl", dem man ein Stück Seife schenken möchte, damit er sich ordentlich reinige, noch vorn sei und den Teppich ganz gehörig beschmutze.

Eine Stunde lang war der Arbeiter vor dem Hause in bitterer Kälte auf und ab gegangen, um sich die Füße zu vertreten. Ohren und Nase waren halb erfroren, und als er jetzt in die warmen Räume getreten war, empfand er entsetzliches Brennen, welches Gesicht, Hände und Füße wie mit tausend Nadeln traf.

Frieda war milder gestimmt als vorhin. Es ging ihr gerade so wie einst Fanny: sie lechzte nach einem ehrlichen Menschen, der ohne Heuchelei ihr gegenüberträte.

Braun wagte die Einladung zum Sitzen gar nicht anzunehmen. Als er sich doch dazu genötigt sah, zog er mit rührender Naivetät sein rotbaumwollenes Taschentuch, auf dem die Schlacht von Gravelotte glänzte, hervor, breitete es sorgsam über den Damastsitz aus und ließ sich dann erst darauf nieder.

Frieda mußte lächeln, aber sie ließ ihn gewähren.

Nach einer Viertelstunde ließ sie sich herab, dem Arbeiter die Hand zu drücken, und verabschiedete ihn mit dem Versprechen, seiner zu gedenken.

Also Olga war die Geliebte Neukirchs geworden! Ihr ehemaliges Stubenmädchen hatte er vorgezogen. Sie hätte lachen mögen, wenn ihr nicht so verteufelt ernst zu Mute gewesen wäre. Schließlich fand sie eine alte Ahnung nur bestätigt. Ihr fiel jener Sonntag wieder ein, wo sie Bruno in seiner Wohnung besucht hatte, seine Verwirrung bemerkte und eine Haarnadel fand, welche den ihrigen ähnlich sah. Keine Frage, — er hatte damals bereits mit Olga eine Liebschaft. Hunderterlei Dinge fielen ihr ein, die ihr jetzt als völlige Beweise erschienen.

„Auch so eine undankbare Kreatur", sprach sie im bitteren Tone vor sich hin.

Übrigens entpuppte sich ja ihr früherer Geliebter als ein ganz netter Herr. Ein Kind hatte er sogar mit diesem Frauenzimmer, — mit ihrer ehemaligen Dienerin, die sie förmlich von der Straße aufgelesen hatte!

Die Geheimrätin hatte ihre alte Kraft wiedergefunden und durchschritt hastig den Salon. Wut und Haß spiegelten sich auf ihren Zügen wider und verzerrten sie. Die schwerverwundete Löwin bäumte sich wieder auf.

Plötzlich erhob sie die Faust und richtete sie drohend vor sich hin. Alles, was sie empfand, was chaotisch auf sie eindrang und sie zu erdrücken versuchte, was in ihr loderte und brütete, lag in diesem stummen Spiel.

Was sollte sie tun? Sie wußte es selbst noch nicht, aber es war bereits eine Genugtuung für sie, sich mit rächenden Gedanken zu tragen...





Achtes Kapitel.

„Mein Herr!

Ich kann nicht umhin, auf unsere gestrige Unterredung noch einmal zurückzukommen, wenn es mir auch außerordentlich schwer wird. Ich sehe mich aber um so mehr dazu gezwungen, je stärker das Bewußtsein Ihrer an mir verübten Brutalität in mir zu erwachen beginnt. Ich müßte auch kein Weib sein, das Sie geliebt hat, wenn ich mich schnell daran gewöhnte, über Nacht Vorgänge zu vergessen, welche tief auf das Gemüt des Menschen zu wirken pflegen. Und doch bin ich Ihnen im Grunde meines Herzens außerordentlich dankbar dafür, daß Sie sich mir gerade zu einer Zeit in Ihrer wahren Gestalt gezeigt haben, in der Sie sich anscheinend außerordentlich glücklich fühlen. Oder täusche ich mich? ...

Nun, ich beneide Sie nicht, denn die Freude, daß Sie von nun an meiner Tochter ein braver und treuer Ehegatte sein werden, beruhigt mich, tötet aber zugleich den letzten Rest der Neigung zu Ihnen. Der hauptsächlichste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen das Versprechen zu geben, daß Fanny niemals etwas von dem schmählichen Plan erfahren wird, durch welchen eine Mutter sich hinreißen lassen konnte, eine Verbindung zwischen ihrer Tochter und ihrem Geliebten herbeizuführen, um sich nicht nur ihn, sondern auch ihre Existenz zu erhalten. Sie kennen die sonderbare Klausel im Testament des Geheimrats zu genau, als daß ich näher darauf einzugehen brauchte. Bewahren Sie dieses Geheimnis für ewige Zeiten, wie ich

es tief vor der Welt verschließen werde, damit eine Tochter sich niemals ihrer Mutter zu schämen braucht. Leben Sie wohl!

Frieda von Setzen.

P. S. Vernichten Sie diesen Brief sofort, wie ich auch hoffe, daß Sie es mit den früheren tun werden; à propos —: Was macht Olga und der Junge? Sie sehen, daß alles ans Tageslicht kommt... Mit meinem ehemaligen Stubenmädchen! Pfui! Was würde Fanny dazu sagen, wenn sie es erführe...?"

Diesen Brief hatte die Geheimrätin am Vormittage des folgenden Tages an Neukirch geschrieben. Die schlaflosen Stunden der Nacht hatten die Wallungen ihres Blutes beruhigt, sie zu milderen Anschauungen gezwungen. Und als sie nach wüsten Träumen erwachte, war jeder Gedanke an eine unedle Rache verschwunden und ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte die Dinge nicht mehr tragisch auffassen, sondern sie nehmen wie sie waren.

Während sie sich von Hedwig ankleiden ließ und mit einem gewissen Grauen an die Vergangenheit des Kommerzienrats dachte, kam plötzlich jene Gleichgültigkeit über sie, die immer eine Folge unabänderlicher Verhältnisse ist. Ihr Blick glitt über die luxuriöse Einrichtung ihres Zimmers, und es überlief sie eiskalt bei dem Gedanken, daß ohne die Hilfe Wolfinos binnen kurzer Zeit all diese Pracht ihrer Häuslichkeit nicht mehr existiert hätte.

Nichts fürchtete sie mehr, als eine Einschränkung ihrer Genüsse, die gleichbedeutend mit ihrem körperlichen Ruin gewesen wäre. Ihre Jugend kam ihr in den Sinn, die Entbehrung im Hause ihrer Eltern; sie dachte an die völlig zerrütteten Verhältnisse ihres Vaters, durch die jenes entsetzliche Scheinleben erzeugt wurde, das unter einer glänzenden Außenseite den Kummer und die Sorge einer verschämten Armut verbirgt. Sollte ihr vielleicht ein ähnliches Dasein winken? Eher würde sie Hand an ihr Leben legen.

Sie hatte allerdings ihre Pension, die aber gerade ausreichte, um ihre Schneiderin zu befriedigen. Es blieb ihr

also nichts übrig, als die rettende Hand weiter anzunehmen. Hatte sie überhaupt die Berechtigung, sich zur Richterin über ihren neuen Geliebten zu erheben? Stand sie eine Stufe höher als er? Was der Vergessenheit angehörte, worüber längst Gras gewachsen war, sollte man nicht als Anklage gegen jemand benutzen, der sein Vergehen bereits längst gesühnt hatte. Wolfino lebte jedenfalls in dem Glauben, daß sie seine Vergangenheit nicht kenne, es hing also ganz von ihr ab, wollte sie ihn in diesem Glauben selig werden lassen.

Ihr letztes Bedenken schwand, als der Kommerzienrat im Laufe des Vormittags ein prachtvolles Bukett teurer Winterrosen sandte und sich auf das Angelegentlichste nach dem Befinden der „gnädigen Frau Geheimrat" erkundigte.

Seine Schrift, aus der man sofort auf die plumpe Hand des Schreibers schließen konnte, nahm sich fast wie eine Beleidigung des feinen Elfenbeinpapiers aus, das durch ein übergroßes Monogramm geziert wurde. Es war, als hätte ein Schuljunge Schreibübungen veranstaltet. Selbst die Orthographie ließ zu wünschen übrig. Frieda nahm jedoch im Augenblick keine Notiz davon; sie war vielmehr nur ganz Weib, das sich über eine ihm zuteil gewordene Aufmerksamkeit freut und im geheimen dem Spender für die Überraschung dankt. So träumte sie mit offenen Augen von der Villa am Zoologischen Garten, von einer Fortsetzung ihrer glänzenden Feste, von längeren Reisen und allen jenen Zerstreuungen, die das Leben einer leichtsinnigen Frau ausmachen und so unzertrennlich von ihrem Dasein sind, wie das Parfüm von ihrem Boudoir. Sie befand sich nun einmal auf einer abschüssigen Bahn und wollte nicht mehr rückwärts blicken.

Ihre größte Hoffnung war, den Kommerzienrat bewegen zu können, ihre Zukunft schon bei Lebzeiten sicherzustellen.

Nachdem ihr Charakter seit vierundzwanzig Stunden völlig Schiffbruch gelitten hatte, begann sie auch äußerst raffiniert zu denken, denn die Erfahrung hatte sie klug gemacht und sie gelehrt, jede Rücksicht gegen die Männer fallen zu lassen. Und da Neukirch nicht ihr erster Liebhaber gewesen war und sie nicht im Ernste daran dachte, auf unbestimmte Zeit hinaus die

Umarmungen des robusten Ungeheuers, das sich Kommerzienrat nannte, zu dulden, so zog sie bereits in Erwägung, ob es für ihr ästhetisches Gefühl nicht besser wäre, den Schwärmereien des jungen Klaviervirtuosen, den Isidor Gerechter bei ihr eingeführt hatte, entgegenzukommen, um ihr Übermaß von Liebe auch ihm zuteil werden zu lassen.

So tröstete sie sich über Neukirchs Untreue schneller, als es unter anderen Aussichten für die Zukunft der Fall gewesen wäre. Es wurde ihr also nicht schwer, das oben erwähnte Schreiben an den Mann ihrer Stieftochter abzufassen. Wie alle Frauen, die eines Tages zu der Überzeugung kommen, daß sie eine defekte Moral besitzen, empfand sie plötzlich das Bedürfnis, besser zu erscheinen als sie wirklich war. Zum mindesten wollte sie imponieren.

Um den Brief ganz sicher an seine Adresse gelangen zu lassen, sandte sie ihn durch einen Dienstmann direkt ins Ministerium, mit der Weisung, ihn dem Assessor persönlich abzugeben. Zum Unglück jedoch hatte Neukirch im Auftrage seines Abteilungschefs in einem benachbarten Ministerium zu tun, und da der Kanzleibeamte ihn für unpäßlich hielt, den Brief aber als dringende Angelegenheit betrachtete, so übergab er ihn einem der Boten, um ihn direkt in die Wohnung des Assessors befördern zu lassen.

Die Zofe nahm ihn ab und legte ihn sorglos auf den Arbeitstisch ihres Herrn, wo ihn Fanny, als sie sich ein Buch holen wollte, entdeckte. Natürlich erkannte sie die Handschrift ihrer Stiefmutter und wurde stutzig. Jene Neugierde, die sie bereits einmal dazu getrieben hatte, einen an ihren Verlobten gerichteten Brief zu öffnen, begann sie zu quälen und rief allerlei mißtrauische Gedanken in ihr wach. Sie klingelte und fragte die Zofe gleichgültig, wer den Brief abgegeben habe.

„Ein Bote aus dem Ministerium", bekam sie zur Erwiderung. „Man glaubte, der Herr Assessor sei zu Hause."

Daß Bruno nicht im Bureau war, verstand sie sich zu erklären, nicht aber, was Frieda veranlassen konnte, einen Brief direkt nach dort zu senden, — jetzt noch, wo die Freundschaft zwischen Frieda und ihrem Gatten in die Brüche gegangen

war. Hatte er ihr doch fest versichert, daß ihn in letzter Zeit nur rein geschäftliche Dinge nach der Potsdamer Straße geführt hätten.

Der Dämon der Versuchung war stärker als der Respekt vor dem Briefgeheimnis. Überdies, — hatte sie nicht ein moralisches Recht, den Frieden ihres Hauses zu wahren? Die Finger arbeiteten, und das Kuvert flog auseinander. Die Buchstaben tanzten...

„Oh... Es ist gemein, unbeschreiblich gemein!"

Jeder Laut war ein Stöhnen, das sich durch die Kehle rang. Als sie den Brief zum zweiten und dritten Male gelesen hatte, bekam sie erst die Nachschrift zu Gesicht, die auf der anderen Seite stand. Etwas Unnennbares, ein Gemisch von Ekel und Selbsterniedrigung überkam sie. Sie ließ den Brief fallen, als befürchtete sie, durch ihn verunreinigt zu werden. Dann setzte sie sich und starrte vor sich hin, wie jemand, der etwas nicht zu fassen vermag oder doch fürchtet, er könnte durch einen Aufblick noch etwas Unangenehmeres erfahren.

Kein Laut kam über ihre Lippen; sie weinte nicht und bewegte sich nicht. So saß sie mehrere Minuten lang, während welcher Zeit ihr Herz dumpf pochte und eine gewisse Übelkeit in ihr aufstieg, die eine Folge fürchterlicher Aufregung ist.

„Verkuppelt... Hintergangen!" kam es endlich leise über ihre Lippen.... Und plötzlich wuchsen diese geflüsterten Worte, die sie mehrmals mechanisch wiederholte, zu einem fürchterlichen Sturm der Raserei an, der an der Seele, an der Gestalt dieser Frau rüttelte und in einer Art Fieberanfall zum Ausbruch kam.

Sie griff in ihre Haare, schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, trommelte mit den Füßen auf den Teppich, raste dann durch das Zimmer, rang die Hände über dem Kopf und schrie immer dasselbe: „Verkuppelt, verkuppelt!"...

Eine elementare Wut hatte sich ihrer bemächtigt. Sie schlug auf den Tisch, so daß sie sich wehe tat, aber sie war in diesem Augenblick empfindungslos gegen körperliche Schmerzen. Nur ihr Gehirn und ihre Seele litten entsetzlich, während die Züge ihres Antlitzes schroffe Formen annahmen.

Klopfen an die Tür brachte sie zur Besinnung. Es war die Zofe, die das laute Schreien herbeigelockt hatte.

Ob der gnädigen Frau etwas passiert sei? Sie habe einen großen Schreck bekommen.

Das brachte sie zu sich. Nur keine Blöße vor den Domestiken... Ein Nervenanfall! Man möge ihr das Riechfläschchen bringen, das in ihrem Arbeitskörbchen liege, auch ein Glas Wasser; der Anfall werde vorübergehen. Die Zofe verschwand, um eiligst mit dem Gewünschten zurückzukehren.

Dann bat sie das Mädchen, zu bleiben.

„Ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Aber gnädige Frau —"

„Schon gut, ich glaube es. Sie haben eine Mutter, die Sie unterstützen —?"

„Jawohl, gnädige Frau. Sie ist alt und kränklich, aber durch Ihre Güte ist ihr schon manche Wohltat zuteil geworden."

„Schon gut, — ich will jetzt keinen Dank, aber Gehorsam. Nehmen Sie das Goldstück und schicken Sie es der alten Frau... Wenn mein Mann nach einem Briefe fragt, der von einem Boten aus dem Ministerium hier abgegeben sein soll, so wissen Sie von nichts. Sie verstehen mich doch."

„Selbstverständlich, gnädige Frau."

Während das Mädchen weiterer Befehle harrte, blickte Fanny zum Fenster hinaus und überlegte dabei, was sie zuerst tun müsse, um Genugtuung für die ihr angetane Schmach zu erlangen. Rasch zu handeln hielt sie für das beste. Dabei suchte sie in Gedanken nach irgend einem Menschen, dem sie sich ganz anvertrauen könne. Mit bitterem Gefühl mußte sie sich gestehen, daß sie eigentlich sehr einsam dastehe, daß sie nicht einmal derjenigen, welcher ein Kind in trüben Stunden ihr Herz auszuschütten pflegt, ihr Leid klagen könne: ihrer Mutter. Aber da waren noch Lamberts, — richtig! Dort traf sie noch Freundesseelen. Ja noch mehr wie das, einen Mann, von dem sie wußte, daß er ihr seit Jahren mehr als freundschaftliche Neigung entgegengebracht hatte: Otto.

Er stand leibhaftig vor ihr. Seine Treue und Charakterfestigkeit, sein Edelsinn und seine Aufrichtigkeit leuchteten aus

seinen Augen, die sie in der Einbildung auf sich gerichtet sah. Selbst seine charakteristische Häßlichkeit wurde in ihrer Phantasie durch diese vortrefflichen Eigenschaften verschönt. Wie sehr er sich früher bemüht hatte, ihr angenehm zu erscheinen, und wie komisch sie das gefunden hatte! ... Im Fluge zogen diese Eindrücke an ihr vorüber. Zuletzt fielen ihr die Worte ein, die er mit zitternder Stimme am Verlobungstage auf dem Balkon in der Potsdamer Straße zu ihr gesprochen hatte: daß sie stets auf ihn bauen könne, wenn sie eines aufrichtigen Freundes bedürfe. Damals hatte sie mit ihm kokettiert, um Bruno eifersüchtig zu machen. Mit den Empfindungen eines Ehrenmannes gespielt um eines Schurken willen!

Die Gefühle einer unglücklichen Frau sind unberechenbar: sie schwanken hin und her; schließlich neigen sie sich dem Manne zu, von dem das Weib das größte Mitleid erhofft. In diesen Minuten lechzte Fanny förmlich danach, Otto von Lambert in ihr Vertrauen zu ziehen. Sie dachte nicht daran, daß es immer gefährlich ist, einem Freunde das Unglück der eigenen Ehe zu schildern. Ihr ganzes Verlangen ging nur dahin, zu einem Manne sich aussprechen zu dürfen, den sie wirklich schätzte und achtete.

So schnell wie ihr dieser Gedanke kam, so rasch war sie auch mit ihrem Entschluß fertig. Oh, diese Kreatur von Stiefmutter sollte büßen. Mit Wollust hätte sie ihr den Stachel ihrer Wut ins Herz gesenkt, würde der Zufall sie in diesem Augenblick in dieses Zimmer geführt haben. Aber wie, wenn man sie hierher zu locken versuchte, um sie in Gegenwart ihres ehemaligen Geliebten zu erniedrigen? Gewiß, der Coup mußte gelingen.

„Lina —“

„Gnädige Frau —“

„Mein Mann und ich haben einen Scherz vor, und Sie sollen uns dabei behilflich sein, — in der Voraussetzung natürlich, daß Sie sich verständig dabei zeigen .... Schon gut, ich glaube es Ihnen. Sie werden also heut gegen Abend zu Frau von Setzen gehen und sie im Namen des Herrn Assessor dringend und herzlich bitten — verstehen Sie? ich sage herzlich!

— ihn morgen nachmittag zwischen drei und vier Uhr mit ihrem Besuche zu beehren und zwar in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Ich sei ausgegangen, käme erst gegen Abend zurück, und der Herr Assessor befinde sich allein zu Hause. Damit die Frau Geheimrätin Vertrauen zu ihm habe und wisse, worum es sich handelte, sende der Herr Assessor dieses Kuvert mit. Verstanden?"

Als Lina, überglücklich durch die Huld ihrer Herrin, gehen wollte, wurde sie nochmals zurückgehalten.

„Ich gehe aus. Wenn mein Mann kommt, und ich bin noch nicht zurück, so bestellen Sie ihm, ich sei zu meiner Modistin gefahren und ließe ihn bitten, mich zu entschuldigen, falls ich zum Essen noch nicht hier sein sollte."

Als sie wieder allein war, setzte sie sich auf den Lehnsessel vor dem Schreibtisch ihres Mannes und las das Schreiben Friedas aufs neue, diesmal mit der Ruhe eines Richters, der ein Aktenstück studiert, um sich nichts den Angeklagten Belastendes entgehen zu lassen.

Natürlich erregte von neuem das Postskriptum des Briefes besonders ihr Interesse. Es stand bei ihr nun fest, daß Olga bereits seit Jahren ein durch und durch heuchlerisches Geschöpf gewesen sei, das verstanden habe, durch Preisgeben ihrer Reize den Assessor an sich zu fesseln. Diese Verirrung Neukirchs empörte sie am meisten. Denn es hatte ihm das geschenkt, wonach sie sich bis heute vergeblich gesehnt hatte. Und zu ihrem bitteren Groll gesellte sich nun auch die Unzufriedenheit mit sich selber, die in einem langen Seufzer zum Ausdruck kam.

Ihr fielen jene erotischen Romane ein, die sie schon als Backfisch hinter dem Rücken ihrer Stiefmutter verschlungen hatte: in denen die Ehe zu einer unglücklichen wurde, wenn sie kinderlos blieb. Schon war sie nahe daran, über diesen Fehltritt ihres Mannes milder zu denken, als ihr Blick auf den Aufsatz des Arbeitstisches fiel. Ein Schlüssel steckte in der geschnitzten Mitteltür. Sie öffnete den Schrank und untersuchte, neugierig gemacht, seinen Inhalt.

Ein Buch! . . . Ein Oktavbuch mit Lederrücken, dessen

unscheinbares Äußere auf keinen besonderen Inhalt schließen ließ. Aber sie öffnete es, gepeinigt von der Wonne, die sie empfinden würde, spielte ihr der Zufall neues Material zur Beschuldigung ihres Mannes in die Hände.

„Ah —"

Sie las:

„... Am ersten April Frieda 3000 Mark... Am sechsten Juni Frieda 2500 Mark... Olga 550 Mark... Goldene Uhr mit Kette für Olga 180 Mark... Diverses für Olga 75... 230... 400 Mark... Am fünfzehnten September Frieda 3000 Mark... Diverses für Frieda 465 Mark... Am fünfzehnten Oktober Frieda 1500 Mark... Olga 300 Mark... Diverses für Olga 135 Mark... Spielverlust im Feudalen Klub 30 000 Mark... Wechsel 15 000 Mark fällig am ersten April (Benjamin Levy)... Wechsel 7000 Mark fällig am ersten Juni (Benjamin Levy) ... Wechsel 15 000 Mark fällig am fünfzehnten Juni (Benjamin Levy)..."

Diese ganze Rubrik war durchstrichen und mit dem quer über die Ziffern geschriebenen Vermerk „bezahlt" versehen.

Dann kamen wieder Notizen:

„... Wechsel 15 000 ... Wechsel 15 000 .. Wechsel 5000 Mark ... 3000 ... 8000 ... sämtlich fällig am ersten April (Benjamin Levy, Dorotheenstraße 199)."

Fanny ließ das Buch sinken. Ihr schwindelte angesichts dieser Ziffern, die deutlicher sprachen, als tausend glühende Worte es vermocht hätten. Da vor ihren Augen standen Charakterlosigkeit und Leichtsinn ihres Mannes verzeichnet, stand das ganze Elend, in welches hinein man sie verkuppelt hatte. Unwillkürlich faltete sie die Hände, als vermöchte sie durch ein stummes Gebet die Wahrheit der fürchterlichen Erkenntnis, die ihr geworden, von sich abzuwenden.

Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Sie erinnerte sich der vielen rätselhaften Gänge, die Neukirch so oft nach der Dorotheenstraße zu machen hatte, wo sich, wie er angab, bei einem Freunde eine kleine Nachmittagsgesellschaft zusammenfinde. Wie ein Dieb, der das Licht des Tages scheut, hatte er sie schon jetzt um einen Teil ihres im nächsten Jahre fälligen

Vermögens bestohlen, hatte er ein Kapital dem Spiele und seinen Maitressen geopfert, hatte er zu einem Wucherer seine Zuflucht genommen, bauend auf die Stunde, wo er hoffen durfte, mit ihrem Gelde seinen Namen, den auch sie nun trug, in Ehren zu erhalten.

„Elender!"

Fahl vor Zorn warf sie das Buch in das Fach zurück.

Nach einer Viertelstunde war sie auf dem Wege zu Lamberts. Es war bereits nach zwei Uhr. Um halb vier pflegte ihr Mann zu Hause zu sein; sie hatte also nicht viel Zeit übrig, wollte sie zum Mittagessen zurück sein. Mutter und Tochter waren mit Erich, dem zweiten Sohne, der, wie der Leser bereits erfahren hat, als Sekondeleutnant in einer kleinen schlesischen Stadt stand und abermals auf Urlaub gekommen war, ausgegangen, um einige Einkäufe zu machen. So traf sie also nur Otto an. Bevor er nach der Begrüßung noch irgend eine Frage an sie richten konnte, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, das ihn auf das tiefste erschütterte. Sofort ahnte er, was über sie hereingebrochen war. Und mit dem aufrichtigen Mitleid, das er für sie empfand, paarte sich jenes unnennbare Gefühl, das in dem Mann erweckt wird, der die Hoffnung auf ein geliebtes Weib wieder bekommt.

„... Fanny, ich bitte Sie, fassen Sie sich und haben Sie Vertrauen zu mir... Ihr Mann, nicht wahr?"...

Und als sie wußte, daß er ihr Unglück erraten hatte, vermochte sie sich noch weniger zu mäßigen. Ihr Weinen klang verstärkter, ihr ganzer Körper war von der Erschütterung gepackt, schien immer mehr zusammenzusinken, kleiner zu werden. Er war hinter sie getreten und betrachtete sie schweigend. Und er mußte sich mit Gewalt bezwingen, um nicht zu ihren Füßen zu sinken, ihr Gewand zu küssen und seine innersten Empfindungen zu verraten. Er hätte sie so stundenlang weinen sehen mögen, nur um sich ihrer Nähe erfreuen zu dürfen.

Endlich wurde sie ruhiger, und so begann sie ihm alles zu beichten, was sie in der letzten Stunde in Erfahrung gebracht hatte; sie tat es langsam und unsicher, aber mit der inneren Befriedigung eines Menschen, der im Unglück eine Seele

gefunden hat, von der er annimmt, daß sie seine Lage begreift und versteht.

Da saß sie vor ihm, die unglückliche Frau, und erzählte ihm Dinge, die er zum Teil längst geahnt und gewußt hatte. Ihr Lebensglück war vernichtet, und doch konnte er sich nicht verhehlen, daß aus allen ihren Anklagen gegen ihren Mann nur zu deutlich hervorging, wie sehr sie ihn geliebt hatte und wie groß trotz aller Schurkereien die Neigung zu ihm noch war.

„Fanny," sprach er sanft auf sie ein, „Sie haben mir großes Vertrauen geschenkt, und ich danke Ihnen auf das herzlichste dafür. Die Sache steht schlimm, es ist daher schwer, Ihnen zu raten. Es würde ein eigentümliches Licht auf mich werfen, wollte gerade ich mich zu Ihrem Anwalt aufwerfen. Es bleibt Ihnen nichts übrig, als in dieser heiklen Angelegenheit Ihren Gefühlen zu folgen. Ich sage Ihnen das aus dem Grunde, weil — —"

Plötzlich abbrechend, kehrte er sein Gesicht dem Fenster zu. Als sein Blick wieder auf sie fiel, sah er, daß ihre großen Augen mit einem merkwürdigen Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

„Otto," sagte sie mit einer so weichen Stimme, daß es ihn selig durchschauerte, „ich kenne den Grund: weil Sie mich lieben."

„Fanny!"

Dieser eine Ausruf sagte ihr, was sie damit angerichtet hatte. Und als sie bemerkte, daß er seine ganze Kraft zusammennehmen mußte, um ihr Unglück nicht zu mißbrauchen, kam ihr wie der Blitz ein unlauterer Gedanke. Man hatte mit ihrem Glück Komödie gespielt, — wie, wenn sie es ebenfalls mit diesem Manne täte, ihm Liebe heuchelte, sich ganz ihm untertan machte, damit er sie an anderen räche? Würde Neukirch nicht, wenn sie versuchte, ihn eifersüchtig zu machen, anders gegen sie werden? Hatte sie überhaupt bis jetzt daran gedacht, diesen Trumpf gegen ihn auszuspielen? Sie allein trug die Schuld daran, wenn sie ihn verwöhnte und immer in dem Glauben ließ, sie könne ihm niemals untreu werden. Vielleicht hatte gerade das ihn gleichgültig gemacht und ihn

dazu getrieben, seine eigenen Wege in dem Bewußtsein zu gehen, niemals daran von ihr gehindert zu werden.

Dieser Einfall erschien ihr so verlockend, daß sie ihn sofort zu benutzen beschloß. Eignete sich aber Lambert zu einem Spielzeug für sie? Wenn er zur Besinnung käme, erführe, daß sie eine elende Koketterie mit ihm getrieben habe...? O, dann hätte er sich ebenfalls so schuldig gemacht wie sie. Einige Sekunden lang schwankte sie, dann siegte ihre egoistische Natur.

„Otto," begann sie leise, „ich hatte nicht die Absicht, eine wunde Stelle in Ihrer Brust zu berühren. Können Sie mir verzeihen?"

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er heiß und innig küßte.

„Wie Sie nur fragen können —"

Sie fuhr fort:

„Wir Frauen blicken tief, wenn es sich um unser Herz handelt. Es hat mir nicht entgehen können, daß Sie seit Jahren bereits mehr in mir sahen, als eine bloße Freundin. Und wissen Sie noch, an jenem Abend auf dem Balkon...? Sie sprachen mit so merkwürdig zitternder Stimme, Ihr ganzes Aussehen war verändert, Ihr Glückwunsch klang so tragisch, als verlören Sie mit ihm einen Teil Ihres Lebens. Ich glaube, daß ich Ihnen durch meinen Frohsinn in jener Stunde recht weh getan hatte... Und doch, hätte ich damals ahnen können, wie alles kommen würde, vielleicht... Vielleicht!"

Wie traumverloren hatte sie die letzten Worte gesprochen, indem sie, die Hände ineinandergeschlungen, vor sich hinblickte.

„Ja, Otto, ich muß es noch einmal wiederholen: vielleicht —!"

Und nun hoben ihre Augenlider sich langsam, und ein Blick traf ihn, der ihn in Verwirrung brachte.

„So haben Sie geahnt, was mich an jenem Abend bewegte? ... Fanny, mein Leben würde ich gegeben haben, hätte ich Sie glücklich gesehen. Damals bereits wußte ich, was Ihnen dereinst bevorstehen würde. Ich hätte Sie aus Ihrem Liebestaumel herausreißen mögen, um Ihnen die Hohlheit und Verlogenheit Ihrer Umgebung zu beweisen. Denn was ich zu

beobachten Gelegenheit hatte, ließ mich Ihr jetziges Unglück ahnen."

„Weshalb haben Sie es nicht getan?"

„Ich wußte nicht, ob Sie mir dafür dankbar sein würden und ob ich die Berechtigung dazu hatte."

„Ihre Liebe zu mir gab sie Ihnen doch!"

„Was ist eine Liebe ohne Erwiderung!"

„Waren Sie dessen so sicher?"

„Fanny, ist das Ihr Ernst?"

„Wenn es wäre —?"

„Dann hätten Sie niemals hierher kommen sollen, um mir das zu sagen."

Er wandte ihr wieder den Rücken zu, lehnte sich an das Fensterkreuz und blickte hinaus, um ihr seine Gesichtszüge zu verbergen. Plötzlich fühlte er ihre Hand auf seiner Schulter, und als er wie elektrisiert sich umdrehte, sah er einen bittenden Blick auf sich gerichtet. Er hätte diese Frau nicht lieben müssen, um nicht bei ihrer Berührung einen süßen Schauer zu empfinden, der seine Vernunft zu umnebeln begann.

„Otto," sagte sie aufs neue, „ein Sprichwort sagt: ‚Die Reue eines Lebens löscht nicht das Unrecht einer Minute aus' ... Ich war ein unwissendes Mädchen, das sich durch die Schmeicheleien und das glänzende Äußere eines Mannes bestechen ließ, aber nicht nach Herzen und Charakter fragte. Ich träumte von einem sonnigen Dasein und habe nur bittere Enttäuschung erlebt ... Wissen Sie, was das heißt, sich eines Tages bewußt zu werden, um schnöden Geldes wegen verkuppelt worden zu sein? ... Sie sehen in mir eine Frau, die zur Erkenntnis gekommen ist, und die in ihrem Elend allein dasteht, ohne Schutz eines starken Armes. Wollen Sie mein Rächer sein? ... Otto!"

Er empfand die Nähe ihrer vollen Gestalt, von der ein eigentümliches Gemisch von Wärme und Parfüm ihm entgegenströmte. Und als sie noch einmal absichtlich ihre Hand auf seinen Arm legte und mit einem Ausdruck stiller Sehnsucht auf ihn blickte, vermochte er sich nicht mehr zu bezwingen.

Schweigend umfing er sie mit seinem Arm, drückte sie fest an sich und küßte sie, ohne daß sie ihm wehrte. Und als er sie so widerstandslos in seinen Armen fühlte und nur ein leises „Ach" vernahm, kamen heiße Worte der Liebe über seine Lippen: die ganze, tiefe Neigung, die er seit seiner Jünglingszeit für dieses schöne Geschöpf empfunden hatte. Er war berauscht von Seligkeit und unnennbarer Wonne. Niemals zuvor hatte er zu einem Weibe von Liebe gesprochen, niemals eine derartige keusche Hingebung empfunden. Und wenn die Welt um ihn versunken wäre, — er hätte diese Augenblicke ausnützen müssen, bis daß er selbst mit ihr zugrunde gegangen wäre.

„Was tun Sie —?" stammelte sie endlich, als sie unter seinen erdrückenden Liebkosungen Luft schöpfte.

„Fanny, liebst du mich? Sage ein Wort nur."

„Ja", hauchte sie, fast gepeinigt von dem stürmischen Verlangen, mit dem dieser Mann, der niemals das Leben genossen hatte, ihre Sinne erhitzte.

„Du wirst dich scheiden lassen, nicht wahr?"

„Ja, ich will, — wenn Sie mir Genugtuung verschaffen."

„Ich schwöre es dir, so wahr ich dir das Glück wiedergeben werde, das man dir geraubt hat."

Jedes Wort, das sie nun sprach, wurde wie ein Stück Hoffnung von ihm begrüßt, das er durch einen heißen Kuß belohnte. Die Augen geschlossen, sah sie weder sein unsympathisches Gesicht noch die krankhaft glühenden Augen; nur der Wohllaut seiner Stimme drang an ihr Ohr und ließ sie ganz vergessen, daß sie Komödie mit ihm spiele.

Die Dämmerung hatte das Zimmer in Halbdunkel gehüllt, und so äußerte sie, daß sie nach Hause müsse. Ob sie vielleicht hoffen dürfe, ihn am anderen Tage um drei Uhr bei sich zu sehen? fragte sie ihn verschämt. Sie würden beide völlig ungestört sein. Ein wahnwitziger Gedanke war ihr gekommen: sie wollte Otto von Lambert Zeuge der Unterredung mit ihrer Stiefmutter sein lassen.

Plötzlich hörten sie im Korridor die Stimme der Landgerichtsrätin. Otto beeilte sich, Licht zu machen, während

Fanny nach ihrem Muff griff und eine Haltung annahm, als wäre sie soeben erst eingetreten.

Frau von Lambert, die mit ihrem Sohn Erich heimkehrte, war sehr überrascht, die Frau Assessor hier zu sehen, denn Margarethe hatte sich unterwegs von ihnen getrennt, um der Freundin ihren Besuch zu machen.

Man lachte über dieses Mißgeschick, beruhigte sich aber bald darüber. Fanny, die den jungen Offizier lange nicht gesehen hatte, geriet in ein lustiges Plaudern mit ihm, das binnen wenigen Minuten durch den Humor Erichs so ausgelassen wurde, daß sie sich endlich mit Gewalt losreißen mußte. Die kurze Unterhaltung mit dem blutjungen Mann, dessen Kopf, sobald er sich in seiner Heimat befand, voller Schrullen war, kam ihr wie ein Labsal vor. Sie lud ihn denn auch ein, sie recht bald zu besuchen, damit sie die „angenehme Sitzung" fortsetzen könnten.

Otto wurde fast neidisch auf seinen Bruder und würde ihm jedenfalls gegrollt haben, wenn er ihn nicht so außerordentlich lieb gehabt hätte. Als Fanny sich dann empfahl, griff auch er nach Hut und Paletot. Da er ohnedies nach der Gegend des Botanischen Garten müsse, wolle er die Gelegenheit benutzen, Frau Neukirch ein Stück Weges zu begleiten, meinte er. Fanny bedankte sich sehr für diese „Auszeichnung", reichte Frau von Lambert und ihrem Jüngsten herzlich die Hand. Die Landgerichtsrätin rief ihrem Sohne die scherzhaften Worte nach: „Herr Doktor, bleiben Sie nicht so lange", während Erich seinem Bruder lächelnd mit dem Finger drohte, woraus man eine gewisse Anspielung auf den alten Schwarm des Ältesten für Fanny entnehmen konnte.

* * *

Zur gewöhnlichen Zeit kam Neukirch aus seinem Bureau nach Hause und begab sich, wie gewöhnlich, sofort in sein Arbeitszimmer, um nach dem Briefe zu forschen, den er hier vorfinden sollte. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und durchsuchte die Zeitungen und sonstigen Papiere, ohne seine Bemühungen belohnt zu sehen. Da er selten seine gute Laune

verlor, pfiff er den Walzer aus „Nanon", einer Operette, die er bereits dreimal gehört hatte (mit Olga, Frieda und seiner Frau, oder wie er scherzhaft zu sich selbst zu sagen pflegte: mit seinen „drei Weibern"). Er fühlte sich von der Melodie und seinem eigenen Pfeifen so gefesselt, daß er schließlich das Suchen vergaß, mit den Fingern die Trommel schlug und zuletzt laut zu variieren begann:

Olga zu dir ist mein liebster Gang —
— — — — — — — — — — —

Der Brief aber ließ sich nicht bewegen, hervorzukommen. Dafür entdeckte er sein Schlüsselbund, das er den ganzen Vormittag bereits gesucht hatte. Natürlich fiel es ihm ein, die Tür des Aufsatzes zu öffnen, um sich zu überzeugen, ob man seinen Befehl, ein für allemal an seinem Schreibtische keine Hand anzurühren, respektiert habe.

Seine fidele Stimmung wurde bedeutend abgekühlt, als er bemerkte, daß das Geheimbuch seine Lage verändert hatte.

„Das weiß der Henker, wer hier immer etwas zu suchen hat!" sprach er halblaut vor sich hin, zog die Schlüssel ab und machte sich auf den Weg zum Zimmer seiner Frau, was er um so lieber tat, als sein Magen eine bedenkliche Leere verriet.

Im Nebenzimmer kam ihm die Zofe entgegen, um ihm von der Abwesenheit Fannys Mitteilung zu machen. Das stimmte ihn nicht gerade besser; denn es war ihm neu, daß seine Gattin um diese ungewöhnliche Zeit ihre Gänge zu besorgen pflegte. Er erinnerte sich jedoch eines bevorstehenden Hausballes, zu dem sie eine Einladung bekommen hatten, und so fand er darin eine Entschuldigung für die plötzliche Konferenz mit der Schneiderin.

Der Brief fiel ihm wieder ein. Die Zofe hatte bereits längst auf diese Frage geantwortet, machte ein sehr dummes Gesicht und erwiderte, daß sie von nichts wisse. Er schickte sie dann nach der Küche, um das Dienstmädchen zu fragen, deren Ehrlichkeit ohne Zweifel war. Dasselbe Resultat. Ob seine Frau vielleicht den Brief an sich genommen habe?

Nein; sie könne auf das bestimmteste versichern, daß dies nicht der Fall sei.

„So. Woher wissen Sie denn das so genau? Meine Frau wird Ihnen doch nicht sagen, was sie tut und unterläßt.“

Als er nun Linas Verlegenheit bemerkte, sagte er sich sofort, daß gegen ihn irgend etwas im Spiele sei. Und da er überhaupt keine besondere Hochachtung vor der Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit von Zofen hatte, überdies wußte, daß das Mädchen seiner Frau sehr zugetan war, so wählte er den Weg aller Diplomaten, das heißt, er begünstigte die fremden Interessen, um seine eigenen desto sicherer zu erreichen. Es fielen ihm einige bedeutsame Einzelheiten aus dem Familienleben dieses sparsamen Mädchens ein, die er bei Gelegenheit aus dem Munde seiner Frau vernommen hatte.

„Sie haben eine Mutter, die Sie unterstützen, nicht wahr?“

„Ganz recht, Herr Assessor. Sie ist —“

„Alt und immer kränklich, — ich weiß schon, liebes Kind“, unterbrach er sie lächelnd in parodistischer Manier. Er rückte an seinem Kneifer, zog die Börse hervor und fuhr fort: „Hier, dieses kleine Goldstück schenke ich Ihnen, senden Sie es der alten Frau, — — lassen Sie nur, ich will keinen Dank... Nun sagen Sie aber die Wahrheit. Wer hat den Brief abgenommen?“

„Wenn der Herr Assessor mir versprechen wollen —“

„Mein Wort, daß Ihnen keine Unannehmlichkeiten erwachsen sollen.“

Lina war ein kleines zierliches Persönchen mit goldblondem Haar und allerliebstem Gesicht. Neukirchs Blick ruhte mit Wohlgefallen auf ihrem Antlitz und ihrer keck hervortretenden Büste; und in seinem Innern bedauerte er lebhaft, daß ihm der Himmel das Unglück beschieden hatte, zu dieser reizenden Kammerkatze in Schicklichkeitsbeziehungen zu stehen, die es ihm unmöglich machten, den Beweis für das ewige Verlangen seines Herzens zu erbringen.

Er strich sich wohlgefällig seinen anerkannt schönen Schnurrbart, lachte die Kleine keck an, so daß seine weißen Zähne sich zeigten, und dachte an jene Zeit, als die reizende Olga zum erstenmal ebenso mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand und das erste Goldstück entgegennahm.

Lina gestand ihm nun, daß seine Frau sich in dem Besitz des Briefes befinde. Noch mehr als das: daß das Schreiben von der Geheimrätin sei.

Hm, hm. Wenn seine ehemalige Geliebte nach den gestrigen Auseinandersetzungen noch einmal an ihn zu schreiben für gut befunden hatte, so durfte er sich auf einen höchst indiskreten Inhalt des Briefes gefaßt machen. Weshalb hätte sie auch sonst den Boten direkt nach dem Ministerium geschickt!

Er entließ die Kleine mit der Strafpredigt, in künftigen Fällen ihre Seligkeit nicht doppelt zu verkaufen, da sie sonst beim jüngsten Gericht zum Gaudium sämtlicher Teufel im Fegefeuer schmoren müsse. Alsdann kehrte er mit sorgendurchfurchter Stirn in sein Arbeitszimmer zurück.

Während er auf und abschritt, fiel sein Blick wieder auf die Mitteltür des Schreibtisches, erinnerte er sich wiederum des Buches. Niemand anders als seine Frau konnte es in Händen gehabt haben. Er war nahe daran, die ganze Angelegenheit sehr fatal zu finden, als es klingelte und, nachdem er selbst geöffnet hatte, Fräulein von Lambert vor ihm stand.

„Ah, — welch' besondere Ehre! Bitte treten Sie nur näher, meine Gnädigste."

Er konnte sich im Augenblick keinen angenehmeren Besuch zur Zerstreuung seiner üblen Laune denken, als den dieses verkörperten Ideals seiner geheimsten Träume. Niemals war sie ihm so lieblich erschienen als gerade jetzt. Ihre Wangen waren von der Kälte gerötet, und unter dem Pelzbarett blickten ihre Taubenaugen so sanft auf ihn, als wollten sie um Vergebung für die Störung bitten. Voll Frohsinn lächelte sie ihn vergnügt an. Und als er sie bat, näherzutreten und einige Augenblicke mit seiner Gesellschaft vorlieb zu nehmen, zeigte sie keine Spur von Befangenheit. Fanny müsse jeden Augenblick erscheinen, sagte er zur Beruhigung. So führte er sie denn in sein Arbeitszimmer, weil er es hier am gemütlichsten und wärmsten fand.

Die Kälte, die sie mit hereinbrachte und die ihn wie ein erfrischender Hauch anwehte, nötigte ihn zu der Frage, ob sie nicht ihre Garderobe ablegen wolle? Sie werde sich sonst

gehörig erkälten, wenn sie wieder ins Freie komme. Sie fand das so natürlich, daß sie seinen Rat ohne weiteres befolgte. Während er ihr behilflich war, den Mantel abzuziehen, berührte seine Hand leise ihre Wange.

„Haben Sie warme Hände!" sagte sie treuherzig.

„Daher meine kalte Liebe", warf er scherzhaft ein.

„Mit einemmal? Ich glaubte, so etwas könne Ihnen niemals passieren", erwiderte sie, wagte ihn aber dabei nicht anzusehen, sondern beschäftigte sich mit dem Aufnesteln ihrer langen Winterhandschuhe. Sie fand die Einleitung des Gespräches etwas heikel, so daß sie sofort auf seine Frau zu sprechen kam. Wie ihr Befinden sei, weshalb sie sich so selten in der Potsdamer Straße sehen lasse?

Seine Antwort lautete so gleichgültig, daß sie in Erstaunen geriet.

„Sagen Sie doch, Fräulein von Lambert, — ich habe wohl früher in keinem guten Rufe bei Ihnen gestanden", platzte es ihm dann heraus.

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus Ihrer vorherigen ironischen Bemerkung über meine kalte Liebe."

Sie lachte hell auf und meinte, daß sie durchaus nicht die Absicht gehabt habe, ihm durch das bekannte alte Sprichwort zu nahe zu treten. Sie habe nur einmal flüchtig gehört, daß er sehr empfänglich für weibliche Schönheit sei; wo und durch wen wisse sie nicht mehr.

„Sie sind mir doch deswegen nicht böse?" fragte sie leichthin.

„Wie können Sie so etwas denken! Im Gegenteil, — ich freue mich über Ihre Aufrichtigkeit... Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden... Und so erhoffe auch ich dereinst Vergebung aller meiner Sünden, die mir aufzubürden man von jeher bereit war."

„Sie sind sehr offen."

„Nur Ihnen gegenüber."

Da sie unwillkürlich an jenen Abend denken mußte, wo er ihr im bezechten Zustande zu verstehen gegeben hatte, daß er Fanny durchaus nicht liebe, und sie sich in diesem Augenblick

bei dem Geständnis ertappte, daß er ihr niemals gleichgültig gewesen sei, so fand sie ihre Situation etwas peinlich. Sie sah nach ihrer Uhr, erhob sich und äußerte, daß Fanny doch wohl zu lange bleiben werde.

„Haben Sie Furcht vor mir?“ fragte er.

„Wie kommen Sie zu dieser seltsamen Frage? Ich fürchte nur die Roheit. Darf ich Sie bitten, mir behilflich zu sein —?“

Sie hatte nach ihrem Mantel gegriffen, dessen eine Seite sie ihm entgegenhielt, und erschien so stolz und unnahbar, daß ein anderer jedenfalls seine Schlüsse daraus gezogen hätte. Neukirch jedoch berührte das nicht.

„Sie haben recht, wenn Sie mich fliehen“, sagte er gelassen. „Allmählich habe ich mich daran gewöhnt, um den seltenen Genuß Ihrer Gegenwart zu kommen.“

Natürlich seufzte er bedeutungsvoll.

„Sehr schmeichelhaft für mich, aber wohl nur aus Versehen an meine Adresse gerichtet. Es kann doch für einen Mann keinen höheren Genuß geben, als sich mit seiner Frau zu unterhalten.“

Er lachte so bitter auf, daß sie ihn ganz erschrocken ansah und sich beeilte, ihn zu verlassen.

Plötzlich ergriff er ihre Hand, führte sie, ohne daß sie es hindern konnte, an seine Lippen und sagte fast bewegt: „Sie sind ein Engel. Ich will Sie nicht zurückhalten, aber bevor Sie gehen, beantworten Sie mir die Frage: Haben Sie noch niemals davon gehört, daß Geld, viel Geld den ursprünglich besten Menschen tief unglücklich und elend machen kann?“

Obwohl sie darin die Anspielung auf seine Mißheirat sah, lachte sie harmlos.

„Ich bin noch niemals im Besitz von vielem Gelde gewesen, kann also nicht wissen, inwieweit Sie recht oder unrecht haben ... Sind Sie wirklich unglücklich?“

„Und wenn es der Fall wäre —“

„Dann könnte ich Sie nur aus tiefsten Herzen bedauern. Jeder Mann hat das Recht zu wählen, und Sie haben es besessen ... Ich würde niemals einen Mann heiraten, den ich nicht liebte; würde ich ihn aber einmal geheiratet haben, so

wüßte ich auch mein Schicksal mit Ergebenheit zu tragen, träte selbst eines Tages die Enttäuschung an mich heran."

„Und wenn ich mich Ihnen genähert hätte, Margarete, würden Sie mich zurückgewiesen haben? Wenn ich heute noch frei wäre, mich frei zu machen versuchte ... wenn ich zu Ihren Füßen sinken würde, Sie bitten würde, mich anzuhören, bis ich Ihnen die ganze Trostlosigkeit meiner Ehe geschildert habe, wenn ich Sie fragen würde, ob Sie mir meine Ruhe wiedergeben, mich zu einem anderen Menschen machen wollten? ... Margarete, sprechen Sie nur ein Wort."

Vor Erregung rot geworden, aber doch schnell gefaßt, reichte sie ihm die Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Adieu, Herr Neukirch. Ich will nichts gehört haben. Resignation heißt die Brücke, über welche man gelangen muß, um das Leben zu nehmen, wie es ist. Empfehlen Sie mich bestens Fanny ..."

Als sie der Tür zuschreiten wollte, wagte er mit den Worten: „Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an", in sinnloser Verblendung die Arme nach ihr auszustrecken, denn seine Wüstlingsnatur kannte keine Grenzen.

Der Blick, mit dem sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen maß, war eisigkalt.

„Herr Assessor ... Ich muß doch bitten. Vergessen Sie nicht, daß Sie eine Dame vor sich haben, und daß ich zwei Brüder habe."

Ein leichtes Neigen des Kopfes und sie war verschwunden.

Einige Augenblicke starrte er ihr verblüfft nach, dann lachte er auf.

„Da geht sie hin, das lebende Resultat einer verkehrten Erziehung und hinterläßt mir nichts weiter als eine Blamage", sprach er vor sich hin. „Aber man spricht nicht zuviel von ihr: sie ist in der Tat ein kluges Mädchen. Sie will nur geheiratet sein." Und nach einer Pause: „Es ist doch merkwürdig, wie schnell die Abkühlung kommt, wenn man einen kalten Wasserstrahl empfangen hat ... Es ist vier Uhr durch, und meine liebe Frau ist noch immer nicht hier. Eigentlich hat sie nur Schuld an meinem Abfall. Denn wäre sie hier gewesen, wäre

mir das nicht passiert, deshalb muß Strafe sein. Ich mache mir also selbst den Vorschlag, bei Olga zu speisen."

Er begann abermals den Nanonwalzer zu pfeifen, erteilte den Dienstboten einige Befehle und verließ das Haus, um sich an der nächsten Straßenecke in eine Droschke zu setzen.

An diesem Tage amüsierte er sich so vortrefflich mit Olga, daß er wie gewöhnlich erst mitten in der Nacht nach Hause kam, am andern Morgen sehr lange schlief und dann gerade so viel Zeit hatte, sich schleunigst anzukleiden und den Kaffee zu schlürfen. So fand sich also keine Gelegenheit, um mit Fanny viele Worte zu wechseln. Überdies war ihm alles so gleichgültig, daß er nicht die geringste Angst vor dem häuslichen Sturm hatte, der unabwendbar eines Tages eintreten mußte.

Er wunderte sich aber nicht wenig, als ihm, bevor er sein Bureau verließ, ein Brief übergeben wurde, der abermals von Frieda war, diesmal jedoch nur die Worte enthielt:

„Es freut mich, daß du bereut hast. Ich komme.

Frieda."

Er schüttelte mit dem Kopf, und er wurde auch nicht klüger, als er das Papier nach allen Seiten drehte und schließlich auch das Kuvert aufschnitt, um nach versteckten Schriftzeichen zu suchen, die ihm den Schlüssel des Rätsels hätten geben können. Dann aber, nach einigem Nachdenken, sagte er sich, daß diese Zeilen im Zusammenhange mit dem gestrigen Brief ständen und jedenfalls zu einem Komplott gegen ihn dienen sollten. Er beschloß daher, seine Rechte als Hausherr einmal recht gründlich geltend zu machen, und erwog dabei reiflich, ob es nicht besser für ihn sei, sich mit seiner Frau einmal in Liebe auszusprechen . . .

Fanny saß mit Otto von Lambert in ihrem Zimmer, das neben dem Salon lag, in welchen Lina Frieda hineinführen sollte. Während sie, geplagt von Unruhe, nicht eine Minute lang ihren Platz behaupten konnte, unaufhörlich zur Tür schritt, um auf das Glockenzeichen zu lauschen, bemühte sich Otto, liebevoll auf sie einzureden, damit sie bei ihrer Unterredung mit Frieda sich Mäßigung auferlege.

Sie lachte dazu und zuckte nervös mit den Achseln. Wollte sie ganz aufrichtig sein, so mußte sie sich gestehen, daß sie ihre Komödie vom vergangenen Tage bereits bereue. Denn dieser schroffe, charakterfeste Idealist fing bereits an, ihr lästig zu werden.

Statt ihren Haß zu begreifen, predigte er Liebe!

Endlich schwirrte der Schall der Türglocke herein, und gleich darauf klopfte die Zofe und meldete mit leiser Stimme, daß die Frau Geheimrätin angelangt sei und im Salon Platz genommen habe.

Frieda betrachtete herzklopfend ein Album, als sie ein Rauschen hinter sich vernahm und zu ihrer Überraschung statt Neukirchs Gruß den ihrer Stieftochter hörte. Sie verfärbte sich, behielt aber ihre Fassung.

„Ah, — du bist es."

„Wie du siehst ... Da mein Mann augenblicklich keine Zeit hat, dich zu empfangen, so bat er mich, dich einstweilen zu unterhalten."

„Sooo ... Also ging diese Falle von dir aus. Jetzt begreife ich ... Du zeigst dich ja merkwürdig dankbar gegen mich."

„Ich gebe nur das zurück, was ich von dir empfangen habe."

„Was soll dieser Ton", brauste Frieda auf.

„Wenn ich bitten darf, Mama, nicht so laut. Du befindest dich hier in meiner Wohnung."

„Was aber gewisse junge Damen nicht abhalten sollte, sich zu erinnern, daß sie der Zuchtrute noch nicht entlaufen sind."

„Ganz recht, — wie auch gewisse ältere Damen der allgemeinen Verachtung noch niemals entgangen sind, wenn ihre Moral defekt geworden war."

„Das mir?!"

Lambert hatte an der Tür dieser unerquicklichen Einleitung aufmerksam gelauscht. Nach und nach wurden die Stimmen lauter, die Liebenswürdigkeiten, die man sich sagte, unzweideutiger, bis man endlich in eine Erörterung der intimsten Dinge überging.

Dem Horchenden überkam ein Gefühl des Abscheues vor diesem mit der Zunge ausgefochtenen Zweikampf zweier

Nebenbuhlerinnen, die sich zu der besten Gesellschaftsklasse rechneten. Er hörte das Keuchen ihrer Lungen, und ganz besonders schien Fanny in Raserei ausgebrochen zu sein.

Plötzlich vernahm er Worte, von denen er bisher geglaubt hatte, sie wären nur unter dem Pöbel gebräuchlich.

„Dirne ..."

„Altes Aas ..."

Klatsch ... Klatsch ...

Ein Kreischen und Schreien, Scharren und Poltern ertönte, begleitet von einer Fülle häßlicher Schimpfwörter.

Als er die Türe aufriß, bot sich ihm ein äußerst unschöner Anblick dar. Stiefmutter und Stieftochter lagen sich in den Haaren und bearbeiteten sich mit den Fingernägeln nach der Art von Straßendirnen, die sich um die Gunst ihres Beschützers streiten.

Und damit diesem widerlichen Salonbilde nicht die humoristische Färbung fehle, stand im Rahmen der gegenüberliegenden Tür, die zu seinem Arbeitszimmer führte, Neukirch, den glänzenden Zylinderhut auf dem Kopfe, und betrachtete mit zynischem Wohlgefallen das Fingerduell, dessen Veranlassung allein er war. Soeben nach Hause gekommen, war er durch den Skandal angelockt worden. Seine Züge verfinsterten sich erst, als er von der anderen Seite einen fremden Herrn eintreten sah, in dem er zu seinem Erstaunen Doktor von Lambert erkannte.

Nachdem die beiden Männer die Feindinnen mit Mühe getrennt hatten, trat Neukirch mit sehr ernster Miene auf Lambert zu und bat ihn, ihm in seinem Zimmer auf wenige Minuten Gehör zu schenken.

„Mein Herr," begann er kalt, „Sie sind soeben Zeuge einer mich kompromittierenden Szene gewesen, werden also wissen, was uns beiden übrig bleibt."

„Ich verstehe vollkommen und bin zu allem bereit", erwiderte Lambert mit einer leichten Verbeugung.

„Das hatte ich erwartet ... Alsdann werden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wer Ihnen die Berechtigung gab, sich hier in Dinge zu mischen, die Sie durchaus nichts angehen?"

Einen Augenblick schwankte Lambert. Sollte er diesem Manne gegenüber seine Gefühle profanieren, sollte er ihm offen eingestehen, daß er seine ganzen Schurkereien kenne, daß sein eigenes Weib ihn, Lambert, aus Liebe zu ihrem Anwalt gemacht habe, damit er sie räche? Nein, nein, — dadurch würde er sie noch mehr ins Unglück stürzen und sich selbst als einen Menschen hinstellen, der sich feige hinter dem Rock einer Frau verbarg.

So sagte er denn herausfordernd:

„Was mich hierher führte, mein Herr, war die Unverschämtheit, mit welcher Sie gestern das Gastrecht verletzten und sich gegen meine Schwester benahmen. Ich traf Sie nicht zu Hause. Man ersuchte mich, zu warten, und so wurde ich durch Zufall Zeuge jener Szene. Sie sehen also, daß Sie nichts vor mir voraus haben.“

„Ah so ... Dann bitte ich um Entschuldigung für meinen Irrtum. Sind Sie damit einverstanden, wenn wir diese angebliche ‚Unverschämtheit‘, wie Sie sich auszudrücken beliebten, sobald als möglich aus der Welt zu schaffen versuchen? Ohne Zeugen, nur unter Ehrenwort als Bürgschaft? Sie werden einsehen, daß hier Dinge vorgefallen sind, die außer mir kein anderer Mann —“

„Ich erkläre mich bereit.“

Neukirch verriegelte die Türen und sagte dann mit unterdrückter Stimme: „Nun gut, so wählen wir. Ich mische diese Karten und lege sie in zwei Haufen auf den Tisch. Wer das erste Aß zieht, verpflichtet sich durch Ehrenwort, innerhalb dreier Monate aus dem Leben zu scheiden, mit der schriftlich zu hinterlassenden Erklärung, daß das Motiv seiner Tat eine unheilbare Krankheit gewesen sei ... Sie willigen ein?“

„Ja.“

Einen Augenblick herrschte Totenstille im Zimmer. Dann hoben beide zu gleicher Zeit die ersten Karten ab und kehrten sie um. Jeder hatte eine Zehn gezogen. Zum zweiten, dritten und vierten Male blieben die Züge unentschieden; beim fünften Male warf der Assessor die Herz-Dame auf den Tisch, Lambert dagegen das Kreuz-Aß.

Neukirch verbeugte sich höflich und sagte lächelnd: „Sie sehen, es handelt sich immer im Leben um die Coeurdame. Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen."

Einen Augenblick war es Lambert, als hätte er die tödliche Kugel bereits in der Brust und müßte wanken. Das Blut stockte ihm in den Adern, die Aufregung hatte ihm den Schweiß auf die Stirn getrieben; aber er beherrschte sich und spielte den Gleichgültigen.

„Mein Ehrenwort als Mann, daß ich meine Verbindlichkeit erfüllen werde ... Haben Sie die Güte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen", sagte er tonlos, verbeugte sich ebenfalls höflich und begab sich in den Korridor, um seine Garderobe zu nehmen und das Haus seines Henkers zu verlassen.

Von der Tür des Salons fort huschten zwei weibliche Gestalten. Es waren die Köchin und das Kammermädchen, die bereits seit längerer Zeit dem weiblichen Duett im großen Vorderraum gelauscht hatten.

Als Neukirch wieder die Türe entriegelte und den Salon betrat, fand er Fanny nur noch allein vor. Frieda hatte sich bereits entfernt.

„Also hat der Feind den Rückzug angetreten, hoffentlich für immer", sagte er, einen prüfenden Blick auf den Teppich werfend, wo einsam ein falscher Zopf die Stelle des wildesten Kampfes bezeichnete. „Hurra, sogar eine Trophäe haben wir erbeutet", fuhr er launig fort und bückte sich, um behutsam mit Daumen und Zeigefinger den Schmuck, der das Goldblond von Friedas gefärbtem Haar zeigte, vom Boden aufzunehmen.

Dann wandte er sich zu seiner Frau und versuchte sie mit den Worten zu trösten: „Wie du siehst, meine Liebe, kommen derartige kleine Scharmützel in den besten Familien vor. Man muß die Sache also nicht so tragisch nehmen."

Und plötzlich sank er vor ihr auf die Knie nieder, umschlang sie mit beiden Armen und sagte im Tone gemachter Reue: „Sag mal, Schatz, wenn ich dir nun schwöre, mich zu bessern und von jetzt ab nur dir zu gehören, wirst du mir verzeihen? Ich bin in die Netze jener Frau geraten, und du hast mich gerettet, du Liebe, Gute!"

Wahrhaftig, es ist nicht zu glauben, aber er tat es: er verbarg sein Gesicht in ihren Schoß und schluchzte laut und vernehmlich, als stände er bittend an der Himmelspforte, wo man ihm den Eintritt verweigere.

Frau Neukirch sah etwas „angegriffen" im Gesicht aus, was sie jedoch nicht hinderte, die Hände von den tränenfeuchten Augen zu nehmen und sie wie zum Segen auf das tadellos gescheitelte Haupt des wiedergefundenen Gatten zu legen.

O über diese Frauen! Sie kommen mit ihren Empfindungen aus einer Hölle in die andere und fühlen sich zum Schluß immer wieder am wohlsten in dem Himmel, den sie bereits kennen gelernt haben . . .

„Wo ist Herr von Lambert?" fragte sie dann, als er sich erhoben und den ersten Kuß in diesem neuen Eheleben auf ihre Lippen gedrückt hatte. „Hat er dir irgend etwas gesagt, ich meine —"

„Beruhige dich nur. Er sagte, daß er hierher gekommen sei, um mich etwas zu fragen. Und da hättest du ihn gebeten, zu warten . . . Er ist krank und will verreisen, weit, weit . . . Übrigens, was geht das uns jetzt an! Er wird am besten wissen, wohin der Weg zum ewigen Glück führt."

Sie atmete auf wie von einem Alp befreit.

Wußte sie nun doch, daß Lambert nicht der Mann war, der die Ehre einer Frau preisgab . . .

„Kind, ich habe Hunger."

„Mir geht es ebenso."

„Gehen wir also und sammeln wir neue Kräfte zum gemeinsamen Weiterwandeln in diesem irdischen Jammertal."

Er blieb noch einmal vor Friedas Zopf stehen und blickte ihn wehmütig an, als würden mit ihm alte Erinnerungen lebendig. Dann reichte er seiner jungen Frau galant den Arm, um sie mit komischer Förmlichkeit zu Tisch zu führen . . .





Neuntes Kapitel.

Nach vier Monaten, es war Ende März und der letzte Schnee von der Straße verschwunden, bummelte Herr von Schichlinski eines Mittags durch die Friedrichstraße der „Passage“ zu, als er Major von Schimmel begegnete, der wie gewöhnlich ins „Café Bauer“ wollte, um sich in diversen Zeitungen nach dem Wachsen des neuerblühten Lorbeers seiner Dichter-Gattin zu erkundigen. Frau Lilias poetische Schwergeburt „Herta, das Götterweib“ hatte endlich nach einer Korrespondenz, die zehn Aktenstücken gleichkam, an einer Provinzbühne das Lampenlicht erblickt, nachdem man dem Direktor die Abnahme von hundert Parkett- und zwölf Logenbilletts garantiert hatte.

Herr von Schimmel schwor hundertmal, diesen Schmerz niemals überwinden zu können, denn die Folge davon wäre, daß er sich mit seinem Pensionsgelde immer mehr einschränken müsse und keinen Menschen mehr finden werde, der ihm Kredit gebe. Sömtliche Theateragenten von Berlin seien bereits seine geschworenen Feinde geworden und wichen ihm auf der Straße aus, weil sie stets befürchteten, von ihm wegen des Vertriebes eines neuen Opus Lilias bestürmt zu werden.

Da er aber trotzdem in das Talent seiner Frau vernarrt war, so unterzog er sich immer aufs neue gerne der Mühe, verstohlen unter den Marmortischen im Café mit seinem scharfen Federmesser jede Notiz und Kritik über die Werke seiner Gemahlin auszuschneiden.

Die Herren teilten sich natürlich ihre Neuigkeiten mit. Der Major namentlich war vermöge der ausgebreiteten Bekanntschaft seiner Frau immer dazu imstande.

„Was sagen Sie zu der neuesten Heldentat der Frau von Setzen, mein junger Freund?" fragte Schimmel, und da der Journalist seine Unkenntnis darin bedauerte, so fuhr der Major fort:

„So seid Ihr Herren von der Presse: das neueste wißt Ihr nie. Sie werden jedenfalls davon gehört haben, daß das fameuse Weib ein Verhältnis mit dem widerlichen Kerl, dem Kommerzienrat Wolfino, angeknüpft hatte. Er hatte ihr sogar eine Villa am Zoologischen Garten auf das eleganteste eingerichtet. Sie wollte aber durchaus sicher gehen und bewog ihn, hunderttausend Mark auf ihren Namen bei einer Bank zu hinterlegen. Kaum hat sie das erreicht, was tut sie? Sie hebt das Geld ab, verkauft unter der Hand das ganze kostbare Mobiliar der Villa, läßt dem dicken Ungeheuer die kahlen vier Wände zurück und begleitet den jungen Klaviervirtuosen — Sie entsinnen sich jedenfalls noch des Menschen mit den entsetzlich langen Haaren — auf einer Konzert-Tournee nach Amerika. Pyramidales Weib, diese Setzen!"

Der kleine Hauptmann Schwitzer kam ihnen in den Weg gelaufen. Ob sie denn wüßten, daß man „ihn" endlich habe?

Wen er meine, fragten die beiden Herren zu gleicher Zeit. „Doktor Otto von Lambert", erwiderte Schwitzer. „Ein Förster im Grunewald habe den Leichnam an einer ganz einsamen Stelle entdeckt... Denken Sie sich, Lambert hat an einer unheilbaren Krankheit gelitten und sich mitten durchs Herz geschossen. Das Merkwürdigste dabei ist, das die Kugel gerade das Gesicht der Photographie einer jungen Dame durchbohrt und unkenntlich gemacht hat. Leider ist auch die Kleidung des jedenfalls schon sehr alten Bildes so verwischt, daß es unmöglich ist, auf irgend eine Person zu schließen. Das ist doch immerhin bedenklich... Den Jammer in der Familie können Sie sich denken! Aber sein neuestes Buch ist glücklich heraus. So hat wenigstens die Mutter noch etwas davon."

Alle drei schwiegen eine Weile. Seit acht Tagen hatte man Lambert bereits vermißt. Allerlei Mutmaßungen waren laut geworden: Fannys Zofe hatte geplaudert, und so tauchte bald das Gerücht von einem amerikanischen Duell auf, das durch ein

anderes Motiv verschleiert werden sollte. Schließlich wurde auch sein ewiges Augenleiden erwähnt, und man schrieb diesem die Ursache zu dem selbstgewählten Tode zu.

„Sehen Sie, meine Herren," begann Schichlinski, „Sie haben hier wiederum einen Beweis für die bekannte Theorie, wonach unter dem Drucke der gemeinen Welt alles, was edel denkt und eine Sonderstellung innerhalb unserer verrotteten Gesellschaft einnimmt, zugrunde gehen muß. Er war ein zu großer Idealist und stand mit seinen Füßen zu wenig auf der Erde. Er mußte also bald ins Schwanken geraten und in höhere Sphären steigen.... In unserer vortrefflichen Gesellschaft wird niemand geduldet, der so verlogen ist, die Wahrheit zu sagen. Requiescat in pace!"

In diesem Augenblick ging auf der anderen Seite der Straße sehr gravitätisch Herr vom Unterrock vorbei; seine langen Beine griffen so weit aus, daß es schien, als schritte er auf zwei langen Stelzen dahin; er überragte die Passanten um doppelte Hauptes-länge und wäre jedenfalls noch größer erschienen, wenn er nicht ewig einen krummen Buckel gezeigt hätte.

Der Major, der die Herren auf ihn aufmerksam machte, wirbelte seinen Schnurrbart, warf einem Mädchen verliebte Blicke zu und sagte alsdann:

„Seitdem er in Erfahrung gebracht hat, daß die kleine, üppige Witwe Scholz, in die er sich unsterblich verliebt hatte, ihren Cousin gleichen Namens geheiratet hat, wird er seines Lebens nicht mehr froh. Diesem Cousin hat er nämlich obendrein noch zu einer Stellung als Geheimsekretär verholfen. O meine lieben Freunde, wenn man die zweibeinigen Esel alle zählen wollte, die in Berlin herumlaufen und sich an einem Frauenhaar lenken lassen."

„So etwas kann Ihnen natürlich niemals passieren, Herr Major", warf Schichlinski ein, versuchte aber den aufsteigenden Groll Schimmels sofort wieder durch einen Vorschlag zu besänftigen. Er habe heute abend vor, eine Studienreise in verschiedene untergeordnete Ballokale zu machen, um ein Feuilleton darüber zu schreiben. Die Fahrt könne sehr interessant werden. Wenn Schimmel sich ihm anschließen wolle, so

werde ihm das sehr angenehm sein. Auch wolle er die Entschuldigung für die verbummelte Nacht bei Frau Lilia gern übernehmen.

Der Major war so entzückt davon, daß er am liebsten Schichlinski auf offener Straße umarmt hätte. Vor dem Café Bauer angelangt, in das sie nun alle drei gehen wollten, kam Doktor Isidor Gerechter gerade die Treppe herunter und stolperte an ihnen vorbei.

„Sieh da, der neue Caliban, das große Schimpforakel!" sagte Schichlinski. „Da sich durch seine Kritiken niemand mehr überzeugen läßt, so rächt er sich jetzt und liest sie zweimal: zuerst in seiner Zeitung und nachmittags regelmäßig im Café Bauer. Die Gedanken fehlen aber nach wie vor."

Da Doktor Gerechter in der letzten Zeit keine Reklame mehr für Frau Lilia machen wollte, so fiel Herr von Schimmel von Herzen in das herbe Urteil Schichlinskis ein, und fügte noch hinzu, daß er überhaupt nicht begreife, wie er mit diesem „unwissenden Menschen" jemals habe verkehren können.

„Denken Sie sich, mein junger Freund," sagte er zu dem Journalisten, „behauptet dieser Mensch neulich irgendwo, meine Frau hätte die Rezension, die er über ihre Novellen in seiner Zeitung abdrucken ließ, selbst geschrieben. Es ist unerhört, eine fulminante Lüge! Er muß mir vor die Klinge, oder ich verachte ihn zeitlebens."

„Tun Sie lieber das letztere, Herr Major," beruhigte ihn Schichlinski, „das kostet kein Blut und erfordert weniger Zeit." . . .

Am Abend trafen sich der Major und Schichlinski wie verabredet, um ihre Studienreise anzutreten. Mitten in der Nacht gerieten sie in ein Ballokal der äußersten Louisenstadt, in dem ganze und halbe Dirnen die Nacht durchtanzten und, falls sie keine männliche Begleitung fanden, mit hungrigem Magen schlafen gingen, um ihr Elend zu verträumen und sich gegen Mittag erst mit bleichen Wangen und neuen Hoffnungen von ihrem Lager zu erheben.

Es war ein kleiner Saal, umringt von säulengetragenen Nischen, deren Hinterwände grelle Landschaftsbilder zierten,

welche die Perspektive des Raumes erweitern sollten. An der einen Seite tauchten Lauben aus Pappe auf, die mit giftig grünen Blättern und gleichem Rankwerk bemalt waren. Von der Decke herab hingen unzählige lange Drähte, an deren unteren Enden rote Papierrosen befestigt waren. Durch die Hitze, welche die Gasflammen ausströmten, gerieten die Drähte in leise Bewegung, die noch verstärkt wurde, wenn der Staub vom Tanzen aufwirbelte und die Kleider der Damen im Kreise sich drehten. So glich die ganze Decke einem wogenden Rosenfeld, das auf den Kopf gestellt war.

„Die Rosen von Schiraz, nur ohne Duft und Leben", sagte Herr von Schichlinski, als er durch sein Monokel den Saal zu mustern begann. Im äußersten Winkel desselben war ein kleines Podium errichtet, auf dem ein alter Konzertflügel stand. Ein Pianist gab sich Mühe, begleitet von Flöte und Geige, die Tasten so kräftig als möglich anzuschlagen.

Als die Musik aufgehört hatte und der Klavierspieler sein Gesicht dem Saale zukehrte, erkannte der junge Journalist in ihm Paulus Liese, der seit einem halben Jahre bereits mit seiner Mutter in diesem Viertel wohnte und hier allnächtlich spielte, um zu einem größeren Verdienst zu gelangen. Seine erloschenen Augen starrten noch ebenso ausdruckslos wie früher in die Weite, ohne mehr als schattenhafte Gebilde zu sehen.

Schichlinski machte den Major auf ihn aufmerksam, und beiden fiel nun wieder lebhaft jener Abend im Feudalen Klub ein, wo so seltsame Szenen sich abgespielt hatten, die durch Liese veranlaßt worden waren. Den Journalisten faßte Mitleid für den Unglücklichen, und so schickte er einen Kellner zu dem Pianisten mit der Frage, was er essen und trinken wolle.

Dann bestellte er das Gewünschte: ein belegtes Butterbrot und ein Glas Portwein.

Sie hatten sich nun in eine der Nischen unweit der Musikanten gesetzt, sahen dem Trubel zu und musterten das Publikum. Die Herren waren größtenteils Kommis aus Modegeschäften, die den Schlaf, den sie sich nachts raubten, am Tage durch das Herumlungern hinter dem Ladentisch, durch Recken und Dehnen, sobald der Chef den Rücken gekehrt hatte,

nachzuholen versuchten. Neben ihnen tauchten Handwerker auf, hin und wieder auch Studenten, Ehemänner sämtlicher Jahrgänge, welche die Ehrbarkeit mit der Garderobe abgegeben hatten und, einer familiären Gewohnheit folgend, die Mädchen sofort mit „du" anredeten, Zoten austeilten und sie mit derselben Ruhe einsteckten. Und inmitten dieser besseren männlichen Gesellschaft tauchten jene zweifelhaften Elemente auf, von denen man nicht weiß, wie sie säen und wie sie ernten...

Und die Frauenzimmer, die sich im Kreise drehten, mit demselben Gleichmut um Getränke und Speisen bettelnd, mit dem sie eine grobe Abfertigung einsteckten, waren Nähmädchen, die ihren wöchentlichen Hungerlohn nur als Vorwand benutzten, um Beschäftigung zu haben und der Sittenpolizei eine Nase zu drehen; waren Straßendirnen von Profession, Kellnerinnen und elegante Ladenmädchen, die ihr eignes Zimmer bewohnten und seit der Zeit, wo sie zum ersten Male hierher geführt wurden, gern und oft zurückkehrten.

Allabendlich tauchten neue bisher unbekannte Gesichter auf, verschlang die aus Schweiß und Tabaksqualm zusammengesetzte Atmosphäre ihre Opfer, die den Weg des Verderbens gingen...

Die Musik begann den „Feenwalzer" zu spielen; die Paare traten zusammen und begannen den Text leise zu summen. Plötzlich kam vom Eingang her, mitten durch den Saal, ein hübsches, kräftig gebautes Mädchen, mit mattem Gesichtsausdruck, am Arme eines jungen Mannes einhergewalzt und sang laut in den Lärm hinein:

„Denke dir mein Liebchen,
Was ich im Traume gesehen.
— — — — — — — — — —"

Es war Olga Braun, die beweisen wollte, daß sie bereits das Leben zu genießen verstehe.

Herr von Schichlinski erkannte sie sofort wieder und zeigte sie dem Major, der sie mit seinem Blick durch die Reihen der Tanzenden verfolgte.

Die Augen des Journalisten richteten sich auf den Klavierspieler, der seinen Kopf blitzschnell zur Seite gewandt hatte und sich nun den Hals ausreckte, um etwas sehen zu können;

dann aber das Gesicht wieder dem Flügel zuneigte und ruhig weiterhämmerte.

Jetzt kam Olga, die heute hier zum erstenmal tanzte, wieder an ihm vorübergerauscht und erblickte seine dürre Gestalt mit den weit hinaufgezogenen Schultern und den immer noch schief-sitzenden Kopf mit dem ungestutztem wirren Haar, das unter seinen langen Strähnen auf dem Scheitel die helle Haut bereits durchschimmern ließ.

Der Schreck fuhr ihr in alle Glieder. Wenn er sie hier bemerkte, sie festhielte, um sie zu ihrem Vater zurückzubringen, sie womöglich schlüge... Sie löste sich von ihrem Tänzer, flüsterte ihm etwas zu und zog ihn mit sich fort, in Schlangenwindungen durch die tanzenden Paare dem Ausgange zu.

Die Musik war beendet. Paulus Liese stierte ein paar Augenblicke erhobenen Hauptes in den Dunst und Tabaksqualm, der wie eine riesige Nebelwolke unter dem Kronleuchter lagerte; dann tappte er vom Podium herunter, schritt langsam im Saal herum und brachte sein Gesicht nahe an das eines jeden Mädchens. Erfolglos kehrte er dann auf seinen Sitz zurück, starrte traumverloren vor sich hin und sann und sann..

Schichlinski und Schimmel hatten bereits längst den Ballsaal verlassen, als Paulus durch die Straßen wankte, seinem Heime zu, um unter dem Dache seines alten Mütterleins von einem rosigen Kindergesicht zu träumen, dessen Wange er einst gestreichelt und deren drolligem Geplauder er so oft gelauscht hatte.

Olga war wieder in seiner Nähe gewesen; er hatte ihre Stimme gehört, aber inmitten von Weibern, die bereits zu den Verlorenen gehörten! Es durchschauerte ihn, als hätte ein Frost sich auf sein Herz gelegt.

Er mußte seinen Weg über den Oranienplatz nehmen. Es war bereits fünf Uhr. Der Morgen des milden Märztages begann zu dämmern, die Häuser erhielten ein fahlgraues Licht, das sich wie ein durchsichtiger, bleierner Firniß allmählich über den ganzen noch wie ausgestorben daliegenden Platz verbreitete. Nur einzelne Gruppen von Arbeitern mit Gerätschaften bepackt, zogen an ihm vorüber. Jenseits des Kanals,

dessen Wasser in der grauen Morgenluft sich wie ein träge liegender Riesensilberbarren ausnahm, hatten die Marktleute bereits ihre Zelte und Stände aufgeschlagen und bauten nun ihre Ware auf.

Seitwärts von der Brücke blieb Paulus stehen. Er lehnte sich weit über das eiserne Gitter des Bollwerks und blickte hinunter in die Tiefe. Rechts von ihm bildete das Wasser des Kanals das Engelbecken; dahinter erhob sich in scharfen Konturen die katholische Sankt Michael-Kirche, deren Kuppel von den ersten Strahlen der Morgensonne nun rötlich umzogen wurde. Und wie unzählige kleine Flammen tanzten die Strahlen über die Dächer der Riesenstadt, zogen auf die Vorsprünge der Fronten lange glänzende Lichtstreifen, hüpften auf der leicht gekräuselten Oberfläche des Wassers und tauchten nun den ganzen Platz in ein warmes Farbenspiel.

Paulus fing an zu philosophieren. Wäre es nicht besser, wenn er dort unten . . ?

Eine bekannte Stimme erschallte hinter ihm, der man es anhören konnte, daß ihre Besitzerin den Ton des Marktvolkes noch wenig kannte.

„Aber Herr Liese, was treiben Sie denn da für Dinge, wo kommen Sie denn her?"

Es war die dicke Minna, die zu Neujahr endlich in den Hafen der Ehe eingelaufen war und hier in der Nähe einen flotten Gemüsehandel betrieb. Da ihr Stand wenige Schritte vom Ufer entfernt war, so hatte sie Paulus bereits erblickt, als er zwischen den Marktkörben einher getorkelt kam. Auf ihrem Haupte thronte ein riesiger Hut, und da sie ihre ohnehin stattliche Büste in ein ungeheuer dickes Tuch gehüllt hatte, das auf dem Rücken zu einem riesigen Knoten verschlungen war, so nahm sie sich wie ein unentwirrbarer Kleiderknäuel aus, an dem bloß das fettige, gutmütige Gesicht leuchtete.

Paulus wolle doch nicht etwa so dumm sein und sich ins kalte Wasser stürzen? Dieses schlechten Frauenzimmers wegen, das die Frau Geheimrätin förmlich auf der Straße aufgelesen habe? Sie habe dieses saubere Flittchen vor zwei Stunden gesehen, wie sie mit ihrem Galan hier vorüber am Ufer entlang

stolzierte. Ein Kleid mit sehr vielen Spitzen habe sie angehabt, aber in den Strümpfen seien gewiß Löcher gewesen.

„Und nun gehen Sie ruhig nach Hause und grüßen Sie mir Ihr Mütterchen, und sagen Sie ihr, sie möchte mich einmal bald zum Kaffee besuchen. Mariannenstraße Nummer einundzwanzig im Keller... Ach, und meinen Mann sollten Sie sehen! Er war früher Gefreiter bei den Ulanen, und denken Sie sich, er hätte es bis zum Unteroffizier bringen können. Ja, ja — die Herren von der Reiterei. Das ist doch eine ganz andere Sache. Ja, ja..."

Sie winkte ihm noch einmal freundlich zu und verschwand dann an ihrem Standort, da sich bereits zu so früher Stunde eine Käuferin eingefunden hatte, eine Arbeiterin, die jedenfalls etwas mit nach der Fabrik nehmen wollte.

Paulus Liese bewegte sich unsicher von dannen. Ein paar Arbeiter wurden von ihm angerempelt, sie drehten sich um und riefen ihm einige unsanfte Worte nach. Er solle sich aufs Ohr legen, erst gehörig seinen Rausch ausschlafen.

Er achtete nicht darauf, schritt vielmehr weiter, grübelnd über Tanzplätze, Kleider mit Spitzen und all jenes unsinnige Zeug, das nur für einen unglücklichen Menschen von Interesse ist, weil bittere Enttäuschungen sich mit ihm verknüpfen.

Plötzlich kam das Wort „Mutter" leise und bebend über seine Lippen. Und bei dem Gedanken an sie durchzog ihn eine ungeahnte neue Kraft, die ihn beseelte, neue Hoffnungen in seiner Brust erweckte und seine Schritte, als wäre er verjüngt, beflügeln ließen.

„Mutter, zu dir, — zu dir allein..."

Ende.

Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. 5. Auflage. Preis geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.—.

„Das ist ein gewaltiges Buch, das nicht kritisiert, sondern genossen sein will, ja mehr als das: es ist eine künstlerische Tat und verdient als solche von der ganzen deutschen Leserwelt gewürdigt zu werden.“

Dr. P. A. Wolff in einem Essay.

Die Buchhalterin. Roman. 3. Auflage.

Preis geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.—.

Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist oft geradezu meisterhaft und ohne süßlich-idealisierende Beigabe, sie ist realistisch im guten Sinne des Wortes. Dieses Urteil gilt ganz besonders für Kretzers Roman „Die Buchhalterin“, welcher ein Familienroman im besten Sinne des Wortes ist.

Die Betrogenen. Berliner Sittenroman. 6. Auflage. Preis geheftet M. 4.50, gebunden M. 6.—.

„. . . Max Kretzer übertrifft an Kenntnis des Berliner Volkes bei weitem alle seine Rivalen: ein starkes dichterisches Talent gesellt sich zu einer scharfen Beobachtungsgabe und eine ungeheuchelte Freude am Sittlichguten läßt ihn die Gefahr eines schmutzigen Naturalismus immer vermeiden. . .“ (Berliner Tageblatt.)

„. . . In der mächtigen Wirksamkeit seiner Schilderungen erinnert Kretzer allerdings zuweilen an Zola, aber er steht weit über ihm, weil er schildert mit dem Weh des Menschenfreundes im Herzen, nicht mit der kalt zergliedernden Hand des Anatomen. . .“ (Frankfurter Zeitung.)

